

ESSAD BEY / WOLFGANG VON WEISL

# ALLAH IST GROSS

Niedergang und Aufstieg  
der islamischen Welt  
von Abdul Hamid bis Ibn Saud

VERLAG DR. ROLF PASSER  
LEIPZIG--WIEN

Mit drei Landkarten

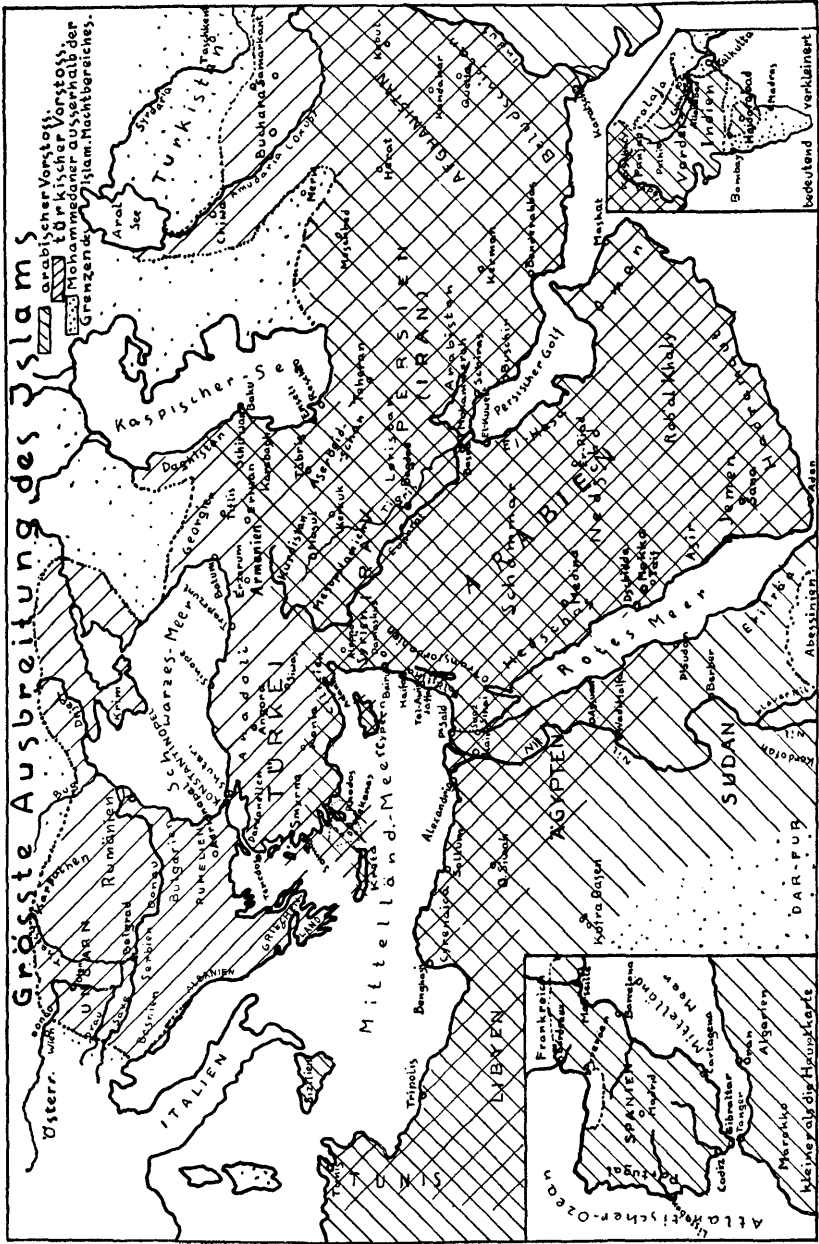
Schutzumschlag: Maenner, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1936 by Verlag Dr. Rolf Passer, Wien—Leipzig

Druck: Elbemühl A. G., Wien, IX., Berggasse 31

## PROLOG



# Grösste Ausbreitung des Islams

Arabischer Vorkontinent  
Richtung auf den Vorkontinent  
Mauschei  
Grenzen der islam. Machtbereiche.

Arabischer Vorkontinent  
Mittelmeer  
Kaspisches Meer  
Persischer Golf  
Rotes Meer  
Indischer Ozean  
Südpazifik  
Indonesien  
China  
Japan  
Südostasien  
Ostafrika  
Madagaskar  
Südamerika  
Pazifik

ITALIEN  
SYRIEN  
LIBAN  
ÄGYPTE  
LIBYEN  
SUDAN  
DAR-FUR

Ägypten  
Syrien  
Liban  
Libyen  
Sudan  
Dar-fur

Äthiopien  
Somaliland  
Ostafrika  
Madagaskar

Ägypten  
Syrien  
Liban  
Libyen  
Sudan  
Dar-fur

## DER REITER IN DER WÜSTE

Viel größer als Europa ist die Wüste. Von Timbuktu am Strand des Niger bis zu den Ruinen karthagischer und römischer Paläste am Ufer des Mittelmeeres in Libyen. Vom Schwemmland des ewigen Nil bis zu den Ufern des Atlantischen Ozeans gegenüber den Kanarischen Inseln. Zu beiden Seiten des Roten Meeres, von der Somaliküste hinweg über Arabien bis zum Ufer des Euphrat, bis zur Piratenküste am Persischen Golf und darüber hinaus durch Afghanistan und Beludschistan bis zum Indus, zur Wüste Thar, erstreckt sich, kaum durch Siedlungsland unterbrochen, beiderseitig des dreißigsten Breitengrades ein Wüstengürtel über mehr als neunzig Längengrade — ein Viertel des Erdballs. Und vom Süden nach Norden mißt sie nicht viel weniger: fast bis zum Äquator reicht die Wüste im Somaliland im Süden, reicht im Norden an die Ufer von drei Meeren: Kaspischen See, Aralsee, Balkaschsee. Die ungeheuren, endlosen Sandmassen von Kara Kum, Kysyl Kum, die Hungerwüste von Bak-Pak-Dala, und wie sie alle heißen. Endlos, übermächtig. Sandwüste, Steinwüste, Steppe vom Ural über die ganze Mongolei bis zur Chinesischen Mauer. Vom fünften bis zum fünfzigsten Breitengrad — die Welt der Wüste. Eines der kleinsten dieser Wüstengebiete, Arabien, ist größer als Deutschland, Frankreich, Italien, Polen, Rumänien und Österreich zusammen.

Sand, Sand, Sand. Oder Stein, Stein, Stein. Oder beides abwechselnd. Wo die Natur gütig ist, fällt im Frühjahr, im Herbst etwas Regen. Dann verwandelt sich hier für Wochen, dort für Monate, die Wüste in Weideland, bietet karge Nahrung hier nur für Kamele, dort auch für Schafe und Ziegen, Pferde und Esel. Aber viele hunderttausende

Quadratkilometer gibt es, auf die kaum jemals Regen fällt. Nur unterirdische Ströme steigen an spärlichen Punkten näher zur Oberfläche, schenken Brunnen den Dürstenden, vielleicht sogar eine träg murmelnde Quelle, die als Bach oder auf ein Kanalsystem künstlich verteilt etliche Kilometer weit schleicht, ehe sie von der heißen Wüste verschlungen wird.

Denn die Wüste ist überall. Sie ist ewig und unveränderlich. Unbewegt sah sie die Flucht Kains, des Brudermörders. Sie sah die vertriebene Hagar, des Patriarchen Abraham Keksweib, wie sie der allmächtigen Wüste ihren Sohn Ismael überantwortete, von dem die Araber ihre Abstammung ableiten.

Von Ismael hatte aber Gott gesagt: „Er wird ein wilder Mann sein, seine Hand gegen alle, und aller Hand gegen ihn.“

Die Weisen lehren: „Ein wilder Mann — was bedeutet das? Das bedeutet: Ein Mann, der die Wüste liebt.“ Denn die Wüste ist das Wilde, das Fremde, das Unheimliche, das niemand lieben kann, der nicht „wild“ ist. Wer aus der Wüste kommt, der ist wild, gesetzlos, anders als die Menschen des Kulturbodens. Seine Hand ist gegen alle und alle sind gegen ihn . . .

Auf einem dünnen Hügel ein Reiter. Helles Kopftuch umhüllt Haupt, Stirn und Kinn, läßt nur die scharfe Nase, die schmalen Lippen und brennende, klare, schwarze Augen frei, die gierig von der Sanddüne aus hinüberspähen auf grünes Ackerfeld, auf weiße Mauern und ragende Türme in der Ferne — dort, wo die Wüste aufhört.

Von den fernen Häusern der Städtebewohner her trägt der Wind Spiel und Sang. Dort ziehen Prozessionen, dort flattern bunte Kleider. In Schenken wird dort getrunken und gesungen. Dort leuchten Bilder, glänzen Statuen. Dort gibt es Wasser und Korn, Silber und Gold — alles.

Den Reiter der Wüste widert dieses Land an. Er haßt die Menschen da drüben, die scheu gebundenen. Er verachtet ihre Häuser, in denen sie gefangen sind. Ihre Vergnügungen, ihre Spiele eckeln ihn, Ihr Essen und Trinken, ihr Fromm-

sein und ihr Sündigen, alles ist knechtisch und häßlich. Und dennoch lockt es. Denn dort ist alles, was der Krieger der Wüste zu seinem Glück braucht. Schattige Bäume, ewig junge Weiber, erfrischendes Wasser — alles ist dort. Für den, der es holt.

Der Wüstenreiter reckt sich hoch. Diese fruchtbare Welt wird er besitzen — aber nie wird sie ihn besitzen! Er wird alle ihre Schätze genießen, aber den Sünden dieser Bauern und Krämer wird er nicht verfallen, die Freiheit seiner Wüste wird er nicht aufgeben. So schwört er. Wendet sich zu den Gefährten, hebt den Säbel; ein einziger tausendfältiger Schrei:

Allahs Gesetz und sein Schwert!

Und die Wüstenreiter senken die Lanzen, überrennen das fruchtbare Land. So spricht Gott: „Ihre Hand ist wider alle und aller Hand ist wider sie...“

Dieser Reiter in der Wüste ist der Islam. Sein halbmondförmiger Krummsäbel — der Säbel Mohammeds — ist genau so Allahs Gesetz wie das heilige Buch des Korans, das der Erzengel Gabriel dem letzten aller Propheten, Mohammed, Sohn des Abdallah, vom Himmel gebracht hat.

Mohammed war ein Sohn der Wüste. Obwohl in der sündhaften Pilgerstadt Mekka geboren, der einzigen Großstadt des damaligen Arabiens, war er doch kein Städter. Bei Beduinen aufgewachsen, als Kaufmann Wüsten durchreisend, hatte er die Wüste lieb. Den Koran, den er der Welt gab, gab er der Wüste. Größe und Bedeutung dieser Offenbarung ist, daß sie das einzige Gesetz der Wüste ist, das Anspruch erhebt, der ganzen Welt Gesetz zu werden. Im Koran diktiert die Wüste dem Kulturland. Nur im Koran, im heiligen, unerschaffenen.

In drei große Stände zerfällt die Menschheit nach arabischer Auffassung.

Die unterste Klasse ist der schollengebundene Bauer, der Fellach. Unfrei, vom Regen des Himmels, vom heißen Wind der Wüste abhängig. Sein Horizont ist nicht weiter als der

Umkreis des Dorfes; sein Mut nicht größer als der seiner Hunde, die kläffen, wenn ein Fremder kommt, aber davonlaufen, wenn ein Stein geworfen, ein Stock geschwungen wird. Er ist meist Untertan eines großen Herrn der nächsten Stadt, an den er verschuldet ist, oder hörig einem Beduinstamm, der die Hälfte oder ein Viertel der Ernte als Tribut abholt.

Die nächsthöhere Klasse besteht aus Stämmen, die Ziegen, Schafe, bestenfalls Rinderherden besitzen. Dieses Vieh braucht viel Wasser und Futter. Gehört dem Stamm Steppenland, wo der Frühlingsregen reichlich und regelmäßig fällt, dann gehören die Herdenbesitzer zu den echten, freien Söhnen der Wüste. Meist sind sie aber durch den Bedarf an Wasser und Futter gezwungen, in der Nähe von Kulturland zu weilen, als Weideland Äcker zu benützen, von dem die Bauern die Ernte schon eingebracht haben. Auf diese Weise entsteht der Typus des Halbnomaden, der sich teilweise von Ackerbau ernährt, teilweise von Viehzucht, und der verschiedene Gegenden aufsucht, um nach der Ernte seine Herden dort zu weiden. Dieses Urbild primitiver „grande culture“ wird bereits Adam zugeschrieben: Einen seiner Söhne ließ er Ackerbauer werden, den anderen Hirt — beide zusammen bildeten die Wirtschaftseinheit des Halbnomaden.

Die dritte Klasse ist die höchste, freieste, stolzeste, die „Arab“. Die Kamelzüchter. Das Kamel macht den Beduinen unabhängig von der Welt. Sogar<sup>1</sup> unabhängig von Regen und Wasser. Er braucht nichts. Das Kamel gibt Milch, Blut und Fleisch als Nahrung. Sein Fell dient als Leder. Sein Haar als Kleid und Strick, Zeltwand und kunstvoll gewebter Teppich. Kameldung ist Brennmaterial. Kamelharn trinkt der Araber als Medizin. Mit Kamelsehnen näht er. Auf dem Rücken des Kamels jagt er die Tiere — und die Fremden, die ohne Geleit sich in die Wüste wagen, in der er herrscht.

Diese Freiheit kannte kein Gesetz und anerkannte keinen Herrn — ehe Mohammed den Koran der Wüste zur Satzung gab und Allah zum Herrn. Für den Beduinen ist dieses Gesetz geschaffen. Ihm zu Liebe wird es „leicht gemacht“, denn Allah ist milde und gütig und will nicht, daß sein



„Din“, sein Recht schwer sei. Dem Beduinen zu Liebe genügt zur Erfüllung der Pflicht der religiösen Waschungen vor dem Gebet die Abreibung mit Wüstensand statt mit dem kostbaren Wasser des Kulturlandes. Dem Wüstensohn zu Liebe beschränken sich die Speisevorschriften des Korans auf das Verbot des Schweins, das in der Wüste ohnedies nicht vorkommt, während Kamel und Pferd — beide von der Bibel verboten — dem Muslim erlaubt sind.

Ein „leichtes Gesetz“ predigt Mohammed seinen Steppenarabern und Wüstenreitern und ein allgemein verständliches. Viel leichter zu merken als die zahllosen komplizierten Vorschriften der Juden, die im Norden und Süden Arabiens unabhängige Stämme bilden und Mission treiben. Und tausendmal einfacher als die verwickelten Probleme, über die Arianer, Nestorianer, Jakobiten, Monophysiten streiten, und wie alle die anderen Sekten und Lehrmeinungen des byzantinischen Christentums heißen. Einfach wie ein Schwerthieb ist seine Logik. Überzeugend wie ein Lanzenstoß seine Argumente. Der gesunde Menschenverstand jedes unverbildeten Beduinen muß verstehen, wenn Mohammed im Namen Allahs verkündet:

„Sprich: Gott ist Einer / Ein ewig Reiner / Hat nie gezeugt und ihn gezeugt hat keiner.“

Wie einfach, wie präzise! Auf diese Einfachheit und Präzision kommt es bei der Wüstenreligion an. Eine entzückende Geschichte verdeutlicht, wie Mohammed selbst genau verstanden hat, daß davon die Zukunft seines Werkes abhing. Einmal prüfte niemand geringerer als der Erzengel Gabriel ihn über „Psychologie der Beduinen“. Als Wüstenaraber verkleidet, näherte sich der Engel dem Propheten und fragte: „Worin besteht der Islam?“ Mohammed antwortete:

„Im Bekenntnis zum einzigen Gott / Und zu mir als dessen Propheten / In der genauen Beachtung der (fünf) Zeiten des Gebetes / Im Beschenken der Armen / Und in der Pilgerfahrt nach Mekka, wenn es die Umstände erlauben.“

Worauf der Beduinenerzengel sich offenbarte und lobte: „Ganz genau so ist es, wie Du gesagt hast, o Mohammed.“

Nun, ganz so einfach sind die Glaubenssätze des Islams denn doch nicht. Mohammed spricht hier nur von den Pflichten, nicht aber von seiner Weltanschauung. Eine Reihe

von Fragen, über die sich Juden und Christen nur recht gewunden ausdrückten, werden von ihm in erfrischender Ursprünglichkeit entschieden. Für den Islam gibt es keine Skrupel, wie die „ewige Verdammnis“ mit der „Allgüte Gottes“ vereinbar sein kann. Es ist ihm klar, daß bei Erschaffung der Welt die eine Hälfte der Menschen zum ewigen Höllenbrand verdammt wurde, während die andere für das Paradies bestimmt ist. Auch über die Ausstattung des Paradieses gibt er klare und unzweideutige Auskunft: Es sieht genau so aus wie die Stadt Damaskus plus himmlischen Glanz.

Die Anhänger anderer Religionen haben sich den Kopf darüber zerbrochen, wie die menschliche Willensfreiheit mit der Allwissenheit Gottes vereinbar sei. Mohammed akzeptierte, fast wäre man versucht, von Leichtfertigkeit zu reden, die Kompromißlösung Hillels: Alles ist von Gott vorausbestimmt — er läßt jedoch den Menschen jederzeit Wahl und sogar Umkehr frei. Auch diese Auffassung aber war noch zu intellektuell für Beduinen; daher ergänzte sie Mohammed durch den Begriff der „Ergebung in den Willen Gottes“ — das heißt auf arabisch Islam. „Sage nicht, ich will! Sage: Inshallah — wenn Allah will! Denn alle Dinge sind so, wie Gott es will. Er ist die einzige Kraft, die das Weltall bewegt.“

Diese erhabene Erkenntnis kennt keine Grenzen und Kompromisse. Folgerichtig führt sie zu zwei verschiedenen seelischen Eigenschaften: einerseits zum Bewußtsein der Kleinheit alles menschlichen Trachtens und damit zur Demut, anderseits zu innerer Freiheit und grenzenloser Überlegenheit gegenüber jedweddem Geschick. Wenn nämlich alles, Glück wie Unglück, vorherbestimmt ist, dann hat der Mensch nicht zu sorgen und sich zu kümmern. Nicht deshalb, weil etwa — wie beim frommen Christen — der gütige Vater im Himmel schon für seine Kinder so sorgt wie für die Lilien und für die Raben. Der Muslim glaubt nicht, daß der himmlische Vater so unbedingt für seine Gläubigen sorgt; er weiß aus Erfahrung, daß ein Mensch zugrunde gehen kann, auch wenn er fromm ist. Der Koran enthält nirgends dergleichen Versprechungen. Allerdings verkündet die 11. Sure (V. 3):

„Er versorgt euch mit schönen Dingen / bis zur bestimmten Zeit / und jedem, der Huld verdient / läßt seine Huld es gelingen.“

Aber gerade diese vorsichtige Formulierung „Huld bis zu einer bestimmten Zeit“ setzt die Unberechenbarkeit eben dieses Termins voraus. Und so tröstet sich der Muslim: wenn ein Mensch leidet und zugrunde geht, dann war es eben in dessen „Buch“ so geschrieben. Nichts hätte geholfen, hätte er versucht, gegen seinen bösen Stern zu kämpfen.

Europa ist rasch bereit, diese Demut als Fatalismus abzulehnen. Aber eine fatalistische Weltanschauung ist gar nicht mohammedanisch! Islam heißt eben nicht Fatalismus, sondern friedvolle Ergebenheit. Auf den seelischen Frieden, auf die innere Freude kommt es beim Muslim, beim „Ergebenen“ an. Der Zyniker mag dies, wenn er will, verspotten: „Da alles nach Allahs Geheiß geschieht und alles, was Allah will, weise ist, muß sich der Gläubige fügen“ — denn würde er sich nicht fügen, würde es ihm auch nicht helfen. Aber zynisch oder nicht: der Beduine versteht diese Logik. Der Menschenverstand erheischt diese freudige Fügung in Gottes Geheiß.

Deshalb unterstreicht Mohammed überall das Gebot der Vernunft: „Die das Gebet verrichten / und die Armenspende entrichten / und fest ans Jenseits glauben“ — das sind gar nicht so sehr die Tugendhaften als vielmehr die Vernünftigen. Umgekehrt aber leben diejenigen, „die nicht ans Jenseits glauben — in Verblendung“. (27. Sure, 3—4.)

„Die Ungerechten, die ihren Lüsten folgen, sind ohne Wissen / Allah führt sie irre, und sie haben keinen Helfer.“ (30. Sure, 28.)

Zahllos sind diese Sprüche und Verse, in denen immer wieder den Beduinen eingehämmert wird: der Koran\*) ist Vernunft und Inbegriff menschlicher Weisheit. Wer an die Botschaft Mohammeds nicht glaubt, der ist nicht so sehr ein Ungerechter, ein Bösewicht, als vielmehr ein beklagenswerter Narr, den Allah in seinem unbegreiflichen Ratschluß irreführt.

Auf diese Weise bekommt der Wüstenkrieger zu seiner Ergebenheit in Gott noch eine zweite, politische Ergänzung, die zusammen mit dem Seelenfrieden das Charakterbild

\*) „Koran“ heißt wörtlich „die Lesung“, das, was gelesen und vorgelesen wird.

des Muslims bestimmt: einen beispiellosen Überwertigkeitskomplex. Der Muslim verachtet die Ungläubigen. Er hält sie für ausgesprochene Dummköpfe und Narren. „Mein Gott“, fragt er, „wie kann man nur so dumm sein und nicht erkennen, daß die Lehre des Islams die beste, klügste, logischste der Welt ist? Eine leichte Religion, bequem und gerecht?“ Dieses Rätsel beantwortet er damit, daß die Ungläubigen eben dumm und „irreführt“ sind. Daher fühlt er sich erhaben und bevorzugt vor allen anderen Menschen, begnadet von Allah, der ihn auserwählt und zum Mohammedaner gemacht hat.

Dieser Überwertigkeitskomplex ist für eine Gemeinschaft, die die Weltherrschaft erobern will, unentbehrlich. Worauf hätten sonst die Wüstenreiter stolz sein sollen? Auf ihre Kamele und Schafe? Auf ihre Frauen, deren Schönheit sie zwar rühmten, die aber den Kennern der Alten Welt ebensowenig imponierten, wie die heutigen Araberinnen den modernen Ästheten?

Blieben höchstens die Balladen der arabischen Troubadoure — zu wenig, um damit Aufsehen in der Welt zu erregen. Erst der Überwertigkeitskomplex des Islams schuf die Vorbedingung dafür, daß der neugebackene Mohammedaner Lust bekam, in der Weltgeschichte Karriere zu machen.

Mit der Lust allein ist es aber auch nicht getan. Lust zur weltgeschichtlichen Karriere haben eine ganze Menge orientalischer Völker mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein. Die Sekte der Drusen, die sich von den Mohammedanern, die der Teufelsanbeter, die sich von den Feueranbetern abgespalten haben, glauben beide fest, daß beim Jüngsten Gericht ihnen die Weltherrschaft in den Schoß fallen wird. Aber Glaube allein macht nicht politisch mächtig.

Von Napoleon wird erzählt, er habe einst in Rußland ein jüdisches Bethaus besucht, wo — am Jahrestag der Zerstörung Jerusalems — die Gemeinde trauernd auf dem nackten Boden saß. Diese nationale Beharrlichkeit imponierte dem Soldatenkaiser gar nicht, entlockte ihm vielmehr die bissige Bemerkung: „Merken Sie sich, meine Herren, mit dem Popo hat man noch nie einen Staat gegründet.“

Ebensowenig genügt der Messianismus, wenn man nichts für ihn tut. Die Drusen versperrten sich den Weg zur ge-

schichtlichen Geltung, indem sie keine Proselyten aufnahmen. Druse kann man nicht werden, als Druse wird man geboren. So blieben sie eine Sekte von knapp einhundertzwanzigtausend Seelen. Hätte Mohammed seine Lehre als eine arabisch-nationale Angelegenheit aufgefaßt, dann wäre der Islam heute eine lokale Sekte, trotz all seiner psychologischen Vorzüge für Wüstenbewohner. Mohammed aber wollte von allem Anfang an — mindestens seit 630 — Weltgeltung. Er verstand, daß dazu die kärglichen Menschenreserven der Halbinsel nicht genügten. Daher gestattete er nicht nur, sondern begünstigte die Aufnahme von Proselyten aller Nationen. Zum Gesetz machte er Gleichberechtigung aller Gläubigen ohne Unterschied von Stand, Nationalität und Hautfarbe. „Besser ist es, daß deine Tochter einen Sklaven heiratet, der gläubig ist, als einen vornehmen Ungläubigen“, setzt der Koran fest.

So schuf der Islam die dritte Voraussetzung für den äußeren Erfolg: den Begriff der Einheit aller Gläubigen. Zunächst hatte diese neugeschaffene Einheit vorwiegend Bedeutung für die Beilegung der ewigen Bruderfehden und Stämme Streitigkeiten in Arabien selbst. Vor Mohammed gab es kein arabisches Volk — es gab nur verschiedene Stämme, deren Sonderinteressen zu ewigen Feindschaften führten. An deren Stelle setzte der Islam einen völlig neuen Begriff: den der allumfassenden Bruderschaft der Muslim. Alle Mohammedaner gehören gesetzlich dem großen Vaterland, dem „Haus des Islams“ an. Es gibt nach der Definition Mohammeds überhaupt nur zwei Menschengruppen: das Vaterland der Mohammedaner „Dar el Islam“, und das der Ungläubigen, „Dar el Harb“ (Land des Krieges). Diese Teilung ist im tiefsten Sinn zunächst psychologisch aufzufassen: „Haus des Islams“ ist das Land der Vernünftigen, die andere Welt ist das Irrenhaus, wo jene wohnen, die Allah irreführen will. Erst in zweiter Reihe, erst nachdem all das, was den Islam ausmacht, auf die Seelen der Gläubigen genügend eingewirkt hat, erst dann kommt die politische Folgerung aus diesem allem dazu — und diese Folgerung heißt: Dschihad! heiliger Krieg! „Vollendet mein Werk“, befiehlt der Prophet: „Breitet aus das Haus des Islams über alle Länder. Das Haus des Krieges, das Land der Ungläubigen — Gott gibt es euch /

Bekämpfet die Ungläubigen, bis keiner von ihnen übrigbleibt.“

Alle Länder der Erde, die an die Wüsten grenzen, zeigt der Prophet in diesem Vers seinen Gläubigen: Sie gehören euch — ihre Weiber und Schätze, ihre Äcker und Felder, sie gehören euch! Macht Beute — dies ist nicht nur erlaubt, es ist religiöse Pflicht! Macht Beute und teilt sie redlich und schickt den gebührenden Teil dem Oberhaupt der Gläubigen! Macht Beute — Allah wird euch beistehen und euch reich machen!

Jetzt erst ist das Bild des politischen Islams vollendet: Der Wüstenkrieger steigt zu Pferd. An seine Lanze bindet er den Koran, das göttliche Buch, das ihm die Welt zu eigen gibt. Er, der nichts zu verlieren hat, hat alles zu gewinnen. „Bismillah!“, im Namen Allahs, zieht er aus.

Das wird die Geschichte des Islams in der Welt.

## DER ISLAM REITET

Im Jahrfünft von 627 bis 632 n. Chr. wurde das Schicksal dreier Erdteile bestimmt. Im Jahre 627 hing das Sein des Islams an einem Faden. Es war das fünfte Jahr nach der berühmten Hedschra, der Flucht Mohammeds aus der kapitalistischen Aristokratenstadt Mekka in die kleinbürgerliche Landstadt Medina. In diesen Jahren hatte es zwischen Mohammed und seinen Mekkaner Gegnern nur unbedeutende Differenzen gegeben. Es waren Beduinenraufereien, bei denen schlimmstenfalls ein paar Dutzend Tote blieben. Bis 627 in einer geradezu grotesken Weise die Zukunft Arabiens und der Welt entschieden wurde.

Abu-Sofjan, Generalissimus der heidnischen Mekkaner, verbündete sich mit allen Beduinenstämmen, deren er habhaft werden konnte. Die jüdischen Kureiza eilten ebenso zu seinen Fahnen wie die Stämme des Nedschd, jenes zentral-arabischen Landes, das nach dem Weltkrieg fast die ganze arabische Halbinsel unterworfen hat und heute als Hoff-

nung des Islams gilt. Diese panarabische Armee, die gegen Medina marschierte, zählte ganze zehntausend Mann! Mohammed war ratlos. Er verfügte nur über dreitausend Krieger; war siebenundfünfzig Jahre alt, also nicht mehr jung, nicht mehr elastisch — alles schien verloren. Da rettete ihn ein persischer Sklave, Salman — sein Name gehört der Weltgeschichte — durch einen kindlich einfachen Rat: Er empfahl, rund um Medina einen Graben auszuheben und dessen Erde auf der inneren Seite zu einem Wall aufzuwerfen. Mohammed gehorchte, und als die Mekkaner anrückten, starteten sie sprachlos auf dieses absolut unarabische Wunderwerk. Gegen Wall und Graben zu kämpfen waren sie außerstande! Dazu kam noch schlechtes Wetter, Uneinigkeit der Führer — kurz, die Helden von Mekka marschierten wieder nach Hause. Das war Anno 627.

Als Mohammed nur fünf Jahre später starb, war fast ganz Arabien ihm untertan: Mekkas Heerführer waren während dieser fünf Jahre zu ihm übergegangen, die Juden aus dem Hedschas vertrieben, heidnische Araber von der Pilgerfahrt nach Mekka ausgeschlossen, ja sogar die syrischen Grenzstämme waren unterworfen. Schon vorher war Mohammed entschlossen gewesen, aus seinem Glauben eine Weltreligion zu machen. Bereits 630 hatte er Briefe an den Kaiser von Byzanz, den König von Persien, den Negus von Abessinien mit der Aufforderung geschickt, den Islam anzunehmen und sich ihm zu unterwerfen. Er hatte den Weg des Dschihad vorgezeichnet.

Mehr noch: Er hat durch ein politisches Testament dafür gesorgt, daß auch nach seinem Tod der Wille zur Welt-herrschaft beibehalten wurde. Er trug seinen „Gefährten“ aufs strengste auf, den Krieg gegen Byzanz fortzuführen, zu dem er während seiner letzten Lebensstage rüstete. Die Eroberung von Syrien lag ihm am Herzen. Als er am 8. Juni 632 — wenige Stunden nach seiner letzten Predigt in der Moschee von Medina — sanft entschlief, Engel des Himmels mit sterbenden Augen erschauend, da war der Islam gerüstet, den Tod seines Schöpfers zu überleben. Der erste Kalif, der Stellvertreter des Propheten, Abu-Bekr, trat aus dem Totenhaus, hob die Hand und verkündete der aufgeregten, trauernden Schar der Gläubigen:

„Wer nur an Mohammed glaubt, der wisse, Mohammed ist tot; wer aber an den Gott Mohammeds glaubt, der wisse: Allah lebt!“

Und der Islam — blieb am Leben.

Selbst im Alexanderzug hat Eurasien kein ähnliches Schauspiel politischer Götterdämmerung erlebt, wie nun, als mit nie erträumter Schnelligkeit die Reiter der Wüste zwei Weltreiche zerstörten und ein drittes an deren Stelle schufen. Syrien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Afghanistan, Beludschistan bis zum Indus, die Länder bis zum Kaukasus und Turkestan, Ägypten, Tripolis, Tunis, Marokko, Spanien, Sizilien, ein Land nach dem andern erlag in knapp neunzig Jahren dem Ansturm der armseligen Beduinen. Ein Wunder war des Halbmonds Siegeszug. Als Wunder, als sichtbares Zeichen der Gnade Allahs, empfindet auch heute noch der fromme Muslim jenen berauscheden Triumph der arabischen Waffen. Und auch der „gebildete Abendländer“ mag, wenn die Rede auf diese unerhörte Glanzzeit des Morgenlandes kommt, erstaunt die Frage stellen: „Ja, wie war es möglich, daß Araber, die fünf Jahre vorher nicht wußten, wie man eine mit Erdwall und trockenem Graben geschirmte Landstadt einnimmt, die Heere des Kaisers Heraklios von Byzanz, der Sassanidenkönige von Persien, der Fürsten von Spanien überrennen, zerschlagen, buchstäblich wegwischen konnten?“

Diese Frage gehört recht eigentlich zum Thema dieses Buches — obwohl es nur die Schilderung des Niederganges und Wiederaufstieges des Islams im 20. Jahrhundert zum Vorwurf hat. Denn gerade jetzt erleben wir ein ähnliches Schauspiel, wiederum kämpfen verhältnismäßig kleine, schwache, schlecht ausgerüstete und geldlose orientalische Mächte islamischen Glaubens gegen Weltreiche — und wiederum erliegt das stärkere, größere, reichere und viel höher kultivierte Europa dem Angriff. Wieder weicht es Schritt für Schritt vor den Kriegern der Wüste zurück.

Am Beispiel des Arabersturms des 7. Jahrhunderts wird vielleicht nicht nur das Heute verständlich, sondern Schlüsse auf das Morgen werden analog möglich. Jedes Ereignis ist



ganz natürlich, ganz leicht verständlich — a posteriori. Und so könnten wir heute, nach dreizehnhundert Jahren, ganz nüchtern eine Unmenge einzelner Umstände aufzählen, die den raschen Sieg des Islams begreiflich machen. Daß zum Beispiel Byzanz und Persien gerade damals gegenseitig bis zum Weißbluten einander bekämpft hatten, ist von unserem Standpunkte aus unwesentlich. Unwesentlich ist auch, daß nach dem Tode des tüchtigen Perserkönigs Chosrou in Persien Thronstreitigkeiten mit den obligaten Bürgerkriegen ausbrachen.

Die wahre Erklärung bieten zwei Erscheinungen:

Erstens: Byzanz, damals Herr von Palästina, Syrien und Ägypten kümmerte sich um diese Länder genau so viel oder genau so wenig, wie sich Großbritannien Anno 1936 für diese Gebiete interessiert. Wozu brauchen wir, Erklärungen suchend, in die Weite schweifen? Das Ägypten von heute hat rund sechzehn Millionen Einwohner und bis zu ihrem Abzug hatte die dortige englische Garnison eine Stärke von zehntausend Mann! Palästina hat anderthalb Millionen Einwohner und hatte 1936 eine Besatzung von zwei Bataillonen Infanterie und etlichen Flugzeugen. (Anno 1929 gab es in Palästina siebzig englische Soldaten!) Genau so müssen wir uns die byzantinischen Garnisonen jener Zeit vorstellen — mit dem Unterschied, daß es damals weder Radio noch Flugzeuge gab, so daß die Byzantiner eine noch unbeholfenere Rolle beim Angriff eines ernstern Gegners spielten, als England beim Ausbruch des abessinischen Konfliktes oder bei den Unruhen in Palästina 1929 und 1936. Die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung war damals auf die Donaugrenze konzentriert, wo Deutsche und Slawen das Reich bedrohten. Die weitere Sorge von Byzanz war Italien — ebenso wie die Englands von heute. Seine dritte Sorge war Persien und der Kaukasus. An Palästina, an Ägypten, an den Knotenpunkt der zwei Welteile Asien und Afrika, dachte der Leser der byzantinischen Times und des Konstantinopler Daily Herald erst, als es zu spät war. So wird der arabische Sieg militärisch erklärlich.

Mit welch kleinen Truppenkontingenten die Araber ihre Eroberungen machten, zeigt das Beispiel von Persien, dessen Augenmerk ebenfalls lediglich der byzantinischen Grenze

galt und das daher die Überfälle der Araber als unbedeutende Störungen behandelte, bis es auch für Persien zu spät war. Es genügte, daß ein kleiner — übrigens heidnisch gebliebener — Beduinenstamm in der Nähe des Euphrat Appetit bekam, in Persien Beute zu machen. Es war der Stamm des Mothanna, Chefs einer Unterabteilung der Bekr ben Wa'il, der vom Kalifen Abu-Bekr eine Hilfsarmee zum Angriff auf Persien erbat. Abu-Bekr schickte fünfhundert Mann aus Medina; Mothanna stellte dazu weitere zweitausend Euphratbeduinen und mit dieser „Armee“ überfiel er ein paar Städte, ließ sich von ihnen Tribute bezahlen; mit diesen Tributen wurden neue Beduinen angeworben, neue Städte überfallen — das Volk der Wüste roch Beute und stürzte sich wie ein Heer von Geiern auf Persien. Als der große Nationalheld der Sassaniden, Rustem, in einem unglücklichen Kampf getötet und das Reich auf die Führung des jungen Königs Jesdegerd angewiesen war, war es mit Persien zu Ende.

Nicht viel anders sah die militärische Verteidigung von Syrien aus. Die erste Entsatzarmee des Kaisers Heraklios zählte — fünftausend Mann. Noch im dritten Kriegsjahre genügte der Angriff einer griechischen Armee von viertausend Mann, um bei Damaskus den Arabern eine schwere Niederlage zuzufügen. Auch die Eroberung Ägyptens sah keine Truppenmassen im Felde: Die Besatzungsarmee war kaum viertausend Mann stark. Heere von zehntausend, höchstens zwanzigtausend Mann genügten für eine der größten weltgeschichtlichen Entscheidungen.

Zweitens: Wenn wir in der Weltgeschichte Beispiele finden, daß gewaltige Reiche von kleinen Armeen erobert werden — der Alexanderzug, die Eroberung Amerikas, Indiens Eroberung durch die Engländer — dann liegt die Vermutung nahe, daß diese Reiche morsch, zum Untergang bereit waren, noch ehe der äußere Feind sich der reifen Frucht bemächtigte. Für Palästina, Syrien und Ägypten des 7. Jahrhunderts trifft dies zu: es war wirklich der Islam, der in diesen Ländern zwar nicht das Christentum, aber die byzantinische Kirche besiegte.

Der gegenseitige Haß der christlichen Sekten der Ostkirche war so groß geworden, daß sich die Widersacher der

in Byzanz herrschenden religiösen Richtung ein Vergnügen daraus machten, sich den Arabern zu unterwerfen. Es ist eine Tatsache, daß zum Beispiel Damaskus sich den Arabern 635 auf Anstiften der christlichen Geistlichkeit dieser Stadt ergab — weil der Klerus mit einer Lösung unzufrieden war, die Kaiser Heraklios für damals aktuelle theologische Streitigkeiten gefunden hatte. Ähnlich war es mit Alexandrien, das von einem koptischen Christen, El Moqauqis, im Jahre 643 verräterisch den Arabern übergeben wurde. Als dann — mit sträflicher Verspätung, ganze drei Jahre später — eine griechische Armee unter General Manuel landete und Alexandrien und das Nildelta zurückeroberte, wurden die Araber geschlagen, aber die christlichen Kopten erhoben die Fahne des Aufstands gegen ihre byzantinischen Glaubensgenossen. Ähnlich war es in Tripolis und Tunis, wo zwanzigtausend Araber genügten, um diese Riesengebiete zu erobern, weil die christliche Landbevölkerung sofort nach der ersten Schlacht den Arabern freiwillig Tribut zahlte — denn dieser Tribut war geringer als die Steuern, die bis dahin der Kaiser verlangt hatte.

Mit anderen Worten: Der Islam siegte, weil er jung war und gegen eine altgewordene Welt kämpfte. Er siegte, weil er primitiv und barbarisch war — über eine übersteigerte, luxuriöse Zivilisation. Er siegte, weil er beutelustig war — über eine reiche, genußsüchtige Welt, die lieber auf einen Teil ihres Vermögens verzichtete, als ihr gesamtes Hab und Gut im Kampfe zu verlieren.

Es siegte der Reiter in der Wüste.

Es wäre falsch, diesen Sieg ausschließlich und allein dem religiösen Fanatismus zuzuschreiben. Wir haben schon erwähnt, daß bei der Eroberung Persiens vier Fünftel des ersten Sturmtrupps Heiden gewesen waren. Auch später waren es niemals rein mohammedanische Scharen, die den Siegeszug rund um das Mittelmeer ausführten, sondern zu mohammedanischen Kerntruppen stießen beutelustige Nomaden aller Bekenntnisse. Dazu kam der Haß gegen die byzantinischen Oberherren im östlichen, gegen die Vandalen, Westgoten und Sueven in der westlichen Hälfte des Mittel-

meeres. Auch wirtschaftliche Gründe, die bis zu den römischen Cäsaren zurückreichen, spielten bei diesem Haß mit, besonders die unglückselige Verwaltung dieser Länder nach dem Muster des römischen Staatswesens. Ihr Zentrum lag in den großen Städten: dort war der Sitz von Kultur und Komfort, Sitz der politischen Administration und Standort der Garnisonen, aber auch der Sitz des Müßiggangs, der reichen Grundbesitzer und der armen Plebejer, die Arbeitslosenunterstützung erhielten, damit sie ruhig blieben. Diese Stadtbevölkerung war faul, feig, abergläubisch und genußsüchtig. Daher fanden die Barbaren des Islams bei ihnen keinen Widerstand — in Spanien noch weniger als in Afrika. Salvien gibt im sechsten Band seines berühmten Werkes eine wunderbare Schilderung dieser Einstellung der Stadtbevölkerung:

„Als die Barbaren finster, unwiderstehlich und unausweichlich immer näher rückten, da versuchten die Einwohner Spaniens, die Gefahr in Orgien, Festen und Saufgelagen zu vergessen. Versuchten, sich durch das Delirium der Ausschweifung zu betäuben. Während der Feind an den Toren hämmerte, tanzten und sangen die Reichen, betrunken und vollgefressen. Mit zitternden Lippen küßten sie die nackten Schultern schöner Sklavinnen. In den Amphitheatern aber bemühte sich das Volk, sich an den Anblick von Blut zu gewöhnen, indem es den Gladiatoren applaudierte, wenn sie sich gegenseitig den Hals abschnitten.“

Wieder war es Verrat, der die Mohammedaner nach Spanien führte. Der Gouverneur von Ceuta, Graf Julian, bot dem Eroberer von Marokko Rat und Hilfe an. Dieser schickte zwölftausend Mann (!), davon wieder zwei Drittel frischunterworfenen, kaum erst zum Islam bekehrten hamitischen Berber, unter dem Feldherrn Tarik, der der Festung Gibraltar (Dschebel el Tarik) seinen Namen gab. Die Mohammedaner verkündeten von Anfang an für alle Spanier, die sich unterwerfen würden, volle Gleichberechtigung bei einem „Minimum an Steuern“.

Sofort erhoben sich die Eingeborenen gegen ihren Herrn. Gleich in der ersten Schlacht wurde der unglückliche König Roderich von den Spaniern verlassen und von den Berbern erschlagen. 713 n. Chr., einundneunzig Jahre nach Mohameds Tod, war die ganze spanische Halbinsel unterworfen.

Von China bis Frankreich dehnte sich die Herrschaft des Islams.

„Die Araber regierten nach folgender Methode: Die Steuern waren im Verhältnis zu denen der früheren Regierungen ganz unbedeutend. Das Land, früher in unermeßlich großen Rittergütern von leibeigenen Pächtern oder unzufriedenen Sklaven kultiviert, nahmen die Araber den Reichen weg und verteilten es gleichmäßig unter die Bodensassen. Die neuen Eigentümer bearbeiteten es voll Eifer und erzielten infolgedessen viel bessere Ernten. Der Handel wurde von den Beschränkungen und schweren Taxen befreit, mit denen er bisher belastet war, und entwickelte sich nunmehr beträchtlich. Den Sklaven gestattete der Koran, sich durch eine vernünftige Entschädigung loszukaufen; dies setzte neue Energien frei. Das alles ergab einen Zustand allgemeinen Wohlstandes, der verursachte, daß die mohammedanische Herrschaft zunächst gerne aufgenommen wurde.“

So schildert Dossy in seiner „Histoire des Musulmans d'Espagne“ den Zustand in den ersten Jahren mohammedanischer Herrschaft. Was für Spanien gilt, trifft auch für Syrien, Ägypten und die andern Staaten zu. Es war der Hochkapitalismus eines autokratischen Systems im Osten, der Feudalismus der Stämme der Völkerwanderung im Westen, die der primitiven Demokratie des Islams erlagen.

Solange der neugebackene mohammedanische Weltherrscher seiner Religion der gesunden Vernunft Treue bewahrte, solange er in Wahrheit ein „Reiter der Wüste“ blieb, so lange dauerte seine Herrschaft.

Aber nicht eine einzige Generation länger.

## IM GOLDENEN KÄFIG

Hätte die Herrschaft der Wüstenreiter Bestand haben sollen, dann hätten sie den Eid halten müssen, den in unserem Gleichnis der Beduine auf dem Sandhügel sich zugeschworen hat — das Kulturland zu besitzen, aber nicht sich von ihm besitzen lassen. Dazu aber hätte Mohammed selbst noch die Früchte seiner Arbeit genießen, auf die siegreichen mohammedanischen Feldherren einwirken, mit der Macht seiner Persönlichkeit die eroberten Länder nunmehr auch seelisch bezwingen müssen.

Dies war ihm aber nicht vergönnt. Wir haben unterstrichen, daß die Entscheidungskämpfe Mohammeds nur seine letzten fünf Lebensjahre ausfüllten. In dieser Zeitspanne war es ihm unmöglich, mehr Menschen als die Gefährten seiner allernächsten Umgebung wirklich ehrlich zu überzeugen. So sehr auch die Religion des Islams dem gesunden Menschenverstand entspricht — mit Verstand allein wird eine Religion nie aufgefaßt. „Ehe du über Gott nachdenken willst, mußt du die Liebe zu Gott im Herzen tragen“, lehren die Meister. Und diese Liebe zu Gott und zum Islam — die fehlte zunächst noch bei den Völkern, die mit dem Schwert bekehrt worden waren. Denn man darf nicht glauben, daß der Islam mit der Macht der Überzeugung Mission trieb — es war sein Schwert, das das Gesetz Allahs verkündete.

Vor allem der Kalif Omar, der zweite am Throne der Statthalter Mohammeds, lernte schnell, daß Missionsarbeit ein lukratives Geschäft sein kann: Er ließ sich für Toleranz bezahlen. Und gut bezahlen. Aleppo zum Beispiel zahlte 300.000 Goldstücke für das Versprechen, nicht geplündert zu werden. Andere Städte taten das gleiche. Später kamen ganze Länder daran. Die Kopten von Ägypten mußten bereits 640 n. Chr., im ersten Jahr mohammedanischer Herrschaft, für sechs Millionen Christen, die dort lebten, die Kleinigkeit von zwölf Millionen Goldstücken Kopfsteuer\*) bezahlen! Natürlich half auch diese Steuer den unterworfenen Christen ebensowenig wie den Feueranbetern, den Parris. Trotz aller Versprechungen und Toleranz war das Los der unterworfenen Völker sicherlich schlechter als das der mohammedanischen Herrscherklasse. Und so beeilten sich Syrier, Ägypter, Perser und Spanier, ein Lippenbekenntnis abzulegen und dadurch gleichberechtigt mit ihren Eroberern zu werden.

Gleichberechtigt? Ja, in Wirklichkeit sogar mehr als gleichberechtigt.

Der zum Islam übergetretene Syrer, Ägypter, Perser, Jude war an Bildung, vor allem aber an Welterfahrung, den Wüstenkindern unermesslich überlegen. Zum Unterschied

---

\*) Die Quittung dieser Kopfsteuer hat den bezeichnenden Text: Lösegeld dafür, daß man nicht geköpft wird (Servier).

von ihnen sprach er die verschiedenen Weltsprachen jener Zeit — zum Aramäischen, Persischen, Griechischen und Lateinischen lernte er jetzt eben arabisch dazu, um den Koran lesen und mit seinen arabischen Oberherren diskutieren zu können. Diese waren stets in zwei große Parteien geteilt: In die Gefährten des Propheten aus Medina, die den Islam blutig ernst nahmen, und in seine alten Gegner aus Mekka, die ihn mehr oder weniger zähneknirschend adoptiert hatten. Diese letzteren, reiche Aristokraten, dachten nicht im entferntesten daran, sich durch die Vorschriften des Korans am Genuß der Güter dieses Lebens hindern zu lassen. Sie waren eben keine Wüstenkrieger. Sie waren ans Wohlleben gewöhnt; genußsüchtige, ehrgeizige, immerhin etwas welterfahrene Städter. So entstand schon im zehnten Jahr nach Mohammeds Tod eine merkwürdige Situation: In Medina regierte der wahrhafte Islam, geschirmt und vertreten vom mächtigen Kalifen Omar. In Damaskus aber saß als sein Gouverneur — in Wirklichkeit als Vizekönig — der Sohn des Todfeindes Mohammeds, eben jenes Abu-Sofjan, der die zehntausend Mann gegen Medina geführt hatte, ein gewisser Moawiya, der dort die ganze Aristokratenclique von Mekka um sich versammelte, Wein trank, Weiber hielt, so viel ihm nur Spaß machte, kurz, genau das Leben führte, gegen das zu kämpfen der Islam ausgezogen war. Die Gefühle, die ein solcher Mensch für seine Religion haben konnte, können wir uns vorstellen, wenn wir erfahren, daß seine heidnische Mutter sich ein Halsband und Armketten aus den Ohren und Nasen jener Mohammedaner gemacht hatte, die sein Vater in der Schlacht bei Ohod getötet hatte. Dieselbe zarte Dame hatte übrigens den Bauch des Onkels Mohammeds, eines gewissen Hamza, aufgerissen und dessen Leber mit ihren Zähnen zerfleischt. Und der Sohn regierte in dem für den Islam eroberten Damaskus! Noch zwei andere Beispiele mögen zeigen, daß Mohammeds Nachfolger — offenbar durch Menschenmangel gezwungen — Lippenbekenntnisse als ausreichend hinnehmen mußten, um Neubekehrten die höchsten Posten und Ämter zu öffnen. In Kufa regierte ein gewisser Walid; dessen Vater Okba hatte einmal Mohammed ins Gesicht gespuckt, ein andermal beinahe erwürgt. Ein Mekkaner namens Abdallah ben Saad

wurde Gouverneur von Ägypten; von ihm wurde gesagt, daß der Prophet ihn feierlich verflucht hatte, weil dieser Abdallah den Wortlaut göttlicher Offenbarungen, die Mohammed ihm diktiert hatte, absichtlich verstümmelte, um dadurch den Gesandten Gottes lächerlich zu machen.

Sahen so die Männer aus, die in den neueroberten Königreichen wirkten, so war es in Medina selbst nicht viel besser. Der zweite Kalif, Omar, der dritte Kalif, Othman, wurden trotz ihrer außenpolitischen Erfolge ermordet, und gegen den vierten Kalifen, Ali, den ersten und glühendsten Anhänger Mohammeds, seinen Liebling, seinen Schwiegersohn, kämpfte eben jener Moawiya, für den der Islam nichts anderes war als eine Angelegenheit schäbigster Karriere. Durch Verrat besiegte Moawiya den unglücklichen Ali und wurde zum Kalifen, also zum Beherrscher aller Gläubigen, proklamiert. In seiner syrischen Armee dienten Krieger, von denen Ali selbst sagte, „daß die Syrer nicht einmal wissen, was der Koran ist“. Und dieses zusammengelaufene, beutelustige Gesindel nahm im Jahre 661 die Herrschaft über die Welt in seine Hände. Mit Moawiya beginnt die Dynastie der berühmten Ommayaden, die Blütezeit der arabischen Kultur — und der Niedergang des Glaubens Mohammeds.

Der Ausdruck „arabische Kultur“ ist allerdings nicht ganz zutreffend — „mohammedanische Kultur“ wäre besser, aber auch nicht genau. Bis zu Mohammeds Auftreten gab es ja nicht einmal eine arabische Sprache! Erst der Koran schuf die gemeinsame Sprache für alle Stämme der Halbinsel, so wie erst Luthers Bibelübersetzung das neue Hochdeutsch für alle deutschen Stämme zeugte.

Am Hof wahrhaft strenggläubiger Kalifen hätten Prose-lyten syrischen, ägyptischen und persischen Blutes niemals eine ausschlaggebende Rolle spielen können. Unter den genußsüchtigen Ommayaden aber war es selbstverständlich, daß eben diese Syrer

„die Erziehung ihrer Eroberer in die Hand nahmen. Sie lehrten die unwissenden Beduinen Kunst und Wissenschaft Griechenlands. Der Beduine verstand nicht alles, was er lernte; was er aber von griechisch-lateinischer Zivilisation übernahm, empfing er in der Art, wie



es die Syrer in ihrer orientalischen Mentalität verändert hatten. Die Araber in Syrien kamen auf diese Weise vollständig unter fremden Einfluß. Sie wurden von Luxus, Komfort und Eleganz überwältigt, die sich gerade in Syrien in bester Form zeigten. Sie leisteten der Versuchung keinen Widerstand, die Syrer nachzuahmen und zu leben wie diese. Der Kalif Moawiya gab ihnen das Beispiel. Sein Hof ahmte — manchmal bis zur Karikatur — den Luxus und die Vergnügungen des Hofes von Byzanz nach. Syrien wurde zum Grab arabischer Energie. Hier erreichten die Beduinen ein gewisses Maß von Kultur und Verfeinerung, aber sie verloren ihre Nüchternheit und ihre Widerstandskraft.“

Diese Darstellung, wie sie Weil in seiner „Geschichte der Kalifen“ gibt, trifft auch auf die Herrschaft der Araber in Spanien zu.

War es in Syrien der griechisch sprechende Syrer, so war es in Spanien die lateinische Kultur, welche die barbarischen Eroberer überwältigte. War es in Syrien ein neubekehrter Moawiya, dem der Islam im höchsten Grad gleichgültig war, so spielte für die beiden Eroberer Spaniens, für Musa ben Noseir, den Gouverneur von Marokko, und seinen General Tarik, einen frisch bekehrten Berberjuden, die Religion eine so geringe Rolle, daß sie beide wegen Gottlosigkeit abgesetzt wurden. Man kann sich vorstellen, wie es in Spanien aussah, wenn diese Gouverneure sogar für den syrischen Hof zu wenig fromm waren.

Sobald die primitiven Krieger Genußsucht entwickelten, begann der Verfall. Und als es ihnen gelungen war, in Syrien und in Spanien eine wirklich hohe Kultur zu entwickeln, da waren sie reif zum Untergang geworden. Der Islam ist nicht geeignet, als Grundlage für eine Zivilisation zu dienen, wie sie der Europäer versteht und bewundert. Sein Ideal ist die Enthaltbarkeit. Wein ist verboten, Gold und Seide an einem Mann sind verhaßt, Musik und Spiel werden nicht gern gesehen — auch eine solche Lebensauffassung kann eine große und erhabene Kultur schaffen. Aber nicht eine Zivilisation, die von europäischen Kunstgeschichten oder Literaturgeschichten mit lobenden Prädikaten zur Kenntnis genommen würde. Die Tatsache allein, daß wir in unseren Lehrbüchern die spanische Epoche oder die von Damaskus und Bagdad preisen hören — diese Tatsache allein beweist, daß diese Kultur nicht mehr dem Islam angehörte, sondern

nur eine mohammedanische Fassade besaß, hinter der sich ein vorurteilsloser Monotheismus verbarg. Als solche war sie nicht nur der Kultur Galliens und Italiens überlegen, wie sich in jenen dunklen Zeiten zeigte, sondern auch der Kultur von Ostrom, die eben nicht mehr „vorurteilslos“ war. Aber — die Ommayadenkultur war eben wegen dieser geistigen Freiheit auch nicht mohammedanisch im heutigen Sinn.

Der Wüstenkrieger war aus seinem Zelt in einen Palast übersiedelt. Sein Pferd, zwischen dessen Beinen er geschlafen hatte, um auch bei Nacht nicht seinen Leib und seinen Körpergeruch von dem seines Schlachtrosses zu trennen, stand nun in eleganten Stallungen und bekam statt trockener Datteln goldenes Korn. Und seine Fürsten, denen früher das einfache und klare Gesetz Mohammeds als Inbegriff menschlicher Vernunft und Weisheit erschienen war, beschäftigten sich jetzt, genau so wie die Kaiser von Byzanz, mit philosophischen Streitfragen und — horribile dictu — mit Theologie. Denn auch das „klare und einfache“ Gesetz konnte nicht verhindern, daß syrische, ägyptische und persische Proselyten dieselben Haarspaltereien in den Islam trugen, die die anderen Religionen jener Zeit lebensuntüchtig machten. Vom Streit zwischen Sunniten und Schiiten ausgehend, entwickelten sich zahlreiche philosophische Schulen und Sekten im Islam, die einander leidenschaftlich haßten und blutig bekämpften.

Der Wurm nagte an der Wurzel des Wunderbaumes Islam.

## TÜRKEN TRETEN IN DIE WELTGESCHICHTE EIN

Der alternde Mann nimmt gern eine junge Frau. Die altgewordene Witwe wählt mit Vorliebe einen jungen Geliebten. Ein junger Eroberer hält, als echter Parvenu von Minderwertigkeitsgefühlen durchdrungen, Künstler und Gelehrte an seinem Hof, Aristokraten in seinem Ministerium.

Wenn aber der Eroberer allmählich gebildet wird, fein und kunstsinnig — dann nimmt er, wie die alternde Witwe, jugendkräftige Barbaren in seinen Dienst. Dann beginnt zuerst die Regierung von Sklaven, dann von Prätorianern,

zum Schluß — von Hausmeiern. Bis am Ende der Entwicklung wiederum die Barbaren, die Wüstenkrieger, sich zum Herrn des Landes machen, den Schattenkönig stürzen, als Eroberer die Krone an sich reißen. Und sich dann als Parvenus fühlen, die alte Aristokratie heranziehen und das Spiel aufs neue beginnen lassen.

So ging es den Arabern, als ihr Zerfall einsetzte. Am Anfang steht die Empörung gegen die allzu gebildeten, allzu lebensfrohen Ommayaden. Die Geschichte ihrer Niederlage ist für die Leser, die Geschichte zu deuten verstehen, ein Symbol: gegen den letzten Ommayadenkalifen, Merwan II., empörten sich persische Gouverneure und proklamierten Ibrahim, einen Urenkel von Abbas — dem frommen Onkel des Propheten Mohammed — zum Gegenkalifen. Die Schlacht schien schon zugunsten des Ommayaden entschieden. Da stieg der Sieger müde und gleichgültig vom Pferd, um sich auszuruhen. Als aber sein Heer ihn nicht mehr hoch zu Roß sah, gab es die Schlacht verloren und floh. Merwan und gegen hundert Mitglieder der Dynastie wurden auf die grausamste Weise niedergemetzelt — nur elf blieben übrig, sie entrannen nach Marokko und gründeten das spanische Kalifat, das in Marokko bis heute besteht.

Diese Geschichte enthält eine tiefe Lehre: wenn der Kalif vom Pferd steigt, dann verliert sein Volk den Glauben an ihn. Wenn ein Kalif müde wird, dann verliert er das Kalifat. Und wenn ein Kalif sein Reich verliert, dann gewinnt es nicht ein höher Kultivierter, sondern ein besserer Krieger.

Nach dem Sturz der Ommayaden wurde — geistesgeschichtlich gesehen — die griechisch-lateinische Kultur in arabischer Sprache allmählich verdrängt durch eine griechisch-persische Kultur mit indischem Einschlag. Aber auch diese Kultur der Abbassiden-Dynastie hatte, ebenso wie ihre Residenz Bagdad, arabischen Charakter, während die wirkliche Macht in Händen persischer Minister lag. Daher hatten die Herrscher das Bedürfnis, sich ebenso gegen die Perser wie gegen eine jederzeit mögliche arabische Reaktion zu schützen. Sie hatten weder zu Persern noch zu Arabern Zutrauen, und so taten sie das, was die Cäsaren in Rom, die griechischen Kaiser in Byzanz unter gleichen Umständen getan hatten:

Sie nahmen Barbaren in ihren Dienst, gaben ihnen Waffen, bildeten aus ihnen Leibwache und Kerntruppe. Und da sie nicht Isaurier und Germanen nach Bagdad holen konnten, nahmen sie die letzten Nomaden, über die der Orient damals — außer Arabern und Kurden — verfügte: die Türken. Als Sklaven der Kalifen von Bagdad hielten die ersten türkischen Krieger ihren Einzug in die Weltgeschichte, dazu bestimmt, die Araber in der Herrschaft über den Islam abzulösen.

Diese Nomadenkrieger befanden sich am Ende des ersten Jahrtausends im Vormarsch aus Zentralasien nach dem Westen und belästigten in den Wüsten jenseits des Oxus und Jaxartes andauernd die Grenzen des Abbassidenreiches. In diesen Kämpfen wurden türkische Gefangene gemacht, an den Hof des Kalifen geschickt und — wie der arabische Geschichtsschreiber Amr ben Bahr el Djahiz schreibt — sie zeigten sich als „ausdauernde, gehorsame und disziplinierte Sklaven“. Auf sie stützte sich das Bagdader Kalifat viel lieber als auf die persische Leibgarde. Bald nützten die türkischen Sklaven diese ihre Rolle aus. Sie erzwangen vom Kalifen, was sie wollten. Sie wurden allmächtig. Der Kalif behielt nur den Titel. 870 wurde er bereits vom Chef der türkischen Garnison ernannt. Damit war die Herrschaft des Bagdader Kalifats praktisch zu Ende. Türken regierten, Barbaren, wiederum Wüstenkrieger.

Nicht lange — und auch die Türken verloren die Lust, ihre Macht mit jenen Mitteln zu erhalten, mit denen sie sie erlangt hatten. Nicht nur die Kalifen waren Puppen in der Hand der Garde; auch die türkischen Hausmeier hatten außerhalb ihres engsten Machtgebietes bald nicht mehr viel zu sagen. Überall entstanden unabhängige Emirate unter türkischen Führern. Das Reich zerfiel.

Da tauchte ein drittes Nomadenvolk auf. Der Islam hatte in seiner orthodoxen Form, in der Lehre der Sunna, ein zentralasiatisches Volk, ebenfalls türkischer Abstammung, gewonnen. Es waren die Seldschuken, die nunmehr mit der ganzen Brutalität barbarischer Eroberer Vorderasien überannten. 1055 zog der Seldschuke Toghrul-Bek in Bagdad ein; sechzehn Jahre später wurde Jerusalem erobert, bald danach Damaskus. Gleichzeitig rollte eine zweite Welle von

Seldschuken gegen Byzanz, überrannte die byzantinischen Armeen, welche bis dahin Kleinasien gegen den Arabersturm gehalten hatten. Jetzt zerschlugen die seldschukischen Wüstenreiter diesen letzten Wall des Christentums in Asien. Neue mohammedanische Reiche entstanden in nächster Nähe von Konstantinopel. Mit den seldschukischen Türken begann der türkische Vormarsch.

Nicht so schnell wie die Araber wuchs diese Nation. Hart waren die Kämpfe und langwierig. Jahrhunderte vergingen, ehe ganz Kleinasien in der Hand der Türken war. Aber gerade weil der Siegeszug der Türken verhältnismäßig langsam war, blieb er lange unaufhaltsam. 1683 standen sie vor Wien, schweiften in den Gebirgen der Steiermark, in den Wäldern der Karpathen.

Und dann — brach nach demselben ehernen Gesetz diese harte und mächtige Herrschaft zusammen. Nicht, weil sie barbarisch war, sondern weil sie aufhörte, barbarisch zu sein.

Das schönste Beispiel dafür bietet die Türkenherrschaft in Indien. Auch dort waren es zuerst türkische Sklaven, später turkestanische Beduinenstämme, die über Afghanistan vorstießen und das Banner des Islams aufpflanzten.

Türkische Sklaven gründeten im zehnten Jahrhundert die ersten mohammedanischen Staaten in Indien. Schon im zwölften Jahrhundert waren sie Gönner von Kunst und Wissenschaft und folgerichtig unfähig, ihr Reich zu verteidigen. Andere Türkenstämme fielen immer wieder in Indien ein, bis schließlich die Dynastie der türkischen Mogulen das indische Kaiserreich schuf. Dann wurden auch die Mogulen kunstsinnig. Ein Mogul baute das schönste Bauwerk der Welt, die Tadsch Mahal in Agra. Keine Epoche der Geschichte hat solche Wunderwerke der Kunst hervorgebracht wie die Mogulherrschaft über Indien.

Dann fielen wiederum die Barbaren in Indien ein — diesmal die Engländer, die damals an Bildung und Kunstsinn tief unter den Mohammedanern Indiens standen. Und da verlor der Islam die Herrschaft über Indien.

Wir haben diese Ebbe und Flut, diesen Untergang mohammedanischer Reiche und ihre Wiedergeburt unter neuer

barbarischer Herrschaft bewußt verallgemeinernd dargestellt, so wie man ein Naturgesetz beschreibt:

Wenn ein Eroberer ein sehr großes Gebiet unterwirft, dann lebt sein Volk, vor allem aber seine Armee, von der Kriegsbeute\*). Nach einiger Zeit kommt dann der Augenblick, wo man entweder auf das Kriegführen und Beutemachen verzichten muß oder wo man gezwungen ist, um der Beute willen immer entferntere Gebiete zu erobern und zu plündern. Solange das Staatsoberhaupt Freude hat an Krieg und Kampf, an Blutvergießen und Plünderung, solange geht alles gut. Wenn aber ein Herrscher auf den Thron gelangt, der entweder keine Lust oder kein Talent zum Kriegführen hat, dann sieht die Sache böse aus. Der Fürst steht vor dem peinlichen Dilemma: Wenn er selbst Krieg führt, ist es strapaziös, hindert am Genuß. Und dann riskiert er bei einem Krieg, besiegt zu werden. Niederlagen aber sind für Regierung und Leben eines Monarchen nie zuträglich. Wenn er aber die Kriege nicht selbst führt, sondern durch Feldherren führen läßt, dann werden diese Feldherren entweder geschlagen — das ist unangenehm, oder sie siegen, dann bedeuten sie eine Gefahr für seine Herrschaft.

So denkt, fühlt und handelt der Erbe eines Eroberers. Er läßt die Armee verfallen, aus Angst vor seinen eigenen Generalen. Er läßt die Flotte zugrunde gehen, damit sie nicht gegen ihn meutere. Er verbirgt sich in seinem Palast, bestrebt, nur das Bestehende zu erhalten.

Der Vater kann noch Kriegsheld und Eroberer sein, mit seinem Tod hört plötzlich, wie über Nacht, die Blüte seines Reiches auf. Der Verfall setzt ein, unaufhaltsam.

Dies war das Schicksal der Türkei. 1683 stand der türkische Sultan und Kalif nicht mehr selbst im Feld — Wien wurde von seinem Minister belagert, während er im Harem auf das Kriegsbulletin wartete. Ein Menschenalter später stand das Kreuz bereits an der serbischen Grenze, hoch und fest aufgerichtet. Wieder ein Jahrhundert später lebte die

---

\*) Beispiel dafür, wie gewaltig diese Beute sein konnte: bei der Eroberung der Stadt Sufetulu in Nordafrika (640) erhielt jeder Reiter dreitausend, jeder Fußsoldat tausend Goldstücke — auch für heutige Verhältnisse ein Vermögen. Nach anderen Schlachten war die Beute oft noch größer.

Türkei nur dank der Eifersucht der christlichen Großmächte. 1840 rief sie — Welch Schande für den Islam! — sogar Christen zu Hilfe, um mit englischen und österreichischen Kanonen den Vormarsch des siegreichen Rebellen, Mohammed Ali, von Ägypten aufzuhalten.

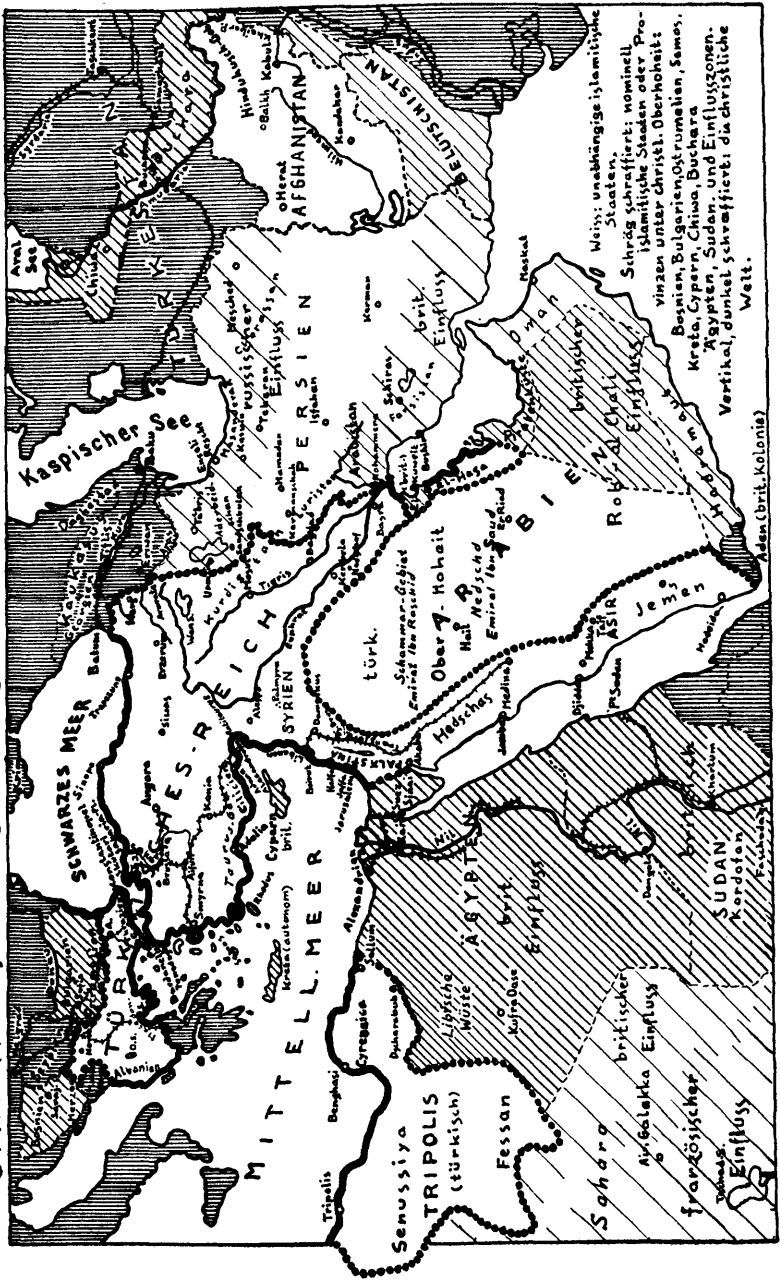
Den Todeskampf der Türkei, den Todeskampf des Islams schildern die folgenden Seiten. Um diesen Niedergang zu verstehen, war es notwendig, zumindest in großen Linien auch den Aufstieg der früheren Jahrhunderte zu zeigen. Vor allem aber deshalb, weil wir heute staunend und ungläubig Zeugen eines Schauspieles sind, das unbegreiflich wäre, falls wir nicht die Geschichte des immer wiederkehrenden Sieges der Wüste kennen würden. In den Steppen Kleinasiens, in Persien, vor allem aber in den Wüsten von Zentralarabien sammelt sich in den letzten fünfzehn Jahren abermals die Urkraft des Islams zu neuem Sturm.

Der Islam des Kalifats ist tot — der Islam der Wüste aber lebt.

ERSTES BUCH



# ORIENT - 1906 vor der JUNGTRÜRKISCHEN REVOLUTION



Weis; unabhängige islamitische Staaten.  
 Schräg schraffiert: nominell islamitische Staaten oder Provinzen unter christl. Oberhoheit; Bosnien, Bulgarien, Ostrumelien, Samos, Kreta, Cypern, China, Borneo in Asien, Sudan, Butira in Ägypten, Sudan, und Einfluszzonen Vertikal, dunkel schraffiert; da christliche Welt.  
 Aden (Brit. Kolonie)

**AFGHANISTAN:** Herat, Kabul, Kandahar, Ghazni, Kabul, Herat.

**RUSSISCHE PERSIEN:** Kaschgar, Kuldutschan, Samarkand, Buchara, Chirchik, Tashkent, Kokand, Ufa, Penzance, Krasnodar, St. Petersburg, Irtysch, Obi, Lena, Amur, Kaspischer See, Aral Sea, Ozean, Fennoscandien, Skandinavien, Mittelmeeresküste, Kleinasien, Syrien, Arabien, Mesopotamien, Persien, Ostindien, Brit. Indien, Australien, Neu Guinea, Südsee, Ozean.

**MITTELMEERES REICH:** Syrien, Arabien, Mesopotamien, Persien, Ostindien, Brit. Indien, Australien, Neu Guinea, Südsee, Ozean.

**ASERBAIDSEER REICH:** Bakou, Baku, Ganza, Tiflis, Eriwan, Yerevan, Nakhitchevan, Abovjan, Garmisch, Ouzbekistan, Turkestan, Kaschkistan, Kirgistan, Usbekistan, Turkmenistan, Persien, Afghanistan, Zentralasien, Kleinasien, Syrien, Arabien, Mesopotamien, Persien, Ostindien, Brit. Indien, Australien, Neu Guinea, Südsee, Ozean.

**ASERBAIDSEER REICH:** Bakou, Baku, Ganza, Tiflis, Eriwan, Yerevan, Nakhitchevan, Abovjan, Garmisch, Ouzbekistan, Turkestan, Kaschkistan, Kirgistan, Usbekistan, Turkmenistan, Persien, Afghanistan, Zentralasien, Kleinasien, Syrien, Arabien, Mesopotamien, Persien, Ostindien, Brit. Indien, Australien, Neu Guinea, Südsee, Ozean.

**Mittelmeerregion:** Tripolis, Senussiya (türkisch), Fessan, Sahara, Arabien, Mesopotamien, Persien, Ostindien, Brit. Indien, Australien, Neu Guinea, Südsee, Ozean.

**Ägypten:** Ägypten, Sudan, Kordofan, Nubien, Eritrea, Tschadsee, Niger, Senegal, Gambia, Guinea, Sierra Leone, Liberia, Elfenbeinküste, Ghana, Togo, Benin, Nigeria, Kamerun, Gabun, Kongo, Demokratische Republik Kongo, Republik Kongo, Angola, Namibia, Botswana, Lesotho, Sambia, Simbabwe, Mosambik, Swasiland, Madagaskar, Ozean.

**Indien:** Brit. Indien, Portugiesische Indien, Niederländische Ostindien, Brit. Ostindien, Portugiesische Ostindien, Niederländische Ostindien.

**Südsee:** Brit. Neu Guinea, Niederländische Neu Guinea, Brit. Ostsee, Niederländische Ostsee, Brit. Westindien, Niederländische Westindien, Brit. Karibik, Niederländische Karibik, Brit. Südsee, Niederländische Südsee.

## DER MANTEL DES PROPHETEN

Stärke und Schwäche des späten türkischen Reiches bestand darin, daß der Kalif, der Herrscher der Gläubigen, zugleich auch Sultan der Osmanen war — daß aber der Sultan, der „Padi Schah“\*), die Aufgabe hatte, „Beherrscher aller Gläubigen“ zu sein, sich also nicht nur um die Interessen seines Reiches kümmern durfte.

Europa begeht den Fehler, den Kalifen für eine Art mohammedanischen Papst zu halten, sich den „Beherrscher aller Gläubigen“ als eine religiöse Autorität vorzustellen. Nichts ist unrichtiger! Papst und Kalif haben nur eines gemeinsam: den Anspruch auf Weltherrschaft. Aber dieser Anspruch wurde nicht von ihnen allein, sondern auch von römischen Imperatoren und dem byzantinischen Basileus, vom chinesischen „Sohn des Himmels“ und vom japanischen Tenno erhoben. Alle diese Mächtigen galten und gelten in beschränktem Sinne als Kosmokratores, als Weltherrscher. Am ausgeprägtesten im äußersten Osten. Der Tenno, Japans Kaiser, dessen Dynastie ohne Unterbrechung seit rund 2700 Jahren regiert, stammt nicht nur von einer Göttin ab, sondern ist selbst Gott.

Auch der chinesische Kaiser war vom Himmel eingesetzt, aber immerhin hatte nicht nur die chinesische Philosophie, sondern auch die chinesische Praxis gezeigt, daß der Kaiser verantwortlich gemacht werden kann. Es gab in China genügend Revolutionen und Dynastiewechsel, um die Allgewalt des Kaisers weitgehend einzuengen.

---

\*) Der Titel „Padi Schah“ stammt aus den Zeiten, da der türkische Sultan noch nicht Souverän, sondern Majordomus war. Er bedeutet „Beschützer des Königs“, später in übertragenem Sinn „Oberherr des Königs“, also Kaiser, König der Könige.

Die drittnächste Stufe erreichten der byzantinische Kaiser und sein Rechtsnachfolger, der Zar von Rußland: Beide waren nicht nur Kaiser von Gottes Gnaden, es gab auch zwischen ihnen und Gott keine Vermittler. Kein Papst, kein Patriarch verlieh ihnen den Kaisertitel — kein Papst, kein Patriarch konnte zwischen sie und das Volk treten. Beide waren zugleich Oberhaupt ihrer Staatskirchen. Nicht der Patriarch setzte sie ein, sondern sie ernannten und entließen Patriarchen.

Eine ganz andere Stellung hat der Papst — er ist von der Geistlichkeit gewählt, nach seiner Wahl aber nur Gott verantwortlich. Kein weltlicher Herrscher, kein Laie, nur die höchsten Würdenträger der Kirche haben rechtlich auf das Papstamt Einfluß. Aber er seinerseits hat Einfluß auf die gesamte Welt, er ist verantwortlich für ihr Seelenheil. Nicht nur das seiner Gläubigen, sondern auch der Ketzer, die für die katholische Kirche zu gewinnen seine Aufgabe ist. Als oberster Priester kann er „binden und lösen“, heilig sprechen und verdammen; die Schlüssel von Himmel und Hölle sind in seine Hand gegeben. Inwieweit er diese Macht über das Gewissen und die Seele der katholischen Welt auch politisch auswirken läßt, ist sekundär. Es gab in der Geschichte hochpolitische Päpste und ganz unpolitische.

Das genaue Gegenteil dieser Stellung ist die des Kalifen. Der Kalif wird nach dem Wortlaut des mohammedanischen Religionsgesetzes nie und nimmer von der Geistlichkeit gewählt — er wird durch den „Consensus omnium“, also durch allgemeine Anerkennung des Volkes proklamiert, und ist dann bei Todesstrafe verpflichtet, diese Wahl anzunehmen. Er ist niemals ein Geistlicher — er ist „Verteidiger des Glaubens“, hat also in allererster Linie eine militärische Aufgabe, einem Generalissimus des Islams vergleichbar. Er ist aber auch Verteidiger des Glaubens nach innen; er hat als solcher Abfall und Ketzerei, Sektenunwesen und gefährliche Irrlehren innerhalb des Islams zu bekämpfen\*). Was aber rechtgläubig und was ungläubig ist — das entscheidet

---

\*) Die Amtsgewalt und Macht — sozusagen die konstitutionelle Stellung — des Kalifen wird von jeder der vier verschiedenen orthodoxen Rechtsschulen des sunnitischen Islams verschieden umschrieben, während die Schia — Persien, Teile des Irak, Yemen, Teile der

niemals der Kalif, sondern die Geistlichkeit, die gelehrten Ulema, an ihrer Spitze der Scheich ul Islam, dessen religionsgesetzliche Entscheidungen bindend und unwiderruflich sind.

Die Beziehung des Kalifen zum Scheich ul Islam war eine merkwürdige. In normalen Zeitläuften hatte dieser würdige Scheich so viel und so wenig zu reden wie ein Hofprediger in Potsdam. Er hieß zwar Hoheit, „Hazret“, saß im Ministerrat, war Chef der Kadis, der Friedensrichter, aber sonst hatte er weniger zu reden als ein Ministerialrat im Ministerium für Kultus und Unterricht. Waren aber die Zeitläufte nicht normal, dann konnte dieser Hoftheologe

---

indischen mohammedanischen Welt — die Einrichtung des Kalifats überhaupt grundsätzlich ablehnt.

Immerhin: die überwiegende Mehrheit verleiht dem Kalifen folgende Aufgaben und Pflichten, gemäß dem Katechismus des Imam Nedschem Eddin Nassafi, der seine Wirkungskreise in charakteristischem Durcheinander aufzählt:

„Mohammedaner sollen von einem Imam (Kalifen) regiert werden, der Recht und Macht besitzt, um über die Beobachtung der Gesetzesvorschriften zu wachen. Er hat zu achten, daß gesetzliche Strafen vollstreckt werden. Er hat die Grenzen zu verteidigen und Heere auszuheben. Er hebt den Zehent für den Staat ein. Er unterdrückt Rebellen und Räuber. Er zelebriert das öffentliche Gebet am Freitag und an den Festtagen des Beiram. Er spricht Recht über die Bürger. Er läßt gerichtliche Beweise in Streitfällen zu. Er verheiratet Kinder beiderlei Geschlechtes, die keine natürlichen Beschützer haben, schon im minderjährigen Alter. Er nimmt schließlich die Aufteilung der Kriegsbeute nach dem Gesetz (des Korans) vor.“

Der große Historiker der Araber Ibn Khaldun fügt hinzu, daß „der Souverän verpflichtet sei, sich vor jeder Handlung mit Ratgebern zu beraten, da . . . dies ein Gesetz sei, das Gott sogar Mohammed auferlegte, der doch unter göttlicher Inspiration wirkte und daher keinen menschlichen Rat nötig gehabt hätte. Um aber seinen Nachfolgern diese Zuziehung von Ratgebern zur Pflicht zu machen, mußte sogar er sich dem fügen“. Diese Bestimmung ging in das kanonische Recht über — die „Ulema“, also die Professoren der Theologie und des mohammedanischen Kirchenrechtes, haben die Ausführung der Gesetze des Staates und die Beobachtung der Gesetze des Korans zu überwachen und ihr Oberhaupt, der „Scheich ul Islam“, muß „befragt“ werden, so oft irgendein neues Gesetz erlassen, eine Steuer vorgeschrieben und ein Krieg erklärt wird. Dies ist die Form der „Beratung des Kalifen mit weisen Männern“, die Ibn Khaldun vorschreibt.

auf einmal das Schicksal der mohammedanischen Welt in Händen halten. Sollte ein neues Gesetz gegeben, ein altes widerrufen werden, sollte das Osmanische Kaiserreich eine konstitutionelle Verfassung erhalten, galt es, den Heiligen Krieg gegen eine Macht zu erklären, die dem Sultan-Kalifen un bequem war oder war gerade Aufstand, und die siegreichen Revolutionäre wollten sich des Kalifen entledigen — immer und immer wieder mußte seine Hoheit, der Scheich ul Islam, sein religiöses Urteil fällen, gestützt auf Koranverse und unzweideutige Überlieferungen. In seiner inappellablen und unwiderruflichen Entscheidung, der „Fetwa“, antwortete er auf die gestellten Fragen mit ja oder nein. Und dieses Ja oder Nein entschied über Krieg und Frieden.

War in dieser Beziehung der Kalif abhängig von seinem obersten Geistlichen, so war er in jeder anderen Beziehung „Abglanz Gottes auf Erden“. Jeder rechtgläubige Mohammedaner von ehrlicher Abstammung konnte Kalif werden. Er mußte nur zwei Bedingungen erfüllen: die Zustimmung der Gläubigen erhalten und imstande sein, mit dem Schwert in der Hand den Islam zu verteidigen.

Diese letzte Bestimmung machte den Inhalt des Kalifats aus. Sie bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß der jeweilige Kalif der mächtigste aller Mohammedaner sein mußte. Der Papst, um zu diesem Vergleich zurückzukehren, hat deshalb Macht, weil er Papst ist; der Kalif wird deshalb Kalif, weil er vor seiner Wahl Träger der stärksten Macht im Islam war.

Der Mantel Mohammeds und die grüne Fahne des Propheten — das waren die mystischen Insignien des Kalifats. Besitz der zwei heiligen Städte Mekka und Medina war eine weitere Vorbedingung für die Kalifenwürde. Für den Herrscher, der die grüne Fahne und den heiligen Mantel besaß, dem Mekka und Medina untertan waren, für diesen Fürsten beteten jeden Freitag zweihundertfünfzig Millionen Mohammedaner. Für ihren Beschützer — den Kalifen.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sitzt auf dem Thron der Kalifen Seine Kaiserliche Majestät Abdul Hamid,

Sohn des Abdul Medschid Khan. Kein Herrscher von Gottes Gnaden wie seine glücklicheren europäischen Kollegen. Denn er ist nicht deshalb eingesetzt über Anatolien, Rumelien, Mazedonien, Albanien und die Inseln der Aegeis, über Armenien und Kurdistan, Syrien und Palästina, Irak und die Länder am Persischen Meer, Hedschas, Jemen und die Länder am Roten Meer, weil Gottes Gnade auf ihm ruht. Er weiß, daß das Umgekehrte auf ihn zutrifft. Nicht Gott und der Prophet beschützen ihn, sondern er ist eingesetzt, um Allah und seinen Propheten zu verteidigen. Er beschützt Gott, beschützt den Glauben. Er ist mit seinem Seelenheil verantwortlich, daß keine Provinz dem Islam verlorengelange, kein ungläubiges Volk sich der Herrschaft des einzig wahren Gesetzes entziehe.

Dieses ist seine Aufgabe auf Erden. Er erfüllt sie, so gut er kann. Mit aller Inbrunst eines wahrhaft Frommen, dem das Kalifat kein leerer Titel ist, dem der Mantel des Propheten hart und unerbittlich nun schon seit zwanzig Jahren die Schulter drückt.

## DER SCHATTEN GOTTES AUF ERDEN

Siebentausend Menschen lebten hinter den Mauern des kaiserlichen Palastes, des Ildis Kiosk zu Stambul. Eunuchen und Sklaven, schwarze Palasthüter und kaukasische Kämmerer, Frauen und Dienerinnen des Kalifen bewohnten die unzähligen Kioske der Palaststadt, die niemand ohne Genehmigung des Großherrn verlassen durfte. Allein die Zahl der kaiserlichen Köche war so stark wie ein europäisches Regiment auf Friedensstand: achthundert Mann. Hunderte von Pferden standen in den Stallungen. Menagerien, Meiereien, Museen, unterirdische Gewölbe voll Schätzen, eine Sternwarte, Arsenal und Waffenmeistereien — alles war in den Mauern des kaiserlichen Palais eingeschlossen. Hier wurde alles entschieden, was im Reiche geschah. Ein Wink des Herrn dieses Palastes — und Bettler wurden zu Ministern, Minister als Bettler in die Verbannung geschickt. Ein Wink, und Kriege brachen aus zwischen arabischen

und kurdischen Stämmen. Ein Wink, und hunderttausend anatolische Bauernsöhne mußten in den Krieg marschieren.

In den engen Gängen der Schlösser und Kioske, in den dunklen Halbstockzimmern mit dem türkischen Kuppelplafond, in den goldüberladenen Empfangssälen, wo die Hofbeamten Dienst taten, in den kleinen Klosterzimmern, die den Haremsdamen als Gefängnis zugewiesen waren, überall in dieser Welt hinter den Burgmauern ging ein Gespenst um, das die Menschen dieser Palaststadt das Lachen vergessen ließ, das ihnen Mut und Stolz nahm, sie zu Heuchlern und Schwächlingen erzog — das Gespenst der Angst vor dem Herrn dieser Stadt. Angst vor dem „blutigen Sultan“, vor Abdul Hamid.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war der „Schatten Gottes auf Erden“ ein alter Mann. Seine Augen waren eingefallen wie bei einem Asketen. Aus dem hageren Gesicht stieß raubvogelartig eine lange, scharf gebogene Nase vor. Klein und grausam waren seine Augen. Müde lächelten, liebenswürdig und grausam, die schmalen Lippen, von einem breiten, mit Henna rot gefärbten Bart umrahmt. In sich zusammengesunken, menschenmeidend und von Menschen gemieden, lebte er im Ildis-Kiosk.

Nie vergaß er seine beiden Vorgänger auf dem Kalifenthron, Abd-ul-Asis und Murad V., die umgebracht worden waren, um ihm Platz zu machen. Er wollte nicht der dritte in der Reihe gekrönter Märtyrer werden. Seltsam und verwirrend waren die Maßnahmen, die er daher zur Sicherung seines geheiligten Lebens erfand. Er aß nur, nachdem ein hierfür besonders bestimmter Würdenträger vor seinen Augen die Siegel erbrochen hatte, mit denen in der kaiserlichen Küche jede Speise für den Sultan verschlossen wurde. Sodann mußte der Beamte von diesen Speisen essen. Immerhin — es gibt auch Selbstmörder aus politischem Fanatismus. Also gab Abdul Hamid nachher von den Speisen noch Hunden und Katzen zu kosten. Wandten sich diese von den kaiserlichen Leckerbissen ab, so wurde Gift vermutet und eine strenge Untersuchung eingeleitet.

Jeden Abend legte sich der Sultan in einem anderen Gemach zur Ruhe, das erst unmittelbar vorher von ihm bestimmt wurde. Bei Nacht aber stand er auf und schlich in ein anderes Zimmer, um die Gefahr zu verringern, von Verschwörern im Bett überfallen zu werden. Einmal fand er eine Wanze. Da wurde die Palastwache unters Gewehr gerufen, die Eunuchen liefen zusammen, der Großvezier wurde mitten in der Nacht zur Audienz befohlen und eine eilige Sitzung erörterte, wer die zweifellos vergiftete Wanze in meuchelmörderischer Absicht in das Bett des Großherrn hatte einschmuggeln können. Das Insekt wurde verhaftet, von Leibärzten untersucht, und obwohl festgestellt wurde, daß es sich einer zufriedenstellenden Gesundheit erfreute, wurden einige Hofbeamten in die Verbannung geschickt.

Es kostete den Sultan immer Überwindung, einen Würdenträger seines Reiches in Audienz zu empfangen, zu dem er nicht besonderes Zutrauen hatte. Eigentlich waren es nur zwei Exzellenzen, die ständig in der Umgebung der Majestät weilen durften: der skrupellose, aber geniale Fehim Pascha, Chef der Geheimpolizei, und der allmächtige Generalsekretär Tahsim Pascha. Und da es deren Interesse war, daß nicht allzu viele Minister Einfluß auf den Kalifen gewannen, so bestärkten sie den Sultan in seiner Menschen-scheu. Wahrscheinlich war auch ihrem Einfluß das Hofzeremoniell für Empfänge zuzuschreiben: Regungslos, mit gesenkten Augen, mußten die Beamten vor dem Großherrn stehen, der die Hand stets am schußbereiten Revolver hielt. Einmal stolperte ein Minister während einer Audienz. Der Sultan befürchtete ein Attentat, riß den Revolver heraus und schoß blitzschnell auf den Unglücklichen. So wenig kriegerisch er auch sonst war — der Kunst des Schießens widmete er sich mit solchem Eifer, daß er der beste Schütze seines Reiches wurde. Er konnte mit Leichtigkeit aus größerer Entfernung seinen Namen in wunderbaren arabischen Schriftzügen in ein Brett schießen.

Die ganze innertürkische Politik des Sultans wurde von einem einzigen Gedanken beherrscht: Seinen Untertanen durfte nicht einfallen, daß es so etwas wie Verschwörungen, Attentate, Herrschermorde überhaupt geben könne. Nicht einmal die Ermordung ausländischer Regenten wurde in der



Türkei der Bevölkerung mitgeteilt. Die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich zum Beispiel wurde vom türkischen Zensor in folgender berühmt gewordener Fassung veröffentlicht:

„Ihre Majestät, die Kaiserin Elisabeth, ist sanft entschlafen. In ganz Europa herrscht große Empörung.“

Lange Zeit wurde das Verbot der elektrischen Beleuchtung in der Türkei damit begründet, daß die Elektrizität eigentlich eine revolutionäre Angelegenheit sei. Es sind ja Dynamomaschinen, welche die Kraft für das elektrische Licht liefern — Dynamo erinnert an Dynamit — und wozu hat man solche unangenehme Erinnerungen nötig? Derartige Anekdoten sind zumindest bezeichnend für die Mentalität, welche die eingeweihten Kreise von Stambul bei ihrem Landesvater voraussetzten.

Ähnlich war die Einstellung des Sultans zu seiner Kriegsmacht. Die türkische Marine war nicht etwa dazu da, um das Reich gegen Griechenland und gegen die russische Flotte zu verteidigen — im Gegenteil. Wenn man nun einmal schon aus Prestigegründen eine Flotte haben mußte, dann sollte sie wenigstens nicht gefährlich sein. Der Sultan hatte gut in Erinnerung, daß sein Vorgänger Murad V. durch einen Matrosenaufstand seinen Thron verloren hatte. Also mußte die Marine kampfunfähig werden. Man mußte verhindern, daß sie etwa gar aus ihren Geschützen schießen könne. Der kaiserliche Palast lag ja am Meer und war daher stets in Gefahr, von der Flotte bombardiert zu werden. Wie schützt man sich vor einer solchen Gefahr? Ganz einfach: Ein gewisser Hassan Pascha galt als der größte Dieb der Türkei — bei der großen Konkurrenz ein keineswegs leicht zu erringender Rekord. Diesen Mann ernannte der Sultan zu seinem Marineminister. Die Wahl war außerordentlich glücklich. In überraschend kurzer Zeit waren die meisten Matrosen, denen besagter Minister die Löhnung gestohlen hatte, desertiert. Die Geschütze der kaiserlichen Kriegsflotte verrosteten und wurden unbrauchbar, Hassan Pascha bekam einen hohen Orden. („Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow“)

Das Privatleben des Sultans wurde von der gleichen Angst vergiftet wie seine Politik. Er liebte niemanden und

verlangte von niemandem Liebe. Die Damen des kaiserlichen Harems wurden nächtlich zur Liebe befohlen wie andere Hofbeamte zu ihrem Dienst. Bei Todesstrafe war ihnen untersagt, in diesen Liebesnächten den Sultan zu küssen — es bestand doch die Gefahr, daß sie beißen würden; den Sultan zu umarmen — es bestand doch die Gefahr, daß sie ihn während der Liebkosung erdrosseln könnten.

Die Auswahl der Frauen überließ der Sultan einem Kollegium von Eunuchen. Nicht weniger als dreitausend Frauen gingen durch den Harem Seiner Majestät während zweiunddreißig Jahren Regierungszeit. Die Frauen wurden gekauft, gebadet, in Hofetikette unterrichtet, ehe sie dem Sultan vorgeführt wurden, der erst dann die engere Wahl traf. Nur eine Minderzahl wurde für den persönlichen Dienst bestimmt — diese bekamen hohe Gehälter, wurden aber besonders streng bewacht, denn sie waren es ja, die dem Großherrscher die gesetzlichen Sprossen gebären sollten: Seit Jahrhunderten schon wurden die türkischen Sultane immer nur von gekauften Sklavinnen geboren, nicht von freien Müttern. Jene Frauen aber, die keine Kinder geboren hatten, blieben Sklavinnen in den Augen des Großherrn. Wurde er einer solchen Nebenfrau überdrüssig, so verschenkte er sie, wurde sie ihm lästig, verschwand sie in den Wellen des Bosphorus. (Prinzessin Suad Derwisch: „Erinnerungen an Abdul Hamid“)

Wie jeder Mann, der viel mit Frauen zu tun hat, liebte Abdul Hamid II. die Einsamkeit und die Musik. Vor allem liebte er aber die Dichtkunst. Aus den fernsten Gegenden des Reiches kamen Sänger, Dichter, Musiker nach Konstantinopel und wurden in den Ildis-Kiosk geführt. Für Tage schloß sich dann der Kalif mit ihnen ein. Für Tage ruhten alle Staatsgeschäfte; niemand wurde bei Hofe empfangen, kaum, daß der Sultan aß und trank.

Doch mehr als alles liebte der Sultan in Wahrheit — den Islam. Er betete fünfmal täglich, wie es die Vorschrift ist, er war wahrhaft gläubig — aber sein Glauben war nicht der äußerliche Formalglauben eines schwachen und machtlosen Fürsten, der sich in die Mystik der Religion flüchtet, um der Verpflichtung zu Taten zu entgehen. Müde, skeptisch, pessimistisch wie er war — für den Koran und den Pro-

pheten zu arbeiten, zu kämpfen, war Abdul Hamid immer bereit. Deshalb war für ihn die allwöchentliche Zeremonie des „Selamlik“ — der feierliche Gottesdienst am Freitag — keine leere Prunkentfaltung, sondern feierliche Bestätigung seines Amtes als Kalif und Imam des Islams. Imam heißt der Geistliche oder Laie, der beim Gebet vor der ersten Reihe steht. Der Vorbeter, dessen Verbeugungen und Kniefälle das Tempo und den Rhythmus des Gebetes der Gemeinde angeben. Aber — Imam des gesamten Islams ist der vornehmste aller Mohammedaner. Er hat das Vorrecht, sich angesichts aller Gläubigen als erster vor Allah in den Staub werfen zu dürfen. Und deshalb war die Ausfahrt des Sultans zum Selamlik eine große Feier. Im Palast versammelten sich die ausländischen Botschafter mit ihren Damen, in den Straßen standen Garderegimenter zu Pferd und zu Fuß; hinter dem Spalier des Militärs bedeckte das gläubige Volk sich ehrfürchtig die Augen, wenn der Wagen des Sultans durch die Reihen präsentierender Soldaten fuhr. Hinter dem Wagen liefen in Hoftracht, keuchend und schweißbedeckt, Minister, Hofbeamte, Prinzen. Die Soldaten aber riefen ihrem Herrscher im Sprechchor zu: „Werde nicht stolz, oh Kaiser! Gedenke: Allah ist mächtiger als du!“

### „DER KRANKE MANN AM BOSPORUS“

Alle Witzblätter Europas zeichneten seit Jahrzehnten die Türkei als alten Mann, mit einem Fez auf dem wackligen Kopf, zwei Krücken unter den Achseln — der „Kranke Mann am Bosphorus“. Das war Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Meinung jenes Europas, das nicht lange vorher in Kirchen und Klöstern angstzitternd gebetet hatte: „Vor der Türken Not / beschütz' uns, Herr und starker Gott.“

Unaufhaltsam war der Zerfall des Weltreiches. Schläge der Großmächte von außen und Abfall der christlichen und auch mohammedanischer Stämme im Innern. Die Ursache dieses Zerfalls? So viele Gelehrte darüber schrieben, so viele Meinungen. Das feudale Lehensystem, wo der Bey, der

Großgrundbesitzer, mit seinen Hörigen zu Feld zog — oder die Aufhebung dieses Systems wird angeschuldigt. Die aristokratischen Neigungen der Türken, die nur Krieger, Beamte, Politiker — oder Bauern und Hirten sein, aber als fromme Mohammedaner nichts mit Zins und Geldwirtschaft zu tun haben wollten, gelten ebenso als Ursache des Zerfalls wie ihre Vertrauensseligkeit, mit der sie Griechen und Armeniern die ganze Geldwirtschaft überließen. Dazu kam, daß die türkischen Menschenreserven allmählich nur noch ausreichten, um mit immer neuen Armeen neue Länder zu erobern, aber nicht mehr, um diese so zu kolonisieren, wie dies in Anatolien und Thrazien der Fall gewesen war. So blieben denn in Ungarn, am Balkan, in Rumänien und Bessarabien die unterworfenen Christen auch nach der Eroberung als Sklavenvölker, als „Rayas“, auf ihrem Boden sitzen, behielten dort Glauben und Nationalität und — Hoffnung auf bessere Tage.

Nach der zweiten Niederlage vor den Toren Wiens (1683) zerbrach mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit der Türkei auch ihr finanzieller Kredit. Bis dahin waren nämlich alle türkischen Kriege von den Feinden bezahlt worden. Die Finanzwirtschaft der Türkei bestand bis 1683 in der primitiven Operation, vor Beginn eines Feldzugs ein Darlehen aufzunehmen, dessen Rückzahlung durch die zu erwartende Beute und Tribute garantiert war. Die Bankiers ließen sich daher immer in der Armee des Sultans vertreten — bei der Belagerung Wiens waren hunderte Sklavenhändler im Troß des Großveziers Kara Mustafa, die nach der Einnahme der Kaiserstadt gleich die Wiener Gefangenen als Sklaven exportieren wollten. Dieses System konnte sich nur so lange halten, als es durch ununterbrochene Siege finanziert wurde. Nach der ersten Niederlage war kein Geld mehr da, um die alten Schulden zu zahlen, aber auch kein Kredit, um neue zu machen, um die Armee zu besolden, um neue Kriege zu führen.

Die türkischen Kaiser mußten daher notgedrungen an der Armee sparen. Daraufhin begannen die unterdrückten christlichen Völker zu meutern. Die europäischen Staaten benützten die seltenen Jahre, in denen sie sich nicht gegenseitig bekämpften, um ihren Glaubensgenossen in der Türkei

zu Hilfe zu kommen. Neue Kriege, neue Niederlagen, neue Finanznot. Die Gouverneure und ihre Beamten, die Befehlshaber der Garnisonen vom General bis zum Korporal, holten sich Ersatz für die Gehälter, die Konstantinopel schuldig blieb, indem sie Christen, Juden und Mohammedaner nach allen Regeln der Kunst ausplünderten. Bandenunruhen in den Provinzen waren die Folge. Erst Räuberbanden, dann Terroristen, mit denen die christliche Bevölkerung sympathisierte, bis schließlich um diese „Komitatschis“ sich die nationalen Elemente scharten. Banditen, Patrioten, Idealisten, Geistliche griffen vereint zu den Waffen. Mit ihnen sympathisierte Europa, mischte sich vermittelnd und beratend ein. Aus seinen Vermittlungsversuchen entstanden neue Kriege, neue Niederlagen, neuer Landverlust.

Alle Türken waren einig, daß eine „Reform“ des Staatssystems nötig sei. Von den Napoleonischen Kriegen an bis zum Weltkrieg redete man in der Türkei von nichts anderem als von Reformen. Reformen aber kosten Geld. Und so redete man von nichts anderem als davon, woher man das Geld für die Reformen nehmen könnte. Einhundert Jahre lang!

Die erste Reform war blutig und überraschend: 1826 ließ Sultan Mahmud II. seine Janitscharen, die Kerntruppe des Reiches, zusammenschießen, weil sie seit langem unzuverlässig waren.

Die Janitscharen („Jeni Tscheri“ heißt soviel wie das „neue Heer“) wurden von Sultan Murad I. auf Anraten des weisen Derwisch Hadschi Bektasch im Jahre 1360 aus gefangenen und bekehrten Christen organisiert, Gegenstück zu den christlichen Ritterorden — militärische Derwische. Sie erhielten so viele Privilegien, daß sich junge Türken aus guten Familien als Freiwillige meldeten. Lange Zeit galten sie als das beste Fußvolk Europas. Sie blieben es, so lange der Sultan an ihrer Spitze in den Krieg zog. Als aber die erstickende Luft von Byzanz auch die harten, nüchternen Türken vergiftete, als der Sultan im Serail sitzenblieb, während seine Janitscharen an den Grenzen des Reiches ihr Leben einsetzten, da wurden sie unkriegerisch, unzuverlässig,

neigten zu Empörungen. Janitscharenregimenter ermordeten Sultane, Minister, ihre eigenen Generale. Es war unmöglich, Reformen durchzuführen, ehe die Herrschaft dieser Prätorianer gebrochen war. Aber im Guten ließen sie sich nicht bezwingen. So versuchte Mahmud II. eine europäische Truppe zu schaffen, die Nizam. Die Janitscharen empörten sich, verlangten die Köpfe der für diesen Beschluß verantwortlichen Minister. Es kam zu einem furchtbaren Kampf. Wie zum Heiligen Krieg mußte die grüne Fahne des Propheten entfaltet werden, der Scheich ul Islam und die Ulema mußten über die Janitscharen als Abtrünnige den Bann verkünden, ehe die Treugebliebenen, vor allem die Kanoniere und Bombardiere sowie die Gärtner des kaiserlichen Palais, den Aufstand niederschlagen konnten. Auf dem Platz Atmaidan, wo der Zirkus des Alten Byzanz stand und wo seit je alle Revolutionen stattfanden, wurden die Janitscharen zusammengeschossen, ihre Kasernen bombardiert, ihr Name mit einem Fluch belegt. Über 15.000 Mann wurden hingerichtet, mehr als 20.000 verbannt; die Kerntruppe der türkischen Armee hat am 17. Juni 1826 zu existieren aufgehört.

Diese „erste Reform“ kam teuer genug zu stehen: Rußland benützte die Zeit, in der die alte türkische Armee nicht mehr, die neue noch nicht existierte. Ein russisches Heer drang bis Adrianopel vor, der Pascha von Ägypten, Mohammed Ali, griff seinen Oberherrn an. Die Türkei verlor Griechenland und büßte die Souveränität über Rumänien und das Nilland ein.

Nicht viel mehr Glück mit seinen Reformen hatte der nächste Sultan Abdul Medschid, der Vater Abdul Hamids. Vier Monate nach seiner Thronbesteigung (1839) anerkannte der siebzehnjährige Monarch (im „Hatti Scherif von Gülhane“) die politischen Rechte der christlichen Völker des Balkan. Trotzdem neuer Krieg gegen Rußland; trotzdem Unruhen in Bosnien, Albanien, Kurdistan.

Dem nächsten Herrscher Abdul Asis (1861—1876) war es vergönnt, trotz neuer Machteinbußen in Rumänien und Serbien, noch einmal die Türkei auf den Weg der Genesung zu führen. Er schuf eine moderne Flotte, baute die ersten Eisenbahnen und Telegraphenlinien. Es schien, als ob es ihm

gelingen sollte, den „kranken Mann des Orients“ in einen ganz gesunden Europäer zu verwandeln. Da brach an seinem Lebensabend, von Rußland geschürt, ein Aufstand in der Herzegowina aus: Serbien und Montenegro unterstützten die Aufständischen auf jegliche Weise. Neue Reformen; ein ganzes Füllhorn von Reformen. Aber die aufständischen Bosniaken verlangen Garantien der christlichen Großmächte für deren Durchführung. In Konstantinopel rebellieren die Minister. Abdul Asis wird abgesetzt und ermordet. Sein Neffe Murad wird Sultan. Drei Monate später wird auch er gestürzt. Ihm folgt Abdul Hamid II. am 1. September 1876.

Es schien anfänglich, daß der neue Sultan den Weg der Reformen fortsetzen würde, den sein Vater Abdul Medschid betreten und sein Onkel Abdul Asis zu einem Höhepunkt geführt hatte. Abdul Hamid sprach viele orientalische Sprachen und sogar etwas französisch. Er war gebildet, energisch, klug und liberal.

Sein Großvezier Midhat Pascha arbeitete eine neue Verfassung aus, die außerordentlich weitgehende Freiheiten vorsah. Unter Kanonenschüssen ließ Abdul Hamid am 23. Dezember 1876 diese Konstitution proklamieren, in der festen Überzeugung, dadurch den Frieden zu sichern und Rußland endgültig jeden Vorwand für eine Einmischung in die inner-türkischen Angelegenheiten zu nehmen.

Der Sultan und sein Großvezier Midhat Pascha wurden furchtbar enttäuscht. Die Großmächte verlangten das Recht, bei Ernennung der Gouverneure der christlichen Provinzen mitzuwirken und eine Aufsichtskommission einzusetzen. Abdul Hamid lehnte ab. Am 24. April 1877 erklärte Rußland den Krieg; Rumänien, Serbien und Montenegro griffen an. Abdul Hamid sah seine konstitutionellen Pläne mit einem Vernichtungsfeldzug der griechisch-orthodoxen Kirche gegen den Islam belohnt. In diesem Kriege verlor er Bulgarien, Ostrumelien, Bosnien und die Herzegowina, Cypern, Südserbien, große Teile von Armenien.

Die Geldnot war ins Unendliche gestiegen: Seit Jahren hatte die türkische Armee keinen Sold mehr bekommen, die Beamten keinen Gehalt. Das entwertete Papiergeld wollte kein Mensch annehmen. Es kam zu Demonstrationen wütender Weiber vor dem Palast des Kalifen. Der Sultan ver-

kaufte für einen Pappenstiel, was nur zu verkaufen war: Konzessionen, Ämter, Orden, Staatsdomänen — alles. Aber alles verschwand in dem bodenlosen Abgrund eines korrupten Systems.

Diese Niederlage hatte den Charakter Abdul Hamids entscheidend geändert. Er war zum Menschenhasser geworden und zum Feind jeder Änderung. Im Nationalismus des christlichen Europa sah er die Ursache der Kriege, die sein Reich verwüsteten — so wurde er zum Feind des Nationalismus überhaupt, auch des türkischen.

Alle seine Gedanken waren darauf gerichtet, das Bestehende zu erhalten. Eine Armee von Spionen überschwemmte das Reich. Vom Großvezir bis zum letzten Bauern wurde jeder Mensch überwacht, und jeder überwachte einen anderen. Beamte berichteten über Taten und Gedanken ihrer Kollegen, Soldaten denunzierten Offiziere, Adjutanten ihre Generäle, Söhne ihre Väter, Frauen ihre Männer. Dieses Polizeisystem hatte nur einen einzigen Zweck: Den Sultan über staatsfeindliche Pläne oder modernistische Gedanken auf dem laufenden zu halten. Keineswegs interessierten ihn Mißstände in der Verwaltung oder im Gerichtswesen. Wurde gemeldet, daß ein General oder ein Minister ein Dieb sei, ließ ihn dies völlig kalt: „Soll er stehlen, wenn er nur treu ist“, sagte der Sultan gelassen.

Um so energischer wütete er gegen jede noch so loyale Kritik der bestehenden Verhältnisse. Das Wort Vaterlandsliebe erfüllte ihn mit abergläubischem Schrecken. Ein Offizier oder Beamter, der erwähnte, daß er sein „Vaterland“ liebe, auf sein „Volk“ stolz sei, konnte dafür dem Henker verfallen.

Merkwürdigerweise war die Zahl jener, die Volk und Vaterland liebten, nicht unbedeutend. So füllten sich die Verließe des Reiches mit Gefangenen. Tausende wanderten in den Kerker. Menschen verschwanden und niemand wagte zu fragen, ob sie verbannt, hingerichtet oder eingekerkert seien. Fast täglich unterschrieb Abdul Hamid ein Todesurteil über Staatsbürger, die patriotischer Gesinnung verdächtig waren. Nie wurden diese Todesurteile verkündet. Bei Nacht fuhren Barken in die Mitte des Bosphorus, an deren Bord sich der kaiserliche Henker Achmed befand. In



der Barke waren Kisten. Fragte jemand nach deren Inhalt, so antwortete Achmed harmlos lächelnd: altes Eisen.

Einmal fanden aber italienische Taucher in der Mitte des Bosphorus auf dem Meeresgrund aufrecht in der Strömung hin und her schwankende Leichen, Leichen, Leichen. Geistliche, Offiziere, Beamte.

Henker des Padi Schah waren über das ganze Reich verbreitet. Prinzen und Paschas — zum Beispiel der liberale Großvezier Midhat Pascha — wurden in ihren Schlafgemächern erdrosselt. Politiker wurden auf den Straßen erdolcht. Das ganze Reich zitterte und nannte Abdul Hamid den blutigen Sultan.

Für den Abendländer am unverständlichsten waren die Maßnahmen des Padi Schah, mit denen er den türkischen Nationalismus bekämpfte. Das Wort Türke gebrauchte er als Schimpfwort. Wer das „Empire Ottoman“ als Türkei bezeichnete, konnte seines kaiserlichen Zorns sicher sein. Selbst begabte Feldherren und Staatsmänner, die der Sultan schätzte, verfielen härtester Strafe, wenn sie einen nationalistischen Gedanken offen äußerten, die am Hof Abdul Hamids verboten waren.

Der oberflächliche europäische Beobachter starrte ratlos auf dieses Phänomen. Sah in Abdul Hamid eine Geißel der Menschheit, einen degenerierten Wahnsinnigen, dem er bestenfalls diplomatisches Talent und verlogene Schlaueit zubilligte, mit der dieser „Narr“ imstande war, eine europäische Macht gegen die andere, ein revoltierendes Mitglied des Hofes gegen das andere, einen unruhigen Volksstamm gegen den andern auszuspielen. Der Europäer verstand, daß dieser Menschenverächter mit seiner Kunst byzantinischen Doppelspiels die Herrschaft behaupten konnte. Was aber niemand verstand, war, daß innerhalb und außerhalb seines Reiches eben dieser blutige Sultan ein Ansehen genoß wie vielleicht kein türkischer Herrscher der letzten hundertfünfzig Jahre.

In Indien und in Afrika, in Bosnien und in Rußland wurde der Name Abdul Hamids mit Ehrfurcht und Liebe ausgesprochen. Selbst unter den Türken, die er doch augenscheinlich so verachtete, fanden sich immer wieder Menschen, die für ihn zu sterben und zu kämpfen bereit waren,

mit einer Begeisterung, wie sie keiner der früheren Sultane hervorzurufen imstande gewesen war. Trotz der schweren Niederlage 1878 gegen Rußland, trotz des Verlustes von Ägypten und Cypren, trotz des sichtbaren Verfalls der Zentralregierung schlossen sich immer enger treue Anhänger um den Sultan. Der Padi Schah, der geradezu planmäßig seine Flotte zugrunde richtete, seine Armee verdorren ließ — er wurde dem mohammedanischen Orient in Wahrheit zum „Schatten Gottes auf Erden“. Für 250 Millionen Menschen von Marokko bis Holländisch-Indien und Turkestan war er die letzte Hoffnung geworden. Die Hoffnung auf die Erneuerung des Islams.

## EIN ALTER MANN MIT EINEM WANDERSTAB...

Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht beginnt die Geschichte dieser Erneuerung des Islams. Wie ein Märchen muß sie erzählt werden.

Zur Zeit, da der Kalif Abdul Hamid gegen die Nationalisten seines Reiches wütete, lebte in der Stadt Al Kahira, der Siegreichen, die die Ungläubigen in ihrer Unwissenheit Kairo nennen, ein alter Mann namens Sayid Dschemal-Ed-din el Afghani. Er war sehr alt — niemand wußte genau wie alt, und er selber wußte es auch nicht. Er war weit gereist, kannte alle Länder des Ostens und, für einen frommen Muslim besonders erstaunlich, auch die meisten Länder des Abendlandes. Er war ein Sayid, das heißt: in seinen Adern floß das Blut des Propheten, und er konnte seine Ahnen vom Vater in ununterbrochener Linie bis zur Fatima, der Tochter des Propheten, aufzählen.

Dieser Mann war Schöpfer des Panislamismus. Er war Professor der Akademie in Konstantinopel gewesen, und in den siebziger Jahren wurde er Professor der theologischen Universität Al Azhar, der ältesten Universität der Welt — und wohin immer er ging, verkündete er die Botschaft des neuen Islams:

„Mohammedaner aller Länder — vereinigt euch!“  
Wo immer er diese Lehre predigte, die schon Mohammed

zur Basis seiner politischen Religion und seiner religiösen Politik gemacht hatte, wurde er verfolgt und verjagt.

Von Ägypten aus warnte er unaufhörlich die mohamedanische Welt vor den Gefahren, die sie bedrohten. Mit eiserner Energie benützte er dazu seine Stellung als Professor der Al Azhar.

Nirgendwo im Islam war nämlich der tragische Verfall seit dem Untergang des Sarazenenreiches deutlicher als hier an dieser heiligen Stätte. In den Jahrhunderten islamischen Glanzes war Al Azhar Trägerin der gesamten Kultur der islamischen Welt gewesen. Hier lehrten die größten Gelehrten der damaligen Zeit, Astronomen und Geographen, Physiker, Historiker und Philosophen, Mediziner und Mathematiker. Zu ihren Füßen saßen Studenten aller mohamedanischen Länder, aus ihren Kreisen gingen nicht nur die meisten Gelehrten, sondern auch die tüchtigsten Staatsmänner jener Blütezeit hervor.

Später aber wandte sich die Gnade des Allmächtigen vom Islam ab. Neben seiner äußeren Macht verfiel auch der Glanz seiner Universität. Im 19. Jahrhundert war sie nicht mehr eine Hochschule für das gesamte Weltwissen, also eine „Universität“; alle Fächer waren gestrichen, die nicht aufs engste mit Theologie zusammenhingen. Die Studenten lernten nur noch Grammatik, Religionswissenschaft, die „Eigenschaften Gottes und des Propheten“, die „Gesetze Gottes“ gemäß der Koranüberlieferung und den Aussprüchen Mohammeds, Logik, Rhetorik, Verslehre, die Kunst, den Koran fehlerfrei zu lesen und die Buchstaben und Vokale richtig auszusprechen. Wer diese Künste beherrschte, galt noch bei Ausbruch des Weltkrieges für gelehrt und weise. Mehr brauchte kein Mensch. Ein Menschenalter vorher aber, als Dschemal-Eddin in das Lehrkollegium dieser Universität aufgenommen wurde, da war es noch schlimmer.

Da mußten die armen Studenten, die „Mugaurin“, sinnlose, phantastische Fragen beantworten, nachdem sie vier, fünf, sechs und noch mehr Jahre in den Hörsälen rund um ihren Professor, den „Scheich“, gesessen waren. Mit gerunzelter Stirn stellte ein Eximinator etwa folgendes Problem: „Welches Urteil werden Sie, Herr Kandidat, als Richter fällen, wenn ein Muslim einem andern Muslim Geld schul-

det, aber um seine Schulden nicht zu bezahlen, sich durch Zauberei in einen Esel verwandelt hat.“ Oder es wurde eine Ergänzungsfrage gestellt, um zu sehen, ob der Kandidat in den Geist dieses wichtigen Problems wahrhaft eingedrungen sei: „Ist Ihrer Meinung nach besagter Esel berechtigt, zum Freitagsgebet in die Moschee zugelassen zu werden? Wenn ja, warum? Wenn nein, warum nicht?“ Eine andere Prüfungsfrage dieser höchsten Universität des Islams, deren Rektor ebenfalls den Titel eines Scheich ul Islam führt und deren Doktoren höchste Richterstellen bekleiden, lautete: „Wenn ein Geist eine mohammedanische Frau beschläft und mit ihr ein Kind zeugt — kann dieses Kind als Mohammedaner betrachtet werden und später staatliche Posten bekleiden?“ Nicht minder wichtig die Frage, ob beim Gebet — wobei die Körperhaltung des Betenden, das Erheben und Senken der Hände bekanntlich genau vorgeschrieben ist — der Zeigefinger der rechten Hand gekrümmt oder gerade gehalten werden soll. Von der Haltung dieses Fingers hing nach der Meinung der Professoren die Gültigkeit des Gebetes und damit unmittelbar das Seelenheil des Betenden in hohem Grade ab.

Die Weisheit dieser alten Kulturstätte war verfallen und verkommen. Der Geist der koptischen Scholastiker und Mystiker, der von Alexandrien aus dreizehnhundert Jahre vorher so viel zur Entartung des orientalischen Christentums beigetragen, hatte nunmehr als unheilvoller Genius loci auch die Azhar-Universität vergiftet.

Doch nicht der Verfall des Wissens allein beunruhigte Dschemal-Eddin. Hand in Hand damit sah er ja auch den äußeren Verfall der mohammedanischen Reiche fortschreiten; am allerschlimmsten aber schien ihm der Verfall der Religion. Gottlosigkeit, Zweifel und Ketzerei erhoben sich an allen Ecken und Enden. Messianische Bewegungen entstanden — das untrügliche Zeichen dafür, daß die Gemüter, in religiöser Gärung begriffen, sich nicht mehr mit den überlieferten Antworten auf überlieferte Fragen begnügten.

In diesem Zerfall des Glaubens sah Dschemal-Eddin die Ursache des Niederganges des Morgenlandes. Wollte man das Morgenland retten, mußte man nach seiner Meinung den Glauben erneuern.

Für diese Erneuerung schien dem Herrn Professor begreiflicher Weise keine Stelle geeigneter als die „Riwak“, die Hörsäle der ehrwürdigen Al Azhar. Dort wollte er die Fackel der religiösen Wiedergeburt entzünden. Seine Studenten hörten von ihm statt Logik und Rhetorik überraschende Reden, die an die Predigten des Propheten Gottes erinnerten. Der Scheich sprach zu ihnen von der einigenden Kraft des Islams, von der Bruderschaft aller Mohammedaner, von der Gewalt des geeinten Islams, der imstande sei, Europa zu bezwingen, wenn nur alle Mohammedaner zusammenhielten.

Dschemal-Eddin lehrte, daß die Erfindungen Europas keineswegs zu verwerfen seien, im Gegenteil. Der wahre Gläubige, der den Sieg des Islams wolle, müsse sich ihrer bedienen — um Europa Widerstand leisten zu können. Aber erst dann seien diese europäischen Ideen, Erfindungen, Errungenschaften für den Mohammedaner unschädlich, wenn er mit tiefster Seele die Ergebenheit in Gott erfaßt hat, die allein imstande ist, den Menschen Glück und Frieden zu sichern. Die Praxis des Islams aber, die diese Idee verwirklichen kann, bestand nach der Lehre Dschemal-Eddins in drei Punkten: In der Gleichheit aller Mohammedaner vor dem Gesetz; in der Beachtung des Religionsgesetzes, der Scheria; im Gehorsam aller Mohammedaner der ganzen Welt gegenüber dem „Verteidiger des Glaubens“, dem Kalifen.

Es war die Lehre des Panislamismus, die in Kairo geboren wurde.

Für die Studenten waren diese Gedanken eine Offenbarung. Das Wort „Kalif“ war gegen Ende des 19. Jahrhunderts für die Mohammedaner ein leerer Begriff, eine Legende aus den ersten Jahrhunderten des arabischen Weltreiches. Schon die späteren Abbassiden in Bagdad, die Fatimiden in Ägypten, die Kalifen in Marokko und Spanien waren nur noch Schattenherrscher gewesen. Und für die türkischen Großsultane, die diese Würde an sich gerissen hatten, war Kalif nur einer der Dutzende von Titeln, mit denen sie ihre Erlässe begannen. Der Sultan von Konstantinopel war in allererster Linie türkischer Herrscher; seine Autorität besaß er als Sultan; mohammedanische Völker und Fürsten hatten keine Bedenken, gegen ihn zu kämpfen,

seinen Namen aus ihren Gebeten zu streichen. Er war Sultan und nicht Kalif — und darin erblickte Dschemal-Eddin die tiefe Ursache des Niedergangs sowohl der Türkei als auch des Islams.

So begeistert auch seine Schüler von dieser Lehre waren, so wenig begeistert waren die Herren Kollegen. Als er aber gar begann, außerdem noch profanes Wissen zu unterrichten, als er die Philosophie des Avicenna, des ersten und größten der arabisch schreibenden Philosophen und Ärzte, vortrug und, statt Scholastik, Metaphysik und Philosophie lehrte: „Ein Gegensatz zwischen vernünftiger Erkenntnis und der Lehre des höchsten Propheten ist unmöglich, daher ist auch ein Gegensatz zwischen moderner Wissenschaft und dem Koran unmöglich“ — da begann man, sich zu empören. Und als der Professor schließlich mit einem leibhaftigen Globus im Hörsaal erschien, wurde auch den wohlwollendsten Kollegen klar, daß Dschemal-Eddin ein Ketzer sei. Die Frage, ob die Erde rund oder flach sei, ist doch wirklich und wahrhaftig für das Seelenheil des Mohammedaners belanglos — für das Seelenheil eines künftigen Doktors des kanonischen Rechtes und der Theologie aber unbedingt schädlich. Die Universität rückte erschrocken vom modernistischen Neuerer ab — aber Dschemal-Eddin kümmerte sich nicht viel darum. Im Gegenteil: mit noch größerer Energie widmete sich der Greis dem Kampf gegen Europa — mit den Methoden Europas. Er unterstützte die antieuropäische Bewegung unter dem rebellischen Kriegsminister Arabi Pascha, dem ersten Ägypter von wirklich ägyptischem Blute, der 1882 zu den Waffen griff. Aber die Engländer besetzten Ägypten; sie erstickten den Aufstand und wiesen sofort Dschemal-Eddin aus, den sie schon von Indien her kannten, wo sie ihn früher einmal eingesperrt hatten.

Wieder griff der Weise zum Wanderstab. Ein hoher Siebziger, wanderte er in die Türkei, wanderte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Überall versammelte er Schüler um sich, redete über die Einheit aller Gläubigen — da traf ihn die Nachricht, daß Abdul Hamid ihn in Konstantinopel erwarte.

Abdul Hamid, entsetzt über das Schicksal seiner Vorgänger, durch die Mißerfolge Midhat Paschas von allen Reformplänen gründlich kuriert, war seit Ende des Russisch-

Türkischen Krieges entschlossen, das religiöse Moment des Kalifats auf das stärkste zu unterstreichen.

Aber erst Dschemal-Eddin, der Greis, der aus Afghanistan, Persien, Indien, Ägypten verbannt und vertrieben war, lehrte Abdul Hamid den Sinn seines Lebens. Er bekehrte ihn zum bewußten Kalifat. Er lehrte ihn, sich nicht als Herrscher des zerfallenden Ottomanischen Kaiserreiches zu betrachten, sondern als den legitimen Herrn über die 250 Millionen Mohammedaner der Welt. Er lehrte ihn, daß alles Unheil davon herrühre, daß der Kalif seine Verantwortung gegenüber diesen Millionen vergessen hätte und daß die Gläubigen den Kalifen und die grüne Fahne des Propheten vergessen hätten. Er lehrte den Sultan, daß es ein unverzeihlicher Frevel sei, wenn Mohammedaner sich nach der gleichgültigen Sprache, die sie reden, nach dem nebensächlichen Ort, wo sie geboren seien oder wo sie wohnen, einmal Türken nennen, einmal Araber, einmal Inder, ein andermal Tataren, statt zu betonen, daß sie eins seien, Brüder, Muslimen. Das Beispiel der armen, unwissenden, von Allah in die Irre geführten Völker der Ungläubigen verblende die Gläubigen. Weil jene Christen in ihrer Dummheit Nationalisten sind, wollen auch die Gläubigen auf ihr Volk stolz sein. Sie vergessen, daß sie nur auf eines stolz sein dürfen, auf den Besitz der göttlichen Offenbarung, der erhabenen Vernunft, den Koran. Folgerichtig sei es Aufgabe des Kalifen, die mohammedanischen Untertanen vor dem verderblichen europäischen Nationalismus zu beschützen. Erst wenn alle die Millionen Mohammedaner sich als einheitliches Volk fühlen, erst wenn sich alle dem Willen des Kalifen beugen, erst dann könne der Orient gesunden. Deshalb sei es ein zum Scheitern verurteilter Versuch der letzten türkischen Sultane gewesen, Reformen durchzuführen. Deshalb sei es aber auch für den Kalifen belanglos, wenn diese oder jene Provinz verlorenginge — vor allem, wenn in jenen verlorenen Ländern Christen wohnten und nicht Mohammedaner. „Denn die Herrschaft über Menschen — was ist sie? Staub! Kostbar ist nur die Herrschaft über ihre Seelen!“

Ein mohammedanischer Staatsmann gab in der „Revue du Monde musulman“ (März 1913) die Lehre Dschemal-Eddins folgendermaßen wieder:

„Die christliche Welt ist — trotz ihrer Rassen- und Nationalitätenkämpfe — gegen den Orient im allgemeinen und gegen den Islam im besonderen geeint; geeint zur Zerstörung aller mohammedanischen Staaten.

Noch lebt der Geist der Kreuzzüge und der Fanatismus Peters des Eremiten. Das Christentum betrachtet noch immer den Islam mit fanatischem Haß und Verachtung. Christliche Regierungen betrachten die mohammedanischen Staaten nicht als gleichberechtigt; sie entschuldigen alle Angriffe und Demütigungen, die sie mohammedanischen Nationen zufügen, mit deren Rückständigkeit und Barbarei. Dieselben Regierungen aber verhindern mit tausend Mitteln und selbst mit Krieg jeden Versuch einer Reform oder Regeneration in mohammedanischen Gebieten.

Haß gegen den Islam ist allen — nicht nur einigen — christlichen Völkern gemeinsam; daraus geht ein stillschweigender hartnäckiger Kampf zur Zerstörung des Islams hervor. Jedes Gefühl, jedes Ziel der Mohammedaner wird von den Christen entstellt und verleumdet. Was bei Europäern Nationalismus und Vaterlandsliebe heißt, schimpfen sie beim Orientalen Chauvinismus. Das Nationalgefühl des Abendlandes gilt als Xenophobie im Morgenland. Daraus geht hervor, daß die ganze mohammedanische Welt sich zu einem großen Defensivbündnis zusammenschließen muß, um sich vor dem Untergang zu bewahren. Um dies zu erreichen, muß sie die Technik des Westens und die Geheimnisse europäischer Macht studieren.“

Diese Lehre akzeptierte, verstand, liebte Abdul Hamid. Panislamismus wurde der Leitgedanke seiner Regierung. Deshalb kämpfte er gegen das enge und kleine Wort „türkisches Vaterland“. Deshalb haßte er diejenigen, die der Türkei dienen wollten, statt dem Islam. Deshalb verachtete er die Flachköpfe, die von einem Parlament oder einer Verwaltungsreform mehr erwarteten als von der Erneuerung des Glaubens.

Der Abendländer — mit verschwindenden Ausnahmen — verstand das nicht. Der Franzose Gabriel Charmes war der einzige, der 1883 diese Tendenz in seinem prophetischen Buch schrieb: „L'avenir de la Turquie: le Panislamisme.“ Aber die anderen Europäer blieben blind. Sie sahen nur die Außenseite des Regimes, nur seine Grausamkeit. Sahen die harten Polizeimaßnahmen des „blutigen Sultans“, sahen die schlechten Uniformen und die noch schlechtere Bewaffnung der Linienregimenter. Sahen Spione und Denunzianten am



Werk. Sie sahen aber nicht, daß dieser „Narr“, dieser „angsterfüllte Feigling am Sultansthron“ die ganze Welt mit einem Heer von Agenten überschwemmte, die den Panislamismus den Völkern des Korans übermittelten. In Tunis und Marokko, in China und Buchara, in Amerika und am Äquator warben wenige bezahlte und zahllose freiwillige Agenten Abdul Hamids um die 250 Millionen Seelen der Gläubigen. Weckten sie aus einem jahrhundertelangen Schlaf.

Denn der Islam schlief. Der Gebetsruf von den Türmen unzähliger Moscheen mahnte täglich zehnmal „Auf! Auf! Das Gebet ist besser als der Schlaf!“ Aber auf den Sinn dieser zum Ritual gewordenen Worte magischer Erweckung achtete niemand mehr.

Abdul Hamid wollte die Massen aus ihrem Schlaf erwecken. Seine Energie in allen Fragen panislamitischer Politik stand in erstaunlichem Gegensatz zu seiner Indifferenz in Dingen türkischer Staatsverwaltung. Persönlich las er die Berichte aller panislamitischen Agenten. Eigenhändig entwarf er Aufrufe an die entferntesten mohammedanischen Völker. Er korrespondierte mit allen geistigen Führern des Auslands. Unnahbar für seine türkischen Beamten und Generale — für panislamitische Studenten, dahergelaufene Unbekannte, die ihn in Konstantinopel besuchen wollten, waren die Türen seiner Audienzzimmer stets offen.

Alle Muslimen, die sich in ihren Vaterländern nicht mehr wohl fühlten, kamen nach Konstantinopel: vor allem aber jene, die gegen England oder gegen Frankreich oder gegen Rußland eingestellt waren. Ein Dutzend Jahre panislamitischer Propaganda genügten, um die Niederlage gegen Rußland von 1878, um den Verlust von Ägypten von 1882 vergessen zu machen. Seit der Spaltung des Kalifates im neunten Jahrhundert gab es kein so ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Mohammedaner wie unter Abdul Hamid. Zum erstenmal in der Geschichte wurde in indischen Moscheen beim Freitaggebet der Name des türkischen Sultans als „Beherrscher der indischen Mohammedaner“ genannt. Die Königin Viktoria regierte — aber moralisch war Abdul Hamid der Beschützer indischer Mohammedaner. In

China und Buchara, bei den Senussi in der Sahara und in Algier gewann er Anhänger. Diese Wiederherstellung der islamischen Einheit war der große außenpolitische Erfolg Abdul Hamids, mit dem sich bald auch die europäischen Großmächte auseinandersetzen mußten.

Vor allem waren es zwei Staaten, die nicht recht wußten, welche Stellung sie zu dieser neuartigen Idee einnehmen sollten: England und Rußland. Rußland sah sich auf einmal mit den eigenen Waffen bedroht. Hatte der Zar bisher als „Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Kirche“ versucht, sich in türkische Angelegenheiten einzumischen, so wollte nun der türkische Sultan als Chef aller Mohammedaner sich in die Angelegenheiten der mohammedanischen Untertanen des Zaren einmengen.

Dies konnte den Engländern an und für sich nur recht sein. Aber anderseits war die Erinnerung an den blutigen Mahdi-Aufstand, den Kitchener eben niedergeschlagen hatte, noch zu frisch. Da erstand dem Sultan plötzlich ein Verbündeter im Herzen Europas. Ein Fürst, der mit besonderer Vorliebe sein Gottesgnadentum unterstrich und auf sein Christentum stolz war, erfaßte die Größe der panislamitischen Idee. Es war Wilhelm II., der im Jahre 1898 zum Sultan fuhr und die Grundlage für das spätere deutsch-österreichisch-türkische Bündnis legte. Gewiß waren auch politische Erwägungen für Abdul Hamid ausschlaggebend — Deutschland war die einzige Großmacht Europas, die nicht unmittelbar an die Türkei grenzte, die also nicht ein unmittelbarer Feind der Türkei werden konnte. Deshalb war der mißtrauische Abdul Hamid eher bereit, deutsche Offiziere oder deutsche Ratgeber in Konstantinopel arbeiten zu lassen als Russen, Engländer, Franzosen, Österreicher oder Italiener. Aber die Liebenswürdigkeit Wilhelms hätte ebensowenig geholfen wie seine Geschenke an die Städte Konstantinopel und Jerusalem. Die Entscheidung fiel in einer Rede, mit der der deutsche Kaiser Weltgeschichte machte — vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen. Es war in Damaskus, der alten Kalifenstadt, wo Kaiser Wilhelm bei einem Feste des Scheich Abdullah Effendi den berühmten Satz aussprach: „Möge Seine Majestät der Sultan — mögen es die 250 Millionen Mohammedaner, die in allen

Ländern der Welt leben und in ihm ihren Kalifen verehren, wissen, daß der Deutsche Kaiser zu allen Zeiten ihr Freund sein wird.“

Dieser Satz war die Brücke, die Wilhelm II. über den Balkan und den Irak hinweg zum Persischen Meer schlug. Endlich sah sich Abdul Hamid verstanden, mehr als das: er sah sich anerkannt. Ein Christ, ein Kaiser, der Herr der mächtigsten Armee der Welt hatte das ausgesprochen, wovon Abdul Hamid zwanzig Jahre lang geträumt hatte: daß alle Mohammedaner der Welt in ihm ihren Kalifen verehrten und alle zusammen eine politische Einheit bildeten.

Im weiten Osmanischen Kaiserreich lebten aber viele, die über die panislamitische Idee anders dachten als der Deutsche Kaiser. Seit den Tagen Abdul Asis (anders ausgedrückt: seit dem Sieg des deutschen, italienischen und ungarischen Nationalismus von 1848 bis 1867), war auch im Orient der Geist des Nationalismus eingezogen. Das erste mohammedanische Volk, in dem er Wurzeln schlug, war das der Türken — das Volk, dessen Herrscher der Todfeind dieses Gedankens war.

Wie überall in der Welt, so begann auch in der Türkei die nationale Idee zunächst als Kulturbewegung und unterstrich ihren streng weltlichen Charakter. Aus dem Arabischen des Korans, aus der persischen Hof- und Gelehrtensprache des Orients waren zahllose Worte in den türkischen Sprachschatz aufgenommen worden, so wie die lateinische Kirchen- und Juristensprache und die französische Diplomatensprache das Deutsch des achtzehnten Jahrhunderts durchsetzt hatten. Genau wie in Deutschland eine Sprachbewegung am Beginn der neuen Kulturepoche stand, leitete die türkische Sprachbewegung zur Zeit Abdul Hamids jene Entwicklung ein, die ein Menschenalter später unter Mustafa Kemal Pascha zur völligen Verdrängung des arabischen Spracheinflusses aus der türkischen Kultur führte. Der Dichter Schinasi Effendi schuf die moderne türkische Sprache. Ein anderer Dichter, Kemal-Bey, schrieb in dieser modernen Sprache ein Drama mit dem frevelhaften Titel „Watan“ — „Vaterland“! Junge Türken gaben in London eine revolu-

tionäre Zeitung in türkischer Sprache heraus: „Hürriet“ — „Freiheit!“ Die jungen Offiziere der Armee und der Flotte, die der Sultan notgedrungen zur Ausbildung nach London, Paris, Wien, vor allem aber nach Berlin schicken mußte und die mit den europäischen Instruktoren der Armee und Gendarmerie in der Türkei in Berührung kamen, hatten gar kein Verständnis für die panislamitischen Ideen ihres Herrn, sie begeisterten sich für die Ideale der französischen Revolution, für Demokratie, Gedankenfreiheit, Aufklärung. Mit ihnen verbündeten sich die wenigen Intellektuellen des Türkischen Reiches, denen es gelungen war, ins Ausland zu kommen, oder die in den französischen und englischen Missionsschulen der Türkei abendländischen Geist eingeatmet hatten. Je strenger der „blutige Sultan“ gegen diese Nationalisten vorging, desto stärker wurde ihr Widerstand. So wie panislamitische Führer aus Persien, Kaukasien, Ägypten nach Konstantinopel flohen, so flüchteten türkische Nationalisten nach Europa.

1891 — sieben Jahre vor Kaiser Wilhelms Rede in Damaskus — hatten revolutionäre Offiziere und Intellektuelle in Genf das erste jungtürkische Komitee gegründet und damit den revolutionären Kampf gegen den Kalifen begonnen. Unter ihren Schlägen sollte das ganze grandiose Gebäude des Panislamismus zerfallen, noch ehe es vollendet war.

## JUNGE TÜRKEN AUF ALTEN WEGEN

Revolutionen im Orient beginnen mit einer Verbrüderung und enden mit einem Blutbad.

Niemand wußte das besser als Abdul Hamid. Als er daher erfuhr, daß seine Gegner im Ausland Komitees organisierten, Bünde schufen und allgemeine Verbrüderung predigten, verlor er Schlaf und Appetit. Er fürchtete die revolutionären Jungtürken und verachtete sie zu gleicher Zeit. Er wußte genau, was in den Geheimverbänden der Emigranten in Paris, Genf, London und Berlin vorging. Seiner tiefsten Überzeugung nach war jeder dritte Revolutionär käuflich, jeder zweite ein Narr. Aber es gab unter

den Emigranten auch Menschen, die weder käuflich noch verrückt waren, und das beunruhigte ihn.

Er gab daher Millionen für sein Spionagesystem aus. Seine Agenten saßen in den Komitees und in den Redaktionen der jungtürkischen Emigration. Viele seiner Spitzel fanden in diesem unterirdischen Kampf den Tod, schwammen in der Seine oder im Genfer See, mit Kugeln im Schädel oder einem Dolch in der Brust. Neue Agenten traten an ihre Stelle. Zeitweilig gelang es dem Sultan sogar, die ganze revolutionäre Bewegung seines Landes selbst zu organisieren: ein Kongreß aller revolutionären Parteien in Paris Anno 1902 wurde von Agenten des Sultans geleitet — und endete dementsprechend ergebnislos.

Aber auf die Dauer hielt sich auch dieses System nicht. Auf einem zweiten Pariser Kongreß, 1907, unter Führung von Achmed Reza, einigten sich diesmal Jungtürken und Jungaraber mit den Führern der Albanesen, Bulgaren, Armenier. Sie beschlossen die Absetzung Abdul Hamids und die Schaffung einer parlamentarischen Regierung auf der Grundlage voller Gleichberechtigung aller Nationen und Konfessionen. Wichtiger als diese Beschlüsse war, daß von Paris nach Mazedonien zahllose unsichtbare Fäden führten, die der Sultan nicht entdecken oder nicht durchkreuzen konnte. Die jungtürkischen Emigranten in Paris standen in enger Verbindung mit jungtürkischen Offizieren in Mazedonien. An ihrer Spitze stand der vierundzwanzigjährige Generalstabsmajor Enver Bey, in Deutschland ausgebildet, vertraut mit den Methoden russischer Revolutionäre. Nach deren Muster war die Verschwörung in der Armee organisiert: jeder Revolutionär kannte nur zwei Mitverschworene beim Namen — dadurch waren die Spitzel machtlos, sie konnten nie mehr als einige Außenseiter entdecken.

Abdul Hamid wußte, was vorging. Er überschwemmte Mazedonien mit Spionen. Die Verschworenen zitterten; jeder fürchtete den Gegenschlag des Sultans, jeder wußte, daß es ihm an Kopf und Kragen ging, wenn diese Spionage Erfolg hatte. Sie hielten das Warten nicht mehr aus — ein albanesischer Offizier namens Niazi Bey verlor die Nerven und schlug auf eigene Faust am 3. Juli 1908 los.

Der Ausbruch dieser Revolution, die den schwersten

Schlag gegen den Gedanken des Islams führen sollte, war geradezu grotesk: mit 200 Soldaten verließ Niazi Bey seine Garnison Ochrida und zog in die Berge, nachdem er dem Bürgermeister der erwähnten mazedonischen Seestadt in einer Proklamation kundgetan hatte, daß das Ottomanische Kaiserreich wieder ein parlamentarisch-demokratischer Staat gemäß der Verfassung von 1876 sei. Mazedonische Bauern, an Bandenkriege seit einem halben Jahrhundert gewöhnt, schlossen sich seiner Truppe an und marschierten mit ihm.

Das jungtürkische „Komitee für Einheit und Fortschritt“ mußte notgedrungen dem Beispiel Niazi Beys folgen. Eine Woche später waren alle verschworenen Offiziere mit ihren Truppenteilen in die Berge Mazedoniens gegangen. Aus der Verschwörung war eine Revolte geworden.

Abdul Hamid unterschätzte nicht die Gefahr. Auf den zuständigen Gouverneur Hilmi Pascha war kein Verlaß — er war glattrasiert, und glattrasierte Paschas waren dem Sultan verdächtig. Schemsi Pascha, ein energischer und brutaler Greis mit einem prachtvollen Vollbart, erhielt den Auftrag, sich eiligst nach Mazedonien zu begeben und die eidbrüchigen Offiziere exemplarisch zu bestrafen. Der treue General fuhr nach Ochrida und wurde gleich nach seiner Ankunft von einem Offizier auf dem Marktplatz erschossen. Seine Truppen weigerten sich, auf die Rebellen zu feuern.

Daraufhin wurde der Sultan friedliebend. Er versprach den verirrtten Kindern, so sie reuig würden, seine väterliche Vergebung. Niazi Bey und Enver Bey sollten zum Zeichen dieser Vergebung auf der Stelle zu Paschas befördert werden. Die verirrtten Kinder zeigten aber keine Reue. Ganz Mazedonien und Thrazien stand in offener Rebellion gegen den Sultan. Soldaten und Offiziere bildeten Freischaren, und die treuen Paschas, die die größeren Städte noch besetzt hielten, meldeten, daß auf keinen Truppenteil Verlaß sei.

Jetzt erst entsann sich der Sultan seiner anatolischen Türken, die seit Jahrhunderten das Rückgrat des Osmanischen Reiches bildeten. Ein kaiserliches Irade beorderte die anatolischen Regimenter zur Niederwerfung des mazedonischen Aufstandes. Aber — diesmal weigerten sich auch die Anatolier, auf ihre Brüder in Mazedonien zu schießen. Den Vorwand dazu bot pikanterweise ein religiöser Konflikt:

Mohammedaner dürfen nur dann gegen Mohammedaner kämpfen, wenn eine religionsgesetzliche Entscheidung dies als zulässig erklärt. Eine „Fetwa“ des Scheich ul Islam muß erst die Erlaubnis geben. Das ist gewöhnlich eine Formsache: der Herr Hofprediger wird sich hüten, eine Fetwa, die der Kalif wünscht, nicht zu unterzeichnen. Aber diesmal spürte der oberste Geistliche den neuen Wind, der von den mazedonischen Bergen herwehte. „Nur in Verteidigung des Glaubens gegen eine Irrlehre darf der Kalif Mohammedaner zum Kampf gegen Mohammedaner rufen“, entschied der Scheich ul Islam. „Die Forderung nach einer parlamentarischen Verfassung, die Abdul Hamid selber 1876 zugestanden hat, ist keine Irrlehre und berechtigt daher nicht zu einem Bürgerkrieg\*.“

Mit seinen eigenen Waffen, mit dem Geist des Religionsgesetzes, war der Vorkämpfer des Islams geschlagen.

Armee und Klerus hatten ihn im Stich gelassen — so versuchte er die Mittel orientalischer Politik. Am 23. Juli 1908 versammelte der Sultan im großen Konferenzsaal in Ildis-Kiosk die ältesten Diener des Thrones, die ehemaligen Großveziere, Minister und verdienten Generale. Den Vorsitz führte der greise Großvezier Ferid-Pascha. Im Auftrage des Sultans fragte er die hohe Versammlung, wie man in der jetzigen schweren Stunde zu handeln habe.

Die Versammelten waren alte Leute. Der jüngste der Paschas mag vielleicht siebzig Jahre alt gewesen sein. Sie alle hatten weiße oder rot gefärbte Bärte, vornehme Gebärden und müde Augen. Sie sagten nie „ich“, sondern „Euer Sklave“, auch wenn sie mit einem Untergebenen sprachen. Sie waren höflich, listig und fromm und haßten alles, was mit Eile und Verantwortung zusammenhing. Die Frage des Sultans überraschte sie. Als erfahrene Höflinge ahnten sie, daß der Padi Schah bestimmt irgendwo hinter einem Vorhang sitze und ihren Worten zuhöre. Deshalb zitierten sie reichlich den Koran, sprachen voll Demut, be-

---

\*) „Ein Gläubiger darf keinen Gläubigen töten, es sei denn aus Versehen. Und wer einen Gläubigen mit Vorsatz tötet, dessen Lohn ist das Höllenfeuer; ewig soll er darin verweilen, und Allah zürnt ihm und verflucht ihn und bereitet ihm gewaltige Strafen.“ (4. Sure, 94 und 95.)

tonten die Macht des Kalifen und vermieden es geflissentlich, das sündhafte Wort Verfassung auszusprechen. Stunden um Stunden vergingen, die Paschas zitierten arabische und persische Klassiker, und dem Sultan, der tatsächlich hinter einer Portiere verborgen saß, drohte die Geduld zu reißen.

Wahrscheinlich wären die Greise nie zu einem Entschluß gekommen, wenn ihr würdiges Beisammensein nicht durch eine peinliche Nachricht unterbrochen worden wäre. Ein Bote meldete dem Großvezier: die ruchlosen Rebellen sind mit klingendem Spiel in Saloniki eingezogen, haben den Polizeichef ermordet und in allen Städten Mazedoniens die Verfassung proklamiert.

Die erschrockenen Greise, vom Großvezier gedrängt, entschlossen sich nun doch, dem Sultan die Gewährung der Verfassung alleruntertänigst vorzuschlagen. Der Sultan, seit Jahrzehnten gewohnt, Menschen, die solches vorschlugen, bestenfalls in den Kerker zu werfen, ließ dieses Mal Gnade walten.

Am Nachmittag desselben Tages, am 23. Juli 1908, verkündete die Hohe Pforte, daß die Türkei eine Konstitution erhalte, Parlament, Pressefreiheit, Gleichberechtigung aller Staatsbürger ohne Unterschied des Glaubens, Amnestie, kurz alles, was 1908 in den demokratischen Ländern Europas als letzte Mode getragen wurde.

Nur die wenigsten Menschen in der Türkei wußten, was das ist: Konstitution. Manche hielten es für eine Krankheit. In Syrien glaubte man, Konstitution sei gleichbedeutend mit Elektrizität; anderswo hielt man sie für eine neue Heeresorganisation. Der Gouverneur des Jemen fragte alleruntertänigst telegraphisch an, ob es wahr sei, daß man auf Grund dieser Konstitution die Christen nicht mehr als Hunde bezeichnen dürfe.

Aber obgleich nur die wenigsten wußten, was eine Konstitution ist — die Tatsache, daß der Sultan dieser Forderung nachgegeben hatte, daß also zum erstenmal in seiner langen Regierung der Tyrann unterlegen war, entfesselte Orkane der Begeisterung. In Konstantinopel verbrüderten sich auf den Straßen Türken und Griechen, Armenier und Kurden. Im Fremdenviertel von Pera sahen erschütterte



Ausländer, wie ein türkischer Mullah, ein griechischer Pope und ein Rabbiner sich ekstatisch abküßten. Uralter Haß, jahrhundertelange Verachtung hatte das Wort „Konstitution“ verschwinden lassen.

Am begeistertsten war die Stimmung in Saloniki, dem Hauptquartier der Revolutionäre. Am Balkon des Hotels Olympos-Palace versammelten sich alle die Männer, die künftig die Türkei beherrschen sollten: Enver — der spätere Kriegsheld, Talaat — der spätere Premierminister, Dschemal — der spätere Verteidiger von Palästina. Ganz im Hintergrund, wenig beachtet, ein junger Offizier, auffallend blond: Mustafa Kemal, später „Vater der Türken“.

Zum Volk, das sich vor dem Hotel staute, sprach der blutjunge Generalstabsmajor Enver, voll echtem Pathos. In dieser Stadt, in der die Hälfte der Einwohner Juden waren und die andere Hälfte Griechen und Bulgaren, proklamierte er den Gedanken der osmanischen Staatsbürgerschaft. Er streckte die Hände dem Volk entgegen und rief: „Wir alle sind Brüder! Ob Bulgare oder Grieche, Serbe oder Rumäne — wir alle sind Osmanen! Ob der eine in die Synagoge, der andere in die Kirche, der dritte in die Moschee geht — wir alle, die unter diesem blauen Himmel leben, sind stolz darauf, Osmanen zu heißen. Es lebe das Vaterland! Es lebe die Freiheit!“

Der junge begeisterte Major ahnte nicht, daß er mit dieser Rede das Ende des Osmanischen Reiches verkündete: es gab nämlich keine Osmanen. Dem Wortsinn gemäß bedeutet Osmanli lediglich „Untertan der Dynastie Osman“.

Es gab keine osmanische Nation. Es konnte keine geben.

Schon die ersten Sitzungen des Parlaments zeigten, wie schwach die Grundlagen waren, auf denen die Jungtürken ihre Reformpläne aufgebaut hatten. Sie wollten Europas Demokratie nachahmen, schlugen daher die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht, die bis dahin nur für Mohammedaner bestanden hatte, auf die christlichen Staatsbürger vor. Sie waren äußerst erstaunt, daß sich weder Griechen noch Armenier für die Gleichberechtigung begeisterten. Umgekehrt waren die Christen verblüfft, als die Jungtürken von

ihnen verlangten, ihre Kinder nicht mehr in die verschiedenen Schulen der europäischen Missionen zu schicken, wo man französisch, deutsch, englisch, italienisch lernte, sondern in die recht kläglichen türkischen Staatsschulen.

Das Parlament versagte. Kleine und kleinste Parteien bildeten sich. Die Jungtürken machten Fehler über Fehler. Sie verfeindeten sich nicht nur mit den nationalen Minderheiten, sondern auch mit den Mohammedanern. Den Anfang dazu machte der Führer der Pariser Emigranten Achmed Reza, nunmehr Präsident der Deputiertenkammer. In dummem Übermut schwor er, er wolle mit einem Zylinder auf dem Haupt über die Galatha-Brücke gehen. Nun ist für einen frommen Mohammedaner die europäische Kopfbedeckung das Symbol des Christentums — der rote Fez als Zeichen türkischer Staatsbürgerschaft Symbol des Islams. Die Begründung ist logisch: beim täglichen Gebet muß der Muslim sich niederwerfen und mit der Stirne den Boden berühren, ohne dabei sein Haupt zu entblößen. Wer einen Hut mit Rand trägt statt eines Fez oder eines Turbans, kann diese Zeremonie nicht ausführen — der Herr Parlamentspräsident Achmed Reza mit seinem Zylinder tat daher kund, daß er gar nicht die Absicht habe, sein Gebet zu verrichten. Damit war er öffentlich vom Glauben abgefallen. Und das war schlimm.

Noch schlimmer war es, als einige jungtürkische Damen sich unverschleiert auf den Straßen zeigten, obwohl der Koran ausdrücklich vorschreibt, daß Frauen nur vor ihren nächsten Angehörigen und vor „den Dienern des Hauses, die keine Männer sind“, die Reize ihres Antlitzes enthüllen dürfen\*). Die Menge wollte die schamlosen Frauen steinigen, nur mit Mühe konnte die Polizei sie retten.

Abdul Hamid verstand, daß diese Übertreibungen der Gegenrevolution den Weg bahnten. Aus Theologieprofessoren, Derwischen und allerhand frommen, aber bewaffneten Leuten gründete er eine „mohammedanische Liga“

\*) „Und sprich zu den gläubigen Frauen, daß sie ihre Blicke niederschlagen und ihre Scham hüten und daß sie nicht ihre Reize zur Schau tragen (es sei denn, was außen ist) und daß sie ihren Schleier über ihren Busen schlagen und ihre Reize nur ihren Ehegatten zeigen . . . Und bekehret Euch zu Allah, Ihr Gläubigen; vielleicht ergeht es Euch wohl.“ (24. Sure, 31.)

zur Rettung des Glaubens, den die Jungtürken bedrohten. In den Kasernen der anatolischen und arabischen Regimenter wurden Zettelchen mit Koranversen und Schmähgedichten auf die gottlosen Rebellen verteilt. Die Seelen der primitiven Soldaten wurden verwirrt. Sie hörten, daß der Beherrscher der Gläubigen durch die „Konstitution“ das Recht verloren habe, die Religion zu verteidigen — wenn sogar Mohammedaner im Zylinder über die Galatha-Brücke gingen. Sie verstanden, daß es ihre Pflicht sei, dem Kalifen wieder diese Möglichkeit zu verschaffen. Am 13. April 1909 brach die Gegenrevolution aus: die Soldaten fesselten ihre Offiziere, zogen unter Führung der Geistlichkeit vor das Parlament und schossen in die Luft.

Achmed Reza vergaß seinen Zylinder und floh im frommen Fez ins Ausland. Die Minister demissionierten, und das Parlament versprach, fortan nach den Worten des heiligen Korans zu regieren.

Zwölf Tage lang herrschte der Islam wieder im Türkischen Reich. Es wurde geschossen, gebetet und geplündert. Begeisterte Ovationen wurden Abdul Hamid dargebracht — sehr zu seinem Mißvergnügen. Und dann war alles zu Ende. Unter Führung des Feldmarschalls Mahmud Schefket Pascha marschierte eine jungtürkische Armee aus Mazedonien gegen Stambul. Am 23. April schloß das 3. Armeekorps einen eisernen Ring um die Hauptstadt. Die Nationalversammlung trat in einem Vorort der Hauptstadt zusammen, und unter dem Schutz der Bajonette des Marschalls Schefket Pascha beschloß sie die Entthronung Abdul Hamids und wählte zum Sultan seinen Bruder Mohammed den Fünften, den legitimen Thronfolger . . .

Am gleichen Tage — es war ein Freitag — zelebrierte der Sultan zum letztenmal den „Selamlik“, das feierliche Amt des Vorbeters in der Moschee Hamidie. Draußen, vor den Toren der kaiserlichen Stadt, standen die Rebellentruppen, tagten die verräterischen Deputierten des Parlaments. Aber die prunkvolle Zeremonie des Selamliks rollte ab wie eh und je. Als ob die letzten treuen Regimenter der Hauptstadt nicht dringendere Aufgaben zu erfüllen hätten, standen sie in Reih und Glied Spalier in den Straßen der Residenz, vom Ildis-Kiosk bis zur Hamidie-Moschee eine ba-

jonettstarrende Mauer. Und als ob in dieser Stunde, da das Schicksal des Orients auf des Messers Schneide stand, keine anderen Regierungspflichten existierten, saß der neue Großvezier Tewfik Pascha ehrerbietig im offenen Wagen gegenüber dem alten Sultan.

Die Truppen jubelten ihrem Oberherrn zu, wie immer. Aber der traurige, verzweifelte Blick des Kalifen fliegt über sie hinweg in die leere Ferne, ins Nichts. Er weiß, daß die Partie verloren ist. Dreiunddreißig Jahre des Kampfes um die Herrschaft im Islam sind zu Ende.

Als am nächsten Tag die Truppen des jungtürkischen Marschalls die Stadt besetzten, blieben die Meuterer, die vor zwölf Tagen ihre Offiziere umgebracht hatten, in ihren Kasernen. Zur Verteidigung alttürkischen Geistes erhoben sich nur die Derwische, Hodschas, Studenten der Theologie. Sie errichteten Barrikaden in den Straßen, hißten noch einmal die grüne Fahne des Islams. Mit Dolchen und Pistolen warfen sich die Frommen gegen die Bataillone der Nationalversammlung. In ihrem Blute erstickte die Idee vom Staate Gottes, dem übernationalen, dem panislamitischen.

Im Palaste des Kalifen wird es leer. Eunuchen, Diener, Beamte verlaufen sich. Die Kämmerer, Sekretäre erwarten in Gefangenschaft das Urteil des Kriegsgerichtes. Die Frauen des Harems werden in verschlossene Wagen verpackt, im endlosen Zug durch die Stadt zum Palast von Top Capu gerollt, wo ihre Eltern sie zurückholen werden, wenn alles vorbei ist. Die Gärtner, die 800 Köche, die Geheimpolizisten — ein endloser, kläglicher Zug von entlassenen, brotlosen Dienern marschiert mit gesenkten Köpfen durch die Straßen von Pera. Der Sultan ist allein. Verlassen. Nur zwei Sekretäre, vier seiner gesetzlichen Frauen, die Mitglieder seiner Familie und ganz wenige treue Sklaven halten bei ihm aus in der letzten Stunde. Abdul Hamid erwartet den Tod.

Das Parlament versammelt sich zu feierlicher Sitzung, zusammen mit dem Senat. Auf seinem erhabenen Platz sitzt als Mitglied des Ministerrates Seine Hoheit der Scheich ul Islam, der zu den Jungtürken übergegangen ist. Wieder hat er das Schicksal der Türkei in seiner Hand — denn er-

morden kann jedermann einen Kalifen, aber absetzen kann ihn niemand anderer als er, der Oberste Geistliche. Also wurden in langen Reden alle Sünden Abdul Hamids gegen die Religion aufgezählt — die Sünden des frömmsten, gläubigsten, opferbereitesten Dieners Allahs und des Islams. Man stellte fest, daß er schuld sei an der Meuterei des 11. April und dadurch „gegen den Wortlaut des Korans“ Bruderblut von Mohammedanern vergossen habe — als ob nie zuvor Mohammedaner gegeneinander gekämpft hätten! Man fand, daß er statt der gesetzlichen vier Ehegattinnen (außer den ungesetzlichen Nebenfrauen) deren — sieben besitze\*)! Man stellte fest, daß der Kalif widerrechtlich zahlreiche gläubige Mohammedaner habe hinrichten lassen, und fragte nunmehr in aller Form den Scheich ul Islam, ob man einem derart beschaffenen Kalifen noch weiterhin Gehorsam schuldig sei. Der Scheich erhob sich und fällte seine inappellable Entscheidung mit dem einzigen Wort:

„Nein!“

Mit diesem Wort hatte Abdul Hamid aufgehört, Kalif zu sein.

In seinem Palais erwartet der greise Sultan die Ankunft der Delegierten der Nationalversammlung. Er zweifelt keinen Augenblick, daß auch er jetzt für den Islam sterben werde, wie es die Theologiestudenten getan haben. Langsam wandert er durch die menschenleeren Säle, wo seine Frauen weinen und die Hände ringen, wo die beiden Sekretäre eine Zigarette nach der andern rauchen, wo Verwirrung, Angst, Ratlosigkeit herrscht. Er sucht seinen jüngsten Sohn Abdul Rahman, führt das zehnjährige Kind in sein Arbeitszimmer. Es soll zusehen, wie sein Vater für den Islam sein Blut vergießt. Mit dem Kinde wartet er den ganzen Tag und den nächsten und übernächsten auf die Entscheidung der Nationalversammlung. Ohne Tränen, ohne Zorn, den Fez in die Stirn gezogen, sitzt er auf einem Diwan und wartet.

Am dritten Tag, am Nachmittag des 27. April, klopft

---

\*) Diese „Anklage“ stimmte, aber der Scheich ul Islam hatte jedesmal dem Kalifen ausdrücklich Ehekonsens erteilt, war also für diese Sünde selbst verantwortlich.

der Erste Sekretär, Dschevad Bey, meldet eine Deputation von drei Parlamentariern. Der Sultan zieht grimmig seinen Revolver: „Sag ihnen, daß ich den ersten, der eintritt, niederschleße wie einen Hund.“ Der Sekretär gehorcht, warnt die Delegierten: „Er ist ein ausgezeichnete Schütze! Hütet euch!“ General Essad Pascha, der Führer der Deputation, zuckt die Achseln. Er wird seine Pflicht erfüllen. Der zweite Delegierte, der Jude Carasso Effendi, erwidert kühl: „Wir werden uns schützen! Auch wir sind bewaffnet.“ Sie klopfen an der Tür des Empfangssaales, der „Kleinen Ma-bein“. Eine Viertelstunde lang läßt sie der Sultan warten, während er Abschied vom Leben nimmt, sich auf den Tod vorbereitet.

Erst dann läßt er die Abgeordneten eintreten, geht ihnen mit raschen Schritten entgegen, fragt mit heiserer Stimme: „Was wollt ihr hier?“

Der General verneigt sich tief: „Auf Grund der Fetwa des Scheich ul Islam setzt die Nation Sie ab. Die Nationalversammlung garantiert Ihnen und Ihrer Familie das Leben. Sie haben nichts zu befürchten.“

„Ich bin unschuldig“, antwortet der Kalif, „— aber was soll man machen? Kismet, Fügung Allahs.“

Der kleine Sohn des Sultans umfing die Knie seines Vaters. Der alte Fürst streichelte seine Haare. Dann hob er die Hand zum Herzen, zur Stirn, grüßte die drei Feinde, die sich vor ihm tief verneigten. Kismet.

Der „blutige Sultan“ wurde ganz gegen seine Erwartung wirklich nicht getötet. Er wurde — wie zum Spott — nach Saloniki verbannt, der Stadt, die sich als erste gegen ihn erhoben hatte. Nach zwei Jahren brachte man ihn nach Konstantinopel zurück, als Gefangenen. Er lebte noch neun Jahre lang, krank, müde, hoffnungslos. Er starb gegen Ende des Weltkriegs, von allen verlassen. Vergessen.

## DREI PASCHAS OHNE GOTTESFURCHT

Solange die Jungtürken in den Kaffeehäusern Westeuropas saßen, ließen sie sich von keinem der internationalen Re-

volutionäre übertreffen, die in der Schweiz oder in Paris, in London oder Brüssel gegen Tyrannei und Reaktion kämpften. Kaum waren sie aber zur Macht gelangt, wandelten sie sich überraschend: diese liberalen Intellektuellen errichteten ein Regime, das von den anderen Nationen der Türkei noch mehr gehaßt, noch mehr gefürchtet wurde als die autokratische Despotie Abdul Hamids. Über die Ursache der Wandlung zerbrach sich Europa den Kopf — man schimpfte, man lachte, man spottete über die Türken, die eben doch kein fortschrittliches Volk seien, und man verstand nicht die wahren Ursachen. Drei Männer waren es, die, aus Rußland kommend, die türkische Politik in diesem Sinne bestimmten und die große Wandlung in der Haltung der liberalen Enthusiasten vom „Komitee für Einheit und Fortschritt“ herbeiführten.

Diese drei Männer, die so entscheidend in die islamitische Weltgeschichte eingriffen, hießen Ismail Bey Gasprinsky, Achmed Bey Agajef und Aktschura Oghly. Alle drei waren Mohammedaner, die unter dem Szepter des Zaren das Licht der Welt erblickt hatten. Sie kamen aus der Krim, vom Kaukasus, von der Wolga — und gerade deshalb, weil sie Ausländer, Fremde waren, überblickten sie viel kühler, nüchterner die Zustände in der Türkei als die von Haß und Liebe verblendeten Revolutionäre aus Genf. Die Jungtürken waren Gegner des Panislamismus geworden, weil sie den Sultan Abdul Hamid haßten. Aus Gegnerschaft gegen seine herrschende Idee hatten sie den neuen Gedanken des Osmanismus geschaffen: alle Völker des Reiches sollten unter einer zentralen Regierung türkisiert werden. Die drei mohammedanischen Russen erkannten als erste die Aussichtslosigkeit dieses Programms. Sie ließen sich nicht durch leere Hoffnungen darüber hinwegtäuschen, wie verhaßt das türkische Staatsvolk war, bei den slawischen Balkanvölkern so gut wie bei den Armeniern, bei den Arabern so gut wie bei den mohammedanischen Albanesen. Sollte das Reich Osmans erhalten bleiben, dann mußte es ein anderes, festeres Fundament erhalten als den Gedanken eines osmanischen Zentralstaates.

Der Panislamismus war gescheitert! Die osmanische Reichsidee wurde zum hoffnungslosen Wunschtraum! Blieb die neue

Idee: Turan! Turan — das war die gemeinsame Heimat der Türken, Seldschuken, Aserbeidschaner, Turkmenen und wie diese Völker alle hießen. Turan — das sollte für die Türkei das Vaterland des Geistes werden, Vergangenheit und Zukunft zugleich!

In zahllosen Artikeln und Büchern warben die drei Taren für die Idee des Turanismus, der geistigen Heimat aller Türken. Mochten die christlichen Völker, mochten die Araber oder die Beduinen den Staatsverband des Osmanischen Reiches verlassen — der Verlust wird zu verschmerzen sein! Nicht Christen und Araber haben das Osmanische Kaiserreich gegründet, sondern die Türken. Türken lebten aber auch außerhalb des Reiches, lebten jenseits des Schwarzen Meeres, in Turkestan, an den Steppen der Wolga, unter der Zwangsherrschaft des Zaren. Dort — und nicht in Albanien, nicht im Jemen, nicht in Ägypten lag die Zukunft des Staates, die Zukunft der türkischen Nation.

Eine uralte türkische Sage erzählt vom „grauen Wolf“, dem sagenhaften Führer des Türkenvolkes, der einst in der Wüste die Türken fand und dazu bestimmt war, sie ins „gelobte Land Turan“ zu führen. Dieses Traumland Turan hat der graue Wolf nicht gefunden; statt dessen hatten die Türken zuerst Kleinasien, dann den Balkan und Konstantinopel erobert. Jetzt aber sollte der Weg des „grauen Wolfes“ wieder beschritten werden: alle Länder mit türkisch-rassischer Bevölkerung — vom Westen Chinas bis zu den Pässen des Balkangebirges — sollten das neue Reich der türkischen Rasse bilden, das Reich Turan, als Führer des Orients!

Vermutlich hätten die Jungtürken sich auf dieses vage Programm niemals eingelassen, wenn ihnen ein anderer Weg übriggeblieben wäre. Aber es gab keinen andern Weg — wieder einmal, wie sooft in der türkischen Geschichte, verhinderten die christlichen Mächte die Durchführung der mit so viel Begeisterung begonnenen Reformen. Kaum hatten die Jungtürken die Herrschaft an sich gerissen und, vom Schattensultan Mehmed V. Raschid gedeckt, den Aufbau von Armee und Flotte in Angriff genommen, als schon das alte Lied aufs neue begann: Europa ergriff die Offensive.

Den Reigen eröffnete Bulgarien: am 5. Oktober 1908



proklamierte Fürst Ferdinand in Tirnovo die Unabhängigkeit von Bulgarien und Rumelien und nahm den Titel eines Königs von Bulgarien an. Zwei Tage später wurde in den Amtsblättern von Wien, Budapest und Sarajevo ein kaiserliches Manifest an das bosnisch-herzegowinische Volk veröffentlicht, durch welches die Annexion dieser beiden Länder durch Österreich-Ungarn ausgesprochen wurde.

Die Jungtürken waren bereit, beide Verluste mit Anstand zu tragen — vorausgesetzt, daß sie dafür gewisse pekuniäre Entschädigungen erhielten, die für das völlig verarmte Land lebenswichtig waren. In Wirklichkeit verloren ja die Türken durch diese beiden diplomatischen Akte nichts, was sie nicht schon längst aufgegeben hatten. Aber schon im Sommer 1909 kam es in Albanien, im Frühjahr 1910 in Mazedonien zu blutigen Aufständen. Und am 21. September 1911 überfiel Italien die Türkei; ein Besatzungsheer landete in Tripolis, andere Heeresabteilungen auf Rhodus und den Nachbarinseln. Vergeblich eilte Enver Pascha persönlich nach Tripolis und organisierte dort einen verzweifelten Widerstand der Beduinen. Die italienische Flotte beherrschte das Meer, und im Oktober 1912 mußten die Jungtürken auf Tripolis und Bengasi sowie auf die Inseln des Dodekanes verzichten.

Noch während dieses Krieges aber brach ein zweiter aus, der das Vorspiel des Weltkrieges wurde.

Er begann mit einem neuerlichen Albanesenaufrüstung im Sommer 1912. Am 30. September mobilisierten Serbien, Montenegro, Griechenland und Bulgarien ihre Armeen und verlangten von den Jungtürken ultimativ „Autonomie für Altserbien, Mazedonien, Albanien, Kreta unter ausländischen Gouverneuren mit eigenen Landtagen, eigener Gendarmerie und eigener Miliz“. Am 17. Oktober 1912 wurde der Krieg erklärt; die türkischen Armeen wurden im Handumdrehen überrannt.

Es war eine furchtbare Enttäuschung für die jungtürkischen Schwärmer. Die Christen des Türkischen Reiches weigerten sich, in der türkischen Armee zu kämpfen, fraternisierten im Gegenteil mit den Staatsfeinden. Die Balkanvölker, die gestern noch Vasallen des Padi Schah gewesen waren, standen an der „Tschadaldscha-Linie“, dreißig Kilo-

meter vor den Toren Konstantinopels. Die Türkei mußte um Frieden bitten.

Am 23. Januar 1913 versammelte der neunzigjährige Großvezier Kiamil Pascha den „Divan“, den Kronrat. Er sollte die harten Friedensbedingungen des Balkanbundes annehmen. Die Lage war hoffnungslos. Seit mehr als sieben Wochen lagen die feindlichen Armeen vor den Toren der türkischen Hauptstadt; Albanien war so gut wie verloren; Griechenland beherrschte das Ägäische Meer und hatte sämtliche Inseln erobert. Schon waren die Minister entschlossen, die Friedensbedingungen der Siegerstaaten anzunehmen, da hörten sie vor dem Ratssaal Lärm und Tumult. In der offenen Tür stand, von einer Schar junger Offiziere umgeben, Enver Bey, der soeben von der Tripolisfront zurückgekehrt war. Der Kriegsminister Nazim Pascha trat ihm entgegen; Drohungen, Flüche und Schüsse! Der Kriegsminister stürzte tot zu Boden. Enver Pascha sprang, einen Revolver in jeder Hand, auf einen Stuhl und erklärte die Regierung für verhaftet. Die Friedensbedingungen wurden abgelehnt. Der Krieg ging weiter. An der Spitze der neuen Regierung stand das berühmte Triumvirat von Enver, Talaat und Dschemal. Alle drei waren begeisterte Anhänger des Turanismus.

Zunächst rettete Enver Pascha in Europa, was noch zu retten war. Die Balkanstaaten gerieten wegen der Teilung der Beute in Konflikt: Serbien und Griechenland, mit Rumänien verbündet, griffen gemeinsam Bulgarien an. Diese Gelegenheit nützte Enver aus. Er ergriff die Offensive, hetzte in einem berühmt gewordenen Eilmarsch seine Truppen — achtzig Kilometer in vierundzwanzig Stunden — bis Adrianopel, rettete Thrazien für die Türkei und damit das europäische Hinterland von Konstantinopel. Von dem Riesenreich, das einst bis Polen und Wien gereicht hatte, blieben nur etwa 24.000 Quadratkilometer übrig, — aber es war weit mehr, als im ersten Friedensvertrag (30. Mai 1913) den Türken gelassen worden war. Durch diesen kampflosen Sieg rettete Enver Pascha nicht nur das militärische Prestige der Türkei — er schuf dadurch auch den Mythos, der ihn von diesem Tage an umgab.

Achmed Enver Pascha, Kriegsminister und in Wirklich-

keit Oberster Kriegsherr der ottomanischen Armee, war die glänzendste Gestalt des jungtürkischen Systems. Er hatte sich als Verschwörer und Revolutionär in Mazedonien bewährt, als Held in Tripolis, als tüchtiger Soldat beim Vormarsch auf Adrianopel. Er war der Kriegsgott der turanischen Nationalisten. Von Gestalt zierlich, sehr gepflegt, mit kleinem Schnurrbart und großen dunklen Augen, war er der tapferste Offizier, der beste Reiter, der sicherste Schütze der Armee. Er war ein Glückskind. In seinem Leben war alles so geraten, wie er es sich gewünscht hatte. So hielt er sich für einen Auserwählten des Schicksals und seine Zuversicht übertrug sich auch auf seine Umgebung.

Mit seinen Ahnen konnte er nicht viel Ruhm einlegen. Aber Enver Pascha hatte dieses Milieu restlos überwunden: die Schule des deutschen Generalstabs, das Kriegerleben, Erfolg und Sieg hatten aus ihm äußerlich einen vollendeten Gentleman gemacht, innerlich einen Fürsten. Als Verschwörer hatte er begonnen — jetzt aber war er ein Herrscher, der mit brutalstem Terror jeden Gegner niederwarf. Diesen Terror schätzte der Orient richtig ein: er galt als Zeichen der Siegeszuversicht. Wenn Enver in goldgestickter Uniform eine Parade abnahm, tobten die Truppen vor Begeisterung. Enver galt ihnen als Symbol des Sieges.

War Enver der Kriegsgott, der Napoleon des Triumvirats, so war Talaat dessen Talleyrand. Er war der bedeutendste Staatsmann der Jungtürken — ein wirklicher Staatsmann, energisch, fanatisch. In ihm fand die Idee der „turanischen Rasse“ ihren bewußten Vorkämpfer. Unter ihm begann die Säuberung Anatoliens von allen fremdrassigen Elementen; er war es, der den Vernichtungskampf gegen die Armenier aufnahm.

In jeder Beziehung war er ein Gegensatz zu Enver Pascha. Auch sein Vater gehörte den niedersten Schichten an, er war Kutscher bei der kaiserlichen Post gewesen. Talaat selbst hatte seine Karriere als Telegraphenbeamter begonnen. Aber anders als Enver war er auf diese Vergangenheit stolz. Enver hatte eine Nichte des Sultans geheiratet und wohnte in einem prachtvollen Palast, in dessen Empfangszimmer der goldgestickte Baldachin stand, der seiner Gattin als kaiserlicher Prinzessin zukam. Talaat wohnte in

einer Stambuler Seitengasse in einer dunklen Wohnung, und in seinem Vorzimmer stand der alte Telegraphenapparat aus seiner Jugendzeit. Enver war klein und elegant — Talaat war massiv gebaut, mit gewaltigen Schultern, breiter Brust, vierkantigem Schädel. Er sprach wenig, aber was er sagte, war Gesetz. Wehe seinen Gegnern! Ein Schwiegersohn des Sultans, Salih Pascha, hatte sich an einer Verschwörung gegen die Jungtürken beteiligt und wurde trotz seiner Verwandtschaft mit dem Kaiser zum Tode verurteilt. Mehmed V. weigerte sich, das Todesurteil zu unterschreiben. Er warf sich weinend vor Talaat nieder — aber der Diktator blieb unerbittlich; am nächsten Tage baumelte der Schwiegersohn des Kalifen am Galgen.

Der dritte im Bunde, Dschemal Pascha, führte im Volksmunde den kurzen und klaren Beinamen: der „Henker“. Teils, weil sein Großvater Henker im Dienste des Sultans Mahmud war, teils, weil er seine Gegner und die er dafür hielt, mit Vorliebe an den Galgen schickte. Dschemal Pascha hatte im Triumvirat das Gebiet der politischen Intrige inne. Enver Pascha warf Aufstände nieder, Talaat Pascha ließ die Rebellen hinrichten — aber Dschemal Pascha entlarvte sie, nachdem er die Verschwörung selbst organisiert hatte. Formell war er Arbeitsminister und Marineminister; in Wirklichkeit war er Chef des innerpolitischen Dienstes.

Diese drei Männer regierten fast zehn Jahre lang die Türkei — die „drei gottlosen Paschas“. Denn so verschieden sie auch in jeder Beziehung waren — in einer Frage waren sie einig: der Orient mußte durch den europäischen Nationalismus gerettet werden. Im 20. Jahrhundert ist kein Platz mehr für antiquierte Religiosität. Der Koran wurde gleich mehrere Male in die türkische Sprache übersetzt. Mit allen möglichen Methoden wurde die Bindung zerrissen, die bis dahin zwischen der türkischen Nation und der arabischen Sprache als der religiösen Sprache bestanden hatte. Aus dem allen Völkern der Welt gemeinsamen Islam wollten die drei gottlosen Paschas eine Art „türkisch-mohammedanischer Nationalkirche“ machen. Wie alle Reformen ließ sich natürlich auch dieses Bestreben theologisch begründen. Talaat Pascha stützte sich auf einen Ausspruch des Propheten „We emr bil urf“, „Handelt nach euren Bräuchen“.

Da nun die Bräuche der turanischen Türken anders sind als die der semitischen Araber, so konstruierten die Führer der jungtürkischen Bewegung den bis dahin unerhörten Begriff eines „turanischen Islams“, der sich wesentlich von dem semitischen Islam der Araber unterscheiden sollte.

Diese Idee des Turanismus nahm in mancher Beziehung Gedanken vorweg, die ein Vierteljahrhundert später Nord-europa ergriffen. Sogar das „Blut- und Bodenprinzip“ kam in begeisterten Dichtungen der Vorkriegstürkei zum Ausdruck. So schrieb zum Beispiel die gefeierte Dichterin Halide Edib Hanum 1912 in einem Roman:

„Mich erschüttert das Wurzelhafte, im Wesen der Väter Ankernde. Diese Musik, die aus den Tiefen des turanischen Wesens hervorquillt, macht mir klar, daß wir zu den Urquellen der Rasse hinabsteigen müssen, um die Kraft zu erhalten, unsere Ziele durchzusetzen.“

Etwa im gleichen Jahr faßte ein anderer turanischer Dichter, Sia Kök Alp, denselben Gedanken in einem berühmt gewordenen Gedichte zusammen:

„Was in meinem Wesen kreist, ist Widerhall meiner Geschichte. Nicht auf toten, vergilbten, verstaubten Blättern eines Buches, nein, in meinen Adern, meinem Herzen lese ich die Heldentaten meiner Ahnen.

Mein Attila, mein Dschingis — Helden, die den Ruhmesstolz meiner Rasse bilden — Ihr seid nicht kleiner als Alexander und Caesar.

Aber noch besser kennt mein Herz Oghus Khan. Für die Geschichte ist seine Gestalt dunkel und unklar. Aber in meinem Herzen, in meinen Adern, lebt er noch immer in all seiner Pracht.

Oghus entzückt mein Herz, Oghus begeistert es und läßt mich jauchzen.

Nicht die Türkei ist das Vaterland der Türken und nicht Turkestan.

Unser Vaterland ist ein weites, ewiges Land — Turan.“

Die Idee des Turanismus, die tragende Idee des türkischen Staates, so wie ihn Enver, Talaat und Dschemal verstanden, fand hier ihren edelsten Ausdruck\*).

---

\*) Oghus Khan ist der Siegfried der turkestanischen Sängers. Ob er je gelebt hat, ist ebenso unsicher wie das Leben des Nibelungenhelden. Man verlegt seine Existenz etwa hundertfünfzig Jahre vor Mohammed. Seine Gestalt symbolisiert das turanische Heldentum und Steppenrittertum.

Aber — zwischen der Poesie der Dichter und der Praxis der Politiker klaffte ein gewaltiger Widerspruch. Erst zehn Jahr später konnte Mustafa Kemal Pascha diese Kluft überbrücken — die Jungtürken waren dazu nicht imstande. Wollte man nämlich den Turanismus, also den türkischen Nationalstaat, dann hatten weder Araber noch Kurden, weder Griechen noch Armenier und am allerwenigsten die Balkanvölker etwas darin zu suchen. Folgerichtig hätten also die Jungtürken auf Arabien, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Ägypten verzichten müssen. Aber zur Preisgabe dieser riesigen Gebiete konnte sich kein Jungtürke entschließen. Das einzige, was praktisch in der Richtung des Turanismus geschah, war der Versuch einer Ansiedlung von Mohammedanern, die die christlich gewordenen Balkanprovinzen verließen und sich „unter dem Schatten des Padi Schah“ in Anatolien kolonisieren wollten.

Zwischen dem Ideal des Turanismus und der Tatsache, daß das Ottomanische Reich ein Nationalitätenstaat und kein Nationalstaat war, versuchten die Jungtürken schließlich das unglücklichste aller Kompromisse: unter Ausnützung der bestehenden mohammedanischen Solidarität sollten alle nichttürkischen Mohammedaner turanisiert werden. Und das ließen sich weder die Araber noch die Kurden gefallen. Was Abdul Hamid gefürchtet hatte, wurde nun Wirklichkeit: der türkische Nationalismus erzeugte als Gegenwirkung den arabischen Nationalismus. Zu den christlichen Feinden der Türken, den Griechen, Armeniern, Bulgaren, gesellten sich neue Feinde: die nationalistisch werdenden Araber.

Die Araber betrachteten die Türken als Barbaren. Voll stolzen Selbstbewußtseins wehrten sich die Syrier und Mesopotamier gegen die türkische Nationalidee.

„Was habt ihr Türken für uns Araber getan?“ sagte ein arabischer Führer zu Dschemal Pascha. „Ihr trachtet, uns zu vernichten. In Stambul schreit ihr Arab! wenn ihr einen Hund rufen wollt. Von einer Sache, die euch dunkel erscheint, sagt ihr, sie gleiche den Haaren eines Arabers. Euer gefeiertster Dichter sang: Ich will auf die Herrlichkeit von

Damaskus verzichten, um nur ja nicht das Gesicht eines Arabers sehen zu müssen. Die Türken sind für uns die Nachkommen des Teufels Ghulagu, der Bagdad zerstört hat.“

Die Türken antworteten auf solche Argumente mit Ausnahmegesetzen. Die Araber bildeten daraufhin nach jung-türkischem Muster revolutionäre Komitees und trugen in Genf, in Amerika, in Ägypten die arabischen Forderungen zu allen europäischen Konsulaten.

Natürlich wurden die Türken von den kleinsten Aktionen dieser arabischen Nationalisten informiert. Kopien der vertraulichsten Briefe erreichten die Zentralregierung. Diese Briefe zeigen noch heute, wie haßerfüllt die Stimmung in den Ländern der Türkei vor Kriegsausbruch gewesen ist. So schrieb zum Beispiel ein arabischer Führer aus dem armseligen Hafentort Hodeida in Südarabien an seinen Bruder nach Syrien (23. VI. 1913):

„Lieber Bruder! Die Türken haben einen Kondensator zur Herstellung von Eis hierhergeschickt. Wir wissen, was für unfähige Tiere die Türken sind. Sie werden nie lernen, mit der Maschine umzugehen. Bald wird die Welt sehen, daß die Mehrheit der Araber der Schändlichkeiten und Quälereien der Türken überdrüssig ist.“

Wozu dem Leser, der den Zusammenhang zwischen der Errichtung einer Kunsteisfabrik und den türkischen Schändlichkeiten nicht gleich versteht, ergänzend erklärt werde, daß zur Zeit der türkischen „Quälereien“ besagtes Hodeida 40.000 Einwohner gehabt hat, nach Befreiung von der türkischen „Tyrannei“ aber auf 8000 Einwohner zusammengeschmolzen ist.

Ein anderer Bericht, den die Jungtürken später veröffentlichten, meldet:

„Der Druse Yahya Bey el Atrasch erklärte am 1. VI. 1913 dem französischen Generalkonsul von Damaskus: Falls Frankreich Syrien besetze, würden die Drusen den Türken in den Rücken fallen.“

Andere Berichte meldeten, daß das syrische Komitee in Kairo die Unabhängigkeit Syriens beschlossen und einem ägyptischen Prinzen die Krone angeboten habe. Briefe, wie die des arabischen Emir Haky el Asm, werden zitiert: „Möge Gott uns von den türkischen Erpressern, ihrer Regierung, ihrer Freiheit und ihrer Verfassung befreien!“

Alle diese Berichte waren Sturmzeichen. Ein Unwetter zog am Horizont herauf. Der Panislamismus Abdul Hamids hatte die Christen zu Feinden der Türkei gemacht, der Turanismus die Syrer, Araber und Ägypter.

## DIE GRÜNE FAHNE DES HEILIGEN KRIEGES

Das Jahr 1914 war gekommen. Das Jahr der Entscheidung.

Drei Großmächte hatten Interesse an der Aufteilung der Türkei. Drei Großmächte waren bereit, bei dieser Aufteilung auf Kosten ihrer Konkurrenten zu profitieren. Diese drei Mächte — Rußland, England, Frankreich — beschlossen plötzlich, ihre Differenzen zurückzustellen und zunächst die vierte Großmacht zu vernichten, welche ebenfalls Interesse an der Türkei bekundete: Deutschland. Das ist im wesentlichen die Geschichte der Entstehung des Weltkrieges, vom Orient her gesehen.

Der gefährlichste Feind der Türkei war Rußland. Denn Rußland führte den Kampf gegen den Sultan nicht nur, um Wirtschaftsgebiete zu erobern, sondern als Kreuzzug. Alle politischen Ursachen — das Bedürfnis Rußlands nach dem offenen Meer — waren unwichtig, nicht ausschlaggebend. Entscheidend für Rußlands Entschlossenheit, die Türkei zu vernichten, war lediglich die Kreuzzugromantik aller russischen Zaren von Peter dem Großen bis zu Nikolaus II. Der Zar fühlte sich als Nachfolger der Kaiser von Byzanz, als — es gibt keinen besseren Vergleich — „Kalif“ der griechisch-orthodoxen Kirche. Den Kalifen des Islams aufs Haupt zu schlagen, den Halbmond von der Hagia Sofia herunterzureißen und dort das Kreuz Christi wieder aufzupflanzen — das war das Motiv aller russischen Kriege gegen die Türkei. Daß außerdem der Zar gerne den Bosphorus und die Dardanellen im Schutz russischer Forts gewußt hätte, hieß, das Schöne und Angenehme des Kreuzzuges mit dem Nützlichen russischer Weltpolitik zu verbinden.

Der zweite Gegner der Türkei war zugleich der mächtigste Gegner Rußlands: England. Es lag im britischen In-



teresse, daß der Sultan und nicht der Zar Herr über Bosphorus und Dardanellen blieb, damit die russische Flotte nicht als neuer Machtfaktor im Mittelmeer Komplikationen verursache. Es lag ebenso in der Linie britischer Gleichgewichtspolitik, zu verhindern, daß Rußland den Türken Armenien und Kurdistan entreiße und dadurch Persien einkreise — war doch Persien der Pufferstaat zwischen Rußland und Britisch-Indien. So weit also waren die Interessen Englands und der Türkei die gleichen. Aber andererseits hatte England selbst Interesse an den asiatischen Besitzungen der Türkei: ihre westliche Hälfte gehörte zum Interessenskreis des indischen Imperiums am Persischen Golf — dort waren die Ölgebiete, die natürliche Fortsetzung des südpersischen Öllandes. Und die östliche Hälfte war die asiatische Barriere des Suezkanals. Beides zusammen die Brücke vom Nil zum Indus, der Landweg von Ägypten zum Weltreich der braunen Rasse. So wurde England zwangsläufig zum Schutzherrn arabischer Unabhängigkeitsbestrebungen, ebenso wie Rußland die armenischen und griechischen Revolutionäre begünstigte.

Frankreich, die dritte Großmacht, hatte am meisten Einfluß in der Türkei. War Rußland Protektor der griechischen Kirche, so beschützte Frankreich die Katholiken. Die Schulen, die Sprache der modernen Türkei war französisch: in französischen Missionsschulen lernten die Söhne der türkischen Offiziere und Beamten. Kultur verpflichtet aber zu imperialistischen Tendenzen. So gewann Frankreich zunächst Interessen im Libanon mit seiner kleinen christlichen Majorität und später in ganz Syrien.

Dieser methodischen Vernichtungsarbeit der Großmächte konnte die Türkei weder einen materiellen noch einen ideellen Widerstand entgegenstellen. Trotz des Sieges der Jungtürken im zweiten Balkankrieg war die militärische Kraft der Türkei gelähmt.

Es gab nur eine Großmacht in Europa, die keine territorialen Forderungen an die Türkei stellte und an ihrer Aufteilung desinteressiert war. Diese Großmacht war Deutschland. Seine Interessen in der Türkei waren ausschließlich wirtschaftlicher Natur, und gerade deshalb erforderten sie die Aufrechterhaltung der türkischen Souveränität. Schon

Abdul Hamid erkannte dies und suchte eine Annäherung an den Deutschen Kaiser und das deutsche Heer. Die Konzession der Bagdadbahn, eine Ölkonzession und zahlreiche weitere wirtschaftliche Zugeständnisse waren der Preis, den die Türkei dafür zu zahlen bereit war. Auch aus rein politischen Gründen mußte Deutschland die Selbständigkeit der Türkei schützen. Ihre Aufteilung hätte Rußland zu einer Mittelmeer Macht gemacht und das ganze slawische Problem Österreich-Ungarns aufgerollt. Auch England und Frankreich hätten bei der Teilung des Osmanenreiches an Macht und Gebiet außerordentlich gewonnen, was das Gleichgewicht unter den europäischen Großmächten erschüttern mußte.

Die jungtürkische Regierung erkannte gleich Abdul Hamid die Vorteile einer näheren Verbindung mit Deutschland. Am Vorabend des Weltkrieges stand die Türkei allein zwei mächtigen Staatenblocks gegenüber. Dem Block der Entente, die eine Teilung der Türkei beabsichtigte, und dem der Zentralmächte, die sich vorerst weigerten, die türkischen Grenzen durch ein Bündnis zu garantieren.

Die jungtürkische Regierung ließ nichts unversucht, um mit den drei feindlichen Großmächten den Frieden aufrechtzuerhalten. Im Mai 1914 eilte Talaat Pascha zum Zaren und schlug ihm „ein ewiges Bündnis“ vor. Rußland lehnte natürlich ab — es wollte die Zerstückelung des Erbfeindes. Noch am 18. Juli 1914 bot Dschemal Pascha in Paris den Franzosen ein Bündnis an. Hätte Frankreich diesen Antrag angenommen, dann wäre wahrscheinlich der Weltkrieg schon im Jahre 1915 entschieden worden: dann hätten englisch-französische Armeen, englisch-französische Munitionstransporte durch die Dardanellen fahren und Rußland versorgen können. Aber Frankreich wollte nicht ein solches Bündnis — es wollte die Neutralität der Türkei, die Öffnung der Dardanellen für die russische Flotte, damit russische Heere auf französischem Boden gegen Deutschland kämpfen könnten. Und Rußland war entschlossen, nach einem siegreichen Krieg auf alle Fälle Konstantinopel zu besetzen.

So blieb den Jungtürken nichts anderes übrig, als sich mit den Deutschen zu verbünden. Die Deutschen machten keine gewaltigen Versprechungen — sie garantierten nur die Gren-

zen des türkischen Staates. Am 2. August 1914 unterschrieb der Großvezier Prinz Said Halim Pascha den Bündnisvertrag: die Würfel waren gefallen.

Es war kein Leichtsinnsbündnis, dieses Militärbündnis. Es war die letzte Möglichkeit, den türkischen Staat zu erhalten. Dschemal Pascha sprach das in würdiger Weise aus:

„Meiner Ansicht nach war es besser, sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, wie es einer tapferen Nation würdig ist, statt elend unter das Joch der Russen, Engländer und Franzosen zu fallen: Tout est perdu hors l'honneur. Das wäre ein würdiger Abschluß der Geschichte einer Nation, die an Ruhm und Glanz reich ist. Es ist ein Unterschied, unterzugehen, indem man sich verteidigt — oder indem man die Waffen streckt.“

Dieser jungtürkische Ehrenkodex galt keineswegs für alle Mitglieder der türkischen Regierung. Der Sultan hatte keine Ahnung, daß ein Bündnis mit den Deutschen bestand — er versprach sogar ausdrücklich wenige Wochen vor Kriegsbeginn dem englischen Botschafter strenge Neutralität. Die Mehrzahl der Prinzen des kaiserlichen Hauses, die Hälfte des Ministeriums waren für den Frieden; nur Enver, Talaat und Dschemal waren zum Krieg entschlossen.

Die Entscheidung wurde vorbereitet durch den deutschen Admiral Souchon, der mit seinen beiden Kriegsschiffen „Göben“ und „Breslau“ aus Messina entwischte, die Dardanellen erreichte und dort die Schiffe samt Besatzung, Offizieren und Admiralstab an die Türkei „verkaufte“. Die beiden Kreuzer waren türkisch geworden, und der Admiral Souchon trat mitten im Weltkrieg aus den deutschen in osmanische Dienste.

Noch immer wußten Sultan und Regierung nichts vom deutschen Bündnis. Der Marineminister Dschemal Pascha leugnete beharrlich, daß die „Göben“ und die „Breslau“ in Wirklichkeit deutsche Kriegsschiffe geblieben waren. Da fuhren die beiden Kreuzer ins Schwarze Meer, wurden selbstverständlich und erwartungsgemäß von der russischen Flotte beschossen, gingen zum Gegenangriff über und bombardierten — unter türkischer Flagge — die russische Küste (29. Oktober 1914).

Der Großvezier Said Halim Pascha, ein ägyptischer Prinz, erklärte jetzt erst dem Kabinett, daß seine Regierung

beabsichtige, der Entente den Krieg zu erklären. Vier Minister demissionierten. Drei davon gehörten nationalen Minderheiten an: einer war Armenier, der zweite Araber, der dritte ein mohammedanischer Jude. Ihr Rücktritt war ein Omen. Diese drei Nationen machten nicht mit.

Als der greise Großvezier zum Palaste des Sultans fuhr, wurde gerade das Beiramfest gefeiert, das fröhlichste Fest des Islams, der Schluß des langen Fastenmonats. Eine jubelnde Menge füllte die Straßen; bunte Lampions flammten; in der großen Moschee betete der Sultan.

Das Fest nahm kein fröhliches Ende. Der Sultan weinte, als er den Firman der Kriegserklärung unterzeichnete. Die Lampions erloschen unbeachtet. Über dem Goldenen Horn flammten statt dessen die Scheinwerfer der mobilisierten Flotte, und aus den Kasernen hallten die Hurrarufe der Regimenter.

Im Palais des Sultans aber versammelte sich der Klerus. Hairi Effendi, der Scheich ul Islam, beriet sich mit den Chefs der Derwischorden und den Professoren der Theologie. Alte Gesetzesbände wurden nachgeschlagen, schwer fiel die Entscheidung: erst im Morgengrauen fällten die Weisen ihr Urteil — gaben die Zustimmung zur Proklamierung des Dschihad, des Heiligen Krieges. Über dem Palast des Kalifen stieg feierlich die grüne Fahne des Glaubenskrieges auf.

Am nächsten Tage wirbelten dumpfe Trommeln. Feierlich zogen die Geistlichen zum Sitz des Scheich ul Islam. Alte Fahnen, Roßschweife der seldschukischen Sultane, die noch den ersten Kriegszügen der Osmanen vorangeflattert waren, wehten in der Luft: der Scheich ul Islam verlas den Erlaß, der den Krieg gegen Rußland, England, Frankreich „im Namen Gottes und des Propheten“ allen Mohammedanern der Welt zur Pflicht machte. Der Kalif Mehmed V. Raschid befahl allen Gläubigen, Blut und Gut zu opfern und mit dem Schwert in der Hand den Glauben Mohammeds zu verteidigen und auszubreiten.

Der Kalif befahl den Heiligen Krieg.

Das war eine höchst imposante Angelegenheit — die Proklamierung des Heiligen Kriegs. Der deutsche Generalstab und die europäische Öffentlichkeit legten ihm die allergrößte Bedeutung bei. „Dreihundert Millionen Mohamme-

daner greifen zum Schwert, wenn der Kalif zu Pferde steigt“, hatte „Danzer's Armeezeitung“ begeistert prophezeit.

Nun, die „dreihundert Millionen Mohammedaner“ beilieten sich keineswegs, zum Schwerte zu greifen — denn: trotz Fetwa und trotz Zustimmung des gesamten Klerus von Konstantinopel hatte der Sultan überhaupt nicht das Recht, diesen Krieg zu einem Heiligen Krieg zu proklamieren. Für einen frommen Muslim war dies schlimmer als eine Blasphemie — er war eine Komödie.

Den Begriff des „Dschihad“ hat Mohammed\*) aus der Bibel übernommen. Die Bibel unterscheidet zwischen einem „freiwilligen Krieg“ und einem „gebotenen Krieg“, den man im Auftrag Gottes zu führen verpflichtet ist. Bei einem freiwilligen Krieg kann man Friedensbedingungen stellen, wie sie dem Sieger belieben, bei einem gebotenen Krieg nicht. Dort muß der Kampf bis zur Vernichtung des Gegners geführt werden.

Ähnlich macht der Islam einen Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Krieg und dem „Heiligen Krieg“. Aber nicht Gott selbst ist es, der vom Himmel herab den Krieg befiehlt, sondern es ist der Verteidiger des Glaubens, der Kalif, der diesen Krieg erklärt.

Am Heiligen Krieg teilzunehmen, ist eine der sieben religiösen Pflichten des Mohammedaners — nach dem Wortlaut des Korans ist sie die größte und heiligste\*\*). So wie zur Zeit

---

\*) „Siehe, Allah hat von den Gläubigen ihr Leben und ihr Gut / für das Paradies erkaufte / Sie sollen kämpfen in Allahs Weg / und töten und getötet werden. Eine Verheißung hierfür ist gewährleistet in der Thora, im Evangelium und im Koran. Und wer hält seine Verheißung getreuer als Allah?“ (9. Sure, 112.)

\*\*\*) „Setzt Ihr etwa das Tränken des Pilgers / und den Besuch der heiligen Moschee gleich dem, der da glaubt an Allah und an den jüngsten Tag / Und der da eifert in Allahs Weg? Sie sind vor Allah nicht gleich... Diejenigen welche... in Allahs Wegen eifern mit Gut und Blut / nehmen die höchste Stufe bei Allah ein / und sie, sie sind die Glückseligen. Es verheißt ihnen ihr Herr Barmherzigkeit und Wohlgefallen / Gärten voll beständiger Wonnen sind ihnen bestimmt / Verweilen sollen sie in ihnen / ewig und immerdar.“ (9. Sure, Vers 19—22.)

Unter „eifern in Allahs Weg“ versteht der Koran stets den Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Die Strafe des ewigen Höllenfeuers für jene, die nicht zum Kampf ausziehen, wird an zahllosen Stellen angedroht.

der Kreuzzüge jeder Sünder der christlichen Welt wußte, daß ihm die schwersten Verbrechen vergeben werden, wenn er das rote Tuchkreuz auf seine Schulter näht und zum Krieg gegen die Mohammedaner auszieht — so lehrt der Koran jeden Mohammedaner, daß alle Sünden dem vergeben werden, der im Kampf gegen die Ungläubigen während eines Heiligen Krieges fällt.

Wer im Dschihad fällt, dem steht sofort das Paradies offen — wer aber dem Dschihad entrinnen will, der fährt zur Hölle\*).

Für den Heiligen Krieg bestehen genaue Bedingungen: andere für den Heiligen Krieg gegen die Heiden — also Hindus, Buddhisten, heidnische Negervölker — und andere Bedingungen für den Heiligen Krieg gegen die „Völker des Buches“, die Monotheisten, also gegen Christen und Juden. Gegen die Heiden zu kämpfen ist ununterbrochen Pflicht aller Mohammedaner. Ohne Kriegserklärung, ohne Ursache und ohne Anlaß hat der Mohammedaner das Recht und die Pflicht, diese Heiden anzugreifen, zu töten, zu Sklaven zu machen. Nicht aber gegenüber den Christen. Auch gegen sie darf und soll ein Heiliger Krieg geführt werden — sie zu bekämpfen und zum wahren Glauben zu bekehren, ist gottgefällig und erkaufte das Paradies. Aber es hängt vom Kalifen ab, wann dieser Kampf beginnt. Er allein in seiner erhabenen Weisheit hat das Zeichen zum Heiligen Krieg gegen die Christen zu geben. Ist aber erst einmal dieser Krieg erklärt, dann ist jeder Muslim ohne Ausnahme, in welchem Land der Welt immer er wohnt, verpflichtet, am Kriege teilzunehmen. Nicht etwa derart, daß er unbedingt zum Heer des Kalifen stoßen muß — er kann es sich viel einfacher machen. So wie die Kreuzfahrer ihren Krieg gegen den Islam mit Kämpfen gegen die Ungläubigen und Ketzler

---

\*) „Es freuen sich jene, die in ihren Wohnungen zurückblieben / daß sie zuwidergehandelt dem Gesandten Allahs. Sie hatten nicht Lust, mit Gut und Blut in Allahs Weg zu eifern. Sie sprachen / ‚Zieh nicht aus in der Hitze‘. Sprich: ‚Das Feuer der Hölle ist heißer.‘

Oh, daß sie es doch begriffen!... Nimmermehr bete über einen von ihnen, wenn er starb / und stehe nicht bei seinem Grabe. Siehe, sie glaubten nicht an Allah und seinen Gesandten / und starben als Frevler.“ (9. Sure, 82 und 84.)

in Europa einleiteten, so ist jeder Mohammedaner verpflichtet, nach Erklärung des Dschihad alle Juden und Christen, wo immer er sie findet, zu überfallen und zu erschlagen.

In der Tat war dies ja auch die Absicht der Jungtürken, als sie den Dschihad proklamieren ließen: die Mohammedaner in Chiva, Buchara und Turkestan, die Muslimen von Indien, die Gläubigen von Tunis, Algier und Marokko sollten sich gegen ihre christlichen Herrscher erheben. Aber — es gab auch Mohammedaner in Holländisch-Indien, im italienischen Tripolis, im österreichischen Bosnien. Auch diese wären verpflichtet gewesen, gegen ihre christlichen Regierungen zu rebellieren. Und dann: es gab deutsche christliche Offiziere, österreichische Artilleristen in Konstantinopel selbst — und gegen diese zu kämpfen war nicht nur verboten, schlimmer als das: diese Christen waren sogar Verbündete des Kalifen und kommandierten die Regimenter des Heiligen Krieges.

Es war ein Unsinn, zu erwarten, daß die logisch denkenden Mohammedaner diese Diskrepanz nicht durchschauen würden: Heiliger Krieg gegen Engländer, Franzosen und Russen — aber ein Bündnis mit Österreichern, Ungarn und Deutschen? Wäre es noch Abdul Hamid gewesen, der die grüne Fahne des Propheten entrollt hätte — vielleicht hätten die Mohammedaner des Auslandes so blindes Zutrauen zu seinem Glaubenseifer gehabt, daß sie trotz allem wenigstens einigermaßen gehorcht hätten. Aber die Jungtürken, die gottlosen Paschas, die Todfeinde des Panislamismus? Ihr Heiliger Krieg war ein Bluff — war so sinnvoll, wie etwa ein Feldzug Stalins zur Befreiung des Grabes Christi wäre. Die Fetwa des Scheich ul Islam, in der es plötzlich hieß, daß vom Kampf gegen die Ungläubigen „... Deutsche, Österreicher und Ungarn als Freunde des Islams ausgenommen sind...“, war eine Ketzerei, eine Sünde. Der Sultan als weltlicher Herrscher darf sich verbünden, mit wem er will. Der Heilige Krieg aber kennt keine Ausnahme.

Es ist müßig, heute darüber zu diskutieren, ob Abdul Hamid mit dem Heiligen Krieg Erfolg gehabt hätte. Die Jungtürken erlebten damit einen solchen Mißerfolg, wie ihn

selbst ihre Feinde nicht erwartet hatten. Nicht ein einziges indisches Regiment, nicht ein einziges marokkanisches Bataillon ging an der Front zu den Verbündeten des Kalifen über. Im Gegenteil: mohammedanische Regimenter kämpften an der Gallipoli-Front, in Mesopotamien und Palästina mit allerreinstem Gewissen unter englischen und französischen Fahnen gegen den Kalifen.

Gewiß, da und dort gab es noch panislamitische Schwärmer, die mit dem Nachfolger Abdul Hamids sympathisierten. Fanatiker ermordeten zum Beispiel den Emir von Afghanistan, weil dieser nicht am Heiligen Krieg teilnehmen wollte. Auch Imam Jahya, der Beherrscher Jemens, ferner der Emir Raschid, Fürst der Schammar-Beduin in Nordarabien, und schließlich der kriegerische Orden der Senussi, die die Sahara beherrschten, kämpften für den Kalifen.

Aber diese Kämpfe waren vom Standpunkt des Panislamismus nicht sehr ernst zu nehmen. Schon Ende 1915 war es klar geworden, daß es keinen Panislamismus mehr gab. Es gab nur — Türken. Die türkischen Regimenter, ferner jene Tscherkessen, Kurden und Araber, die dem Osmanischen Reich treugeblieben waren, schlugen sich heldenmütig für den Sultan, nicht für den Kalifen. Was die türkischen Regimenter an den Dardanellen, an der Palästinafront und in Mesopotamien gegen gewaltige Übermacht geleistet haben, das stellt sich den größten Heldentaten des Weltkrieges würdig zur Seite. Ohne Munition, ohne Stacheldraht, ohne Minen hielten 60.000 türkische Soldaten unter deutschem Oberkommando die Dardanellen gegen die stärkste Flotte Englands und Frankreichs, die je im Weltkrieg operierte. Fast ohne Waffen, ohne Nachschub, ohne Hoffnung auf Verstärkung klammerten sie sich an die granatdurchwühlten Gräben der schmalen Halbinsel Gallipoli, warfen acht Monate lang einen Sturm nach dem andern der besten Regimenter der Entente zurück. Als Ende Dezember 1916 die Alliierten den türkischen Boden verließen und ihre Armeen einschifften, da lagen nach Schätzung des deutschen Generalleutnants Schwarte 200.000 bis 300.000 alliierte Soldaten auf den Schlachtfeldern der Dardanellen.

Mit diesem Sieg war die Türkei nicht etwa gerettet — aber der Todfeind der Türkei, Rußland, war in dieser



Schlacht vernichtet worden. Die Entente konnte weder Truppen noch Munition über die Dardanellen nach Rußland bringen. An Munitionsmangel ging letzten Endes der Todfeind der Türkei, der Zar von Rußland, zugrunde.

Aber trotz dieses Sieges war die Lage der Türkei für jeden Einsichtigen hoffnungslos. Die Blüte ihrer Armee war schon in den Schlachten des Balkankrieges gefallen, in der Choleraepidemie der Stellungskämpfe an der Tschadaldschalinie hinweggerafft worden, noch ehe die Jungtürken in den Weltkrieg eingriffen. Und nun hatte das heldische Ringen auf der Gallipolihalbinsel ihre besten Reserven gekostet. Zehntausende waren gefallen. Und an vier Fronten ging der Krieg weiter — in Armenien, in Mesopotamien, in Palästina und in Europa.

Kein Wunder, daß neben dem Kampf gegen den äußeren Feind bald ein innerer Kampf einsetzte. Die Jungtürken regierten, aber immer stärker wurden ihre Feinde im Land, die diese Regierung voll Haß und Furcht ablehnten. Die Alttürken — die schon einmal zum Gegenschlag ausgehört und den Großvezier Mahmud Schefket Pascha bald nach seinem Sieg über die Gegenrevolution ermordet hatten — erhoben neuerlich das Haupt. An ihrer Spitze stand niemand geringerer als der Thronfolger des Türkischen Reiches, Seine Kaiserliche Hoheit Prinz Jussuf Issedin Effendi.

## EIN GEFÄHRLICHER BERUF

Kaum ein zweiter Mensch der Welt wurde so sorglich gehütet, so auf Schritt und Tritt bewacht, beschirmt, beobachtet, wie der Thronfolger des Osmanischen Reiches, und trotzdem — kaum einem war es vergönnt, den ihm zugeachten Thron zu besteigen. Die meisten Thronfolger litten an so schweren Krankheiten, daß sie ein ganz zurückgezogenes Leben führen mußten. Blieb einer gesund, dann war er verrückt oder vertrottelt. Als Zeichen dessen schrieben diese Thronfolger Gedichte oder sammelten Porzellan oder taten etwas anderes Zweckentsprechendes. Je kränker der Thronfolger war und je absurder seine Passionen — desto

größer war die Wahrscheinlichkeit, daß er bis zur Thronbesteigung leben würde. Die Krönung aber — genauer gesagt: die Umgürtung mit dem Schwerte Osmans — hatte augenscheinlich höchst heilkräftige Wirkungen. Niemand wunderte sich, wenn der schwerkranke Thronfolger plötzlich höchst gesund und frisch wurde, sobald er nicht mehr Thronfolger, sondern Sultan war.

Dreiunddreißig Jahre lang war Mehmed Raschid Thronfolger gewesen und hatte sich nur mit der Lyrik des persischen Mittelalters befaßt. Nach seiner Krönung hätte er sicherlich gerne regiert — aber alle Diener, Köche, Beamte, Eunuchen seines Palastes waren plötzlich durch treue Anhänger des jungtürkischen Komitees ersetzt worden, und so mußte der alte Mann auch weiterhin persische Lyrik studieren. Sein Thronfolger — eben jener Jussuf Issedin — war natürlich ebenfalls krank. Zweifellos handelte es sich um ein ererbtes Leiden. Denn der Vater des Prinzen war jener Sultan Abdul Asis, der sich eines schönen Tages in einem Anfall schwerer Nervosität die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Sein Sohn merkte sofort, daß auch er selbst schwer nervös und melancholisch war. Dieser Diagnose verdankte er sein Leben. Er schloß sich in seinem traumhaft schönen Palast Sindjirlikoju völlig von der Außenwelt ab. Allwöchentlich erschienen — vom besorgten Abdul Hamid entsandt — dessen Leibärzte beim Thronfolger, aber auch sie konnten nur feststellen, daß der Prinz ein so schwerer Neurastheniker sei, daß man beinahe von Wahnsinn sprechen müsse.

Niemand war besonders überrascht, als nach dem Sturz Abdul Hamids die Gesundheit des Prinzen sich auffallend besserte. Als er nach drei Jahrzehnten langer Geisteskrankheit sich der Öffentlichkeit zeigte, stellte sich heraus, daß der arme Irre nicht nur von Lebenskraft strotzte, sondern über die Leiden seiner künftigen Untertanen ganz vortrefflich unterrichtet war und höchst vernünftige Ansichten darüber hatte, wie man diesen Leiden abhelfen könne.

Er nahm sofort Anteil an der Politik: im Balkankrieg zeigte er sich an der Front; als Enver Pascha Adrianopel den Bulgaren wieder abgenommen hatte, zog der Thronfolger in diese Stadt ein und wurde von den Einwohnern

dieser alten türkischen Residenz begeistert empfangen. Diese Popularität des Thronfolgers erregte ausnahmsweise nicht die Eifersucht des Sultans, dafür aber desto mehr den Argwohn der Jungtürken. Ursprünglich hatten sie in dem Prinzen ihren Verbündeten gesehen — als Feind Abdul Hamids hätte er Freund jener sein müssen, die Abdul Hamid gestürzt hatten. Zu ihrer Überraschung aber fanden sie in Jussuf Issedin einen Menschen mit eigenen Meinungen. Sein Haß gegen Abdul Hamid hinderte ihn nicht, den Panislamismus zu bejahen. Er empfahl den Jungtürken, sich mit den Arabern zu verbünden und eine mohammedanische Front zur Grundlage der türkischen Politik zu machen.

Auch in der Kriegsfrage war der Prinz anderer Meinung als das „Komitee für Einheit und Fortschritt“. Er wollte sein Erbe erhalten — deshalb war er gegen den Eintritt in den Krieg. Als bekannt wurde, daß der Thronfolger Freunde in die Schweiz schickte, um einen Sonderfrieden vorzubereiten, tauchten Gerüchte auf, daß der Prinz wieder an seinem schweren Leiden kränkle und sich in sein Palais zurückziehe. Der Prinz verstand den Wink und kehrte wieder in die Einsamkeit zurück. Er haßte aber die Jungtürken, die das verschwommene Ideal des Turanismus dem geraden Weg des Islams vorzogen. Er beschloß zu retten, was zu retten war — auf die Gefahr hin, daß seine Melancholie lebensgefährlich würde. Sein Sekretär bestellte eines Tages in einem kleinen Reisebüro in Pera zwei Fahrkarten erster Klasse in die Schweiz.

Die Fahrkarten blieben unbenützt.

Am nächsten Morgen erschienen die Zeitungen Konstantinopels mit Trauerrand: „Seine Kaiserliche Hoheit Prinz Jussuf Issedin Effendi hat in einem Anfall ererbter Melancholie sich die Adern durchschnitten und auf dieselbe Weise wie sein Vater Abdul Asis Selbstmord begangen“ — dies bestätigten die Unterschriften der besten Ärzte der Stadt.

Den lebensgefährlichen Posten des Thronfolgers besetzte nunmehr Mehmed Wahd Eddin. Dieser Prinz wurde infolge des Todes seines Vorgängers ein kompletter Idiot. Sein hageres, bebrilltes Gesicht trug ständig den Ausdruck der Verblödung. Seine Augen waren stets geschlossen, sein Gang schwankend. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern scheute er

nicht die Öffentlichkeit — im Gegenteil. Alle sollten wissen, daß er ein Trottel sei. Wo es nur ging, empfing er Beamte und Generale und verstand es, derart blöde Fragen zu stellen, daß selbst die abgebrühtesten Alttürken fassungslos waren. In Wahrheit war dieser Trottel der klügste Reaktionsär der Türkei: jüngster Bruder und Liebling Abdul Hamids, hatte er die Schule dieses Sultans durchgemacht. Als sein einziger Vertrauter hatte er besseren Einblick in die Weltpolitik als irgendein Mensch im weiten Reiche. Von Abdul Hamid aber hatte er auch außer Reiten, Schießen und Schwimmen noch gelernt, die Rolle eines Trottels zu spielen, der sich offiziell ausschließlich mit seinen Haremsangelegenheiten befaßt. Dieses Spiel ließ ihn Geheimnisse erfahren, die er sofort seinem kaiserlichen Bruder meldete. Nur der kleine Kreis, den der Prinz seines Vertrauens würdigte, wußte, daß in ihm ein neuer Abdul Hamid heranwuchs, wußte, daß er der gefährlichste Spitzel am kaiserlichen Hof war.

Bezeichnend für die Art, in der dieser Prinz versuchte, seinen Kreis allmählich zu vergrößern, indem er Personen heranzog, die er als heimliche Gegner der Jungtürken und des Bündnisses mit Deutschland erkannte, ist eine Episode, die Mustafa Kemal Pascha, der spätere Retter der Türkei, über den Anfang seiner Bekanntschaft mit dem kronprinzlichen Idioten erzählt:

Kemal Pascha erhielt 1917 den Auftrag, den Thronfolger zu begleiten, den der Deutsche Kaiser zu einer Reise nach Deutschland eingeladen hatte. Der künftige Sultan sollte die Größe des kämpfenden Deutschlands richtig einschätzen lernen — und die Jungtürken gaben ihm Kemal Pascha als Begleiter mit, weil dieser stiernackige General ihnen un bequem zu werden anfang.

Bei der Antrittsaudienz saß der Thronfolger mit halbgeschlossenen Augen auf seinem Platz und erwiderte auf die wohlüberlegte Rede, mit der sich der junge General ihm vorstellte, nur mit den Worten: „Na ja. In Gottes Namen. Wir fahren also.“ Beim Verlassen des Saales sagte noch Mustafa Kemal angewidert dem Palastoffizier: „... und so ein Mensch kann schon morgen Padi Schah werden!“ Auch als Prinz und General bereits im Zuge saßen, fiel der Thron-

folger nicht aus seiner Komödienrolle. Auf alles, was Kemal Pascha sagte, erwiderte Wahd-Eddin nichts, hielt die Augen halb geschlossen und gab nur einzelne Worte von sich. Babbelte. Machte den erbärmlichsten Eindruck, den je ein Degenerat im Purpur gemacht haben mag. Bis der Luxuszug die türkische Grenze passiert hatte und über die Berge Ostrumeliens rollte. Da wachte der Thronfolger plötzlich auf, setzte sich zurecht, blickte seinen Begleiter scharf an und sagte: „Hören Sie, Exzellenz, ich bin überzeugt, daß Deutschland den Krieg verlieren muß und wir mit ihm.“ Kemal fuhr zusammen, als der „Trottel“ auf einmal begann, mit eiserner Logik die politische Lage zu analysieren und daraus die pessimistischsten Konsequenzen abzuleiten. Es war ein Versuch, den General Kemal Pascha in das Lager der Alttürken hinüberzuziehen. Der Versuch war nicht erfolglos. Lange Zeit zählte Kemal Pascha zu den Anhängern Wahd-Eddins. Bis — bereits nach dem traurigen Waffenstillstand von Mudros — Mustafa Kemal Pascha von Wahd-Eddin nach Ostanatolien geschickt wurde, weil er dem vorsichtigen Fürsten zu radikale Pläne vorlegte. Damals erst trennten sich die Wege beider — aber darüber wird später berichtet.

Vorläufig blieb Wahd-Eddin der ewig gleichgültige Trottel. Torkelte durch den Palast, blickte mit verhängten Augen verständnislos die Minister und Politiker an, die ihn pflichtgemäß besuchten, kaufte immer neue Frauen für seinen Harem — und wartete auf den Tag, da er an den Jungtürken Rache nehmen könne, an den Ungläubigen, die seinen großen Bruder Abdul Hamid gestürzt und dessen Lebenswerk, die panislamitische Bewegung, zerstört hatten.

## AN DER HAUPTFRONT DES HEILIGEN KRIEGES

Die militärische Lage im Orient bei Eintritt der Türkei in den Weltkrieg läßt sich folgendermaßen kurz zusammenfassen. Das Kriegsziel der Türken war: Eroberung von Nordafrika — die Insurgierung Ägyptens und der Wüste Sahara. Das Kriegsziel Deutschlands im Orient war: Be-

setzung des Suezkanals, Beherrschung des Weges von Australien und Indien nach Südfrankreich. Das Kriegsziel Rußlands: Eroberung von Armenien und Vormarsch gegen das Mittelmeer. Und das Englands: Eroberung von Bagdad und Mossul als Faustpfand für spätere Verhandlungen wegen des Petroleums des Irak.

Russen, Franzosen und Engländer waren zunächst in Europa so intensiv beschäftigt, daß sie nur untergeordnete Kräfte für den Kampf im Orient frei hatten. Die Türken waren die einzigen, die Ende 1914 und Anfang 1915 wesentliche Interessen an der afrikanischen Front hatten — dort oder nirgends konnte der Kampf des Panislamismus, der Heilige Krieg, verwirklicht werden, weil nur dort große Massen von Gläubigen befreit werden konnten. So beschloß Enver Pascha den Angriff gegen Ägypten, den Vasallenstaat, den die Engländer gleich nach Ausbruch des Weltkrieges der Türkei entrissen hatten.

Der erste Vorstoß erfolgte von Syrien aus, der zweite von der afrikanischen Wüste her. Die strategische Lage war für die Türken ausgezeichnet, das Angriffsziel verlockend. Das Nilland — dünner Streifen grünen Bodens zwischen den Wüsten Sahara und Sinai — war nur durch die einhundert Meter salziger Flut des Suezkanals von der türkischen Armee getrennt. Nie war die Lage günstiger für einen Sieg des Islams — und nie wurde eine Partie unglücklicher verloren.

Der Kampfpreis — das reiche, fruchtbare, dichtbesiedelte Vizekönigreich Ägypten, damals mit zehn Millionen Einwohnern — war in der beneidenswerten Lage, über nicht weniger als drei legale Herrscher zu gleicher Zeit zu verfügen, ohne daß sie sich gegenseitig bekämpfen konnten. Der eine dieser Herrscher war Seine Königliche Hoheit der Khedive (zu deutsch: Vizekönig) Abbas Hilmi II., vom Padi Schah als Vizekönig anerkannt — er befand sich aber bei Kriegsausbruch zufällig in Konstantinopel und konnte nicht mehr in sein Land zurück. Der zweite Herrscher war Seine Königliche Hoheit der Sultan Hussein, den zwar der Padi Schah als Verräter und Abtrünnigen ansah, den aber dafür Seine Majestät der König von Großbritannien und Kaiser von Indien eingesetzt und anerkannt hatte. Und der wirkliche Herrscher war — der englische Oberkommissar in Kairo.

Diese etwas komplizierte politische Lage wird verständlicher, wenn wir den rechtmäßigen Fürsten des Nillandes näher kennenlernen.

Abbas Hilmi II. war kein fanatischer Muslim. Im Gegenteil. Er war in Wien aufgewachsen, fühlte sich als Offizier und Gentleman einerseits, als Aristokrat und gottgesalbter Herrscher andererseits und verachtete mehr oder weniger alles, was nicht Offizier und Aristokrat war. Also hatte er sehr wenig Respekt vor seinen eigenen Untertanen, den reinrassigen Ägyptern, die als „Fellahin“, Bauern, galten. Er verachtete jede Art parlamentarischer Regierung, die sich auf diese Bauern stützte — aber noch mehr verachtete und haßte er die Engländer, die unter Lord Kitcheners Leitung systematisch versuchten, immer größere Rechte diesen Fellahin gegenüber der albanesisch-türkischen Aristokratie Ägyptens zu sichern.

So geriet Lord Kitchener in immer schärferen Gegensatz zu Abbas Hilmi. Der kluge Khedive verstand, daß er mit weltlicher Politik niemals die Engländer loswerden könne — infolgedessen wurde er Vorkämpfer des Panislamismus. Er stützte sich planmäßig auf die Doktoren und Professoren der Al Azhar-Universität. Als die Jungtürken in Konstantinopel siegten, schloß er sich ihnen an, ohne auch nur einen Tag lang seine mohammedanisch-religiöse Tendenz aufzugeben. Obwohl selbst halb Türke, nützte er den erwachenden jungägyptischen Nationalismus aus, indem er ihn in antibritische Kanäle lenkte. Nicht gegen Türken und nicht gegen die Dynastie, sondern gegen die fremde Okkupationsmacht marschierten alle ägyptischen Parteien. Im Sommer 1914 fuhr Lord Kitchener nach England, Vollmacht für eine gründliche Abrechnung mit Abbas Hilmi zu verlangen. Dieser wieder fuhr nach Konstantinopel, um sich dort Sicherheit gegen Kitchener zu holen. Da brach der Weltkrieg aus. Die Engländer erlaubten nicht mehr die Rückkehr Abbas Hilmis nach Ägypten. Als die Türkei in den Weltkrieg eintrat, wurden die letzten Bande zwischen ihr und ihrem alten Vasallenstaat am Nil zerrissen. Am 18. Dezember 1914 wurde das britische Protektorat über Ägypten proklamiert, am 19. Dezember wurde mitgeteilt, daß die Regierung Seiner Britischen Majestät den Khediven Abbas II.

abgesetzt und an dessen Stelle Hussein, Sohn des Khediven Ismail, zum Sultan von Ägypten ernannt habe.

Die fast vierhundert Jahre alte türkische Herrschaft über Ägypten war zu Ende.

Nun begrüßt es kein Volk der Welt mit Genugtuung, wenn eine fremde Besatzungsmacht auf einmal seinen Herrscher absetzt und einen Schattenkönig ernennt. Noch weniger ist dies annehmbar für die mohammedanische Bevölkerung eines Landes, das besonders intensiv mit panislamitischer Propaganda bearbeitet wurde, vor allem, wenn dieses Land die Wiege des Panislamismus war. Die ganze Bevölkerung Ägyptens — Städte und Bauern, Intellektuelle und Geistlichkeit — wartete ungeduldig auf den Einmarsch der Türken, auf den Angriff gegen den Suezkanal.

Die Türken verstanden die Chancen dieser Situation.

## DER TRAUM VOM SUEZKANAL

Etwa zu der Zeit, als in Westeuropa die französisch-deutsche Front im Morast des Dezembers 1914 stehen blieb und als in Galizien die österreichische Offensive am San sich totlief, stand am Bahnhof des kleinen syrischen Dorfes Yol eine gewöhnliche Draisine und neben ihr ein gewöhnlich aussehender Offizier mit schwarzem Bart und kleinen dunklen Augen. Es regnete in Strömen; der Weg war ein „mit Wasser gefüllter Kanal zwischen zwei Mauern von Schottersteinen“, die Eisenbahn verkehrte noch nicht. Die Bauern von Yol beteuerten dem Mann mit dem schwarzen Bart, daß es kein Mittel gäbe, das gottvergessene Dorf zu verlassen und nach Alexandrette zu fahren. Der Regen wurde immer stärker, die Nacht brach ein. Da schwang sich der Mann mit dem Bart auf die Draisine, zog den Hebel an und fuhr auf dem wackligen Geleise davon. Der Küste entlang ging die Fahrt. Ein Sturm tobte. Hin und wieder beleuchteten Scheinwerfer feindlicher Panzerkreuzer die Strecke, mehrmals versank die Draisine im Wasser, manchmal schwebte das Geleise zwanzig Meter über einem Abgrund. Einem Gespenst gleich saß am Hebel des Fahrzeuges



Dschemal Pascha, Oberkommandant der türkischen Südarmee, der den Befehl erhalten hatte, den Suezkanal zu erobern und Ägypten von Osten her anzugreifen, und der nun zu seiner Armee nach Syrien fuhr.

Als der Pascha, durchnäßt und übernächtig, im Palace-Hotel in Damaskus abstieg, erwartete ihn der deutsche Oberstleutnant Freiherr Krefß von Kressenstein, einen Stoß Papiere in der Hand: die Pläne zur Eroberung des Suezkanals.

Dieser Gedanke war ein Kind von drei begeisterten Vätern. Der deutsche Generalstab, die drei gottlosen Paschas und die frommen Mewlewi-Derwische, die unter Führung ihres Ordensgenerals Weled Tschelebi Effendi aus der ganzen Türkei nach Syrien strömten, um die Armee für den Angriffskrieg gegen die Ungläubigen zu segnen, teilten sich in die Urheberschaft. Die Chancen waren vortrefflich: bei Kriegsbeginn hatten die Engländer nur knapp 6000 Soldaten im Niltal, zu denen allerdings noch etwa 30.000 Reguläre der Armee des Khediven stießen, die nunmehr unter englischem Oberkommando standen. Und wenn auch seit Dezember 1914 Verstärkungen aus Indien und Australien in Ägypten landeten — allzu rasch ging die Aufrüstung nicht vor sich.

Die Begeisterung für den Krieg gegen Ägypten war in der Türkei ungeheuer: feierlich schwor Dschemal Pascha bei seinem Abschied von Konstantinopel, zu siegen oder am Suezkanal sein Leben zu lassen. Die ältesten und heiligsten Derwische der Mewlewi und Bektaschi hielten fromme Ansprachen, und ein ganzes Bataillon marschierte mit, das ausschließlich aus Derwischen und Geistlichen bestand, die Ägypten vom Joch der Engländer befreien wollten.

Zwischen dem Palast-Hotel von Damaskus und dem Suezkanal liegt aber die Wüste Sinai. Die eifrigsten Gebete der Derwische reichten nicht aus, um diese Wüste in gangbares Terrain zu verwandeln. Als die Juden einst in umgekehrter Richtung den Marsch durch die Halbinsel Sinai machten, da verließen sie sich auf das Manna und die Wachteln, die vom Himmel fielen, und auf die nicht weniger wichtigen Wasserquellen, die der Stab Mosis aus dem Boden zauberte. Aber die Derwische konnten weder Manna

noch Wasser hervorbringen, um den Glaubenskämpfern des Dschihad den Weg zu erleichtern. So wurde der Kampf gegen die Wüste Sinai — dem deutschen Baron Krefß überlassen.

Auch er griff zum Zauberstab: Wünschelrutengänger und Ingenieure gemeinsam zogen in die Wüste und organisierten mit bewunderungswürdigem Fleiße den Vormarsch. Unzählige Etappenpunkte wurden errichtet: Wasserbehälter, Medikamenten- und Munitionsdepots und Posten, die auf beides aufpaßten. Für die Offiziere und Soldaten der türkischen Armee wurde eine besondere Lebensweise festgesetzt: die Wüstendiät — pro Mann und Tag eine Kürbisflasche voll Wasser, eine Handvoll Datteln, eine Handvoll Oliven, eine Portion Brotfladen.

So kärglich diese Diät auch war — 15.000 Kamele waren notwendig, um diese Lebensmittel für die Armee mit sich zu führen. Soviel kräftige Lastkamele sind aber nicht ohne weiteres aufzutreiben, wie später auch die Engländer erfuhren. So ging Zeit verloren, ehe Dschemal Pascha die entsprechende Anzahl kriegsdiensttauglicher Tiere bekam.

Die Verwaltung der Wüste war ein Wunder deutscher Organisation. Krefß v. Kressenstein und Dschemal Pascha versuchten, so gut es ging, den Angriff gegen den Suezkanal als Überraschungsfeldzug zu führen. Die 25.000 Araber und Türken — davon 14.000 Kombattanten und 11.000 Trainsoldaten — wurden auf winzige Abteilungen aufgeteilt, um den englischen Beobachtungsfliegern zu entgehen. Nur bei Nacht marschierten die Truppen, bei Tag lagerten sie, um weniger aufzufallen. Durch ein Sandmeer schleppten sie Kanonen — fast ausschließlich Gebirgsgeschütze — und zehn Pontons. Bärtige Derwische in phantastischen Gewändern marschierten waffenklirrend neben barfüßigen Negern und halbnackten Kamelbeduinen mit flatternden Zöpfen. Die Expedition erinnerte eher an eine Kreuzfahrt als an einen modernen Feldzug.

Zwanzig Nächte marschierten die Truppen, um eine Strecke zurückzulegen, die heute der Tourist in fünf Stunden im Schlafwagen durchheilt. In der zwanzigsten Nacht stand die Armee fünfzehn Kilometer vom Kanal entfernt.

In der Nacht vom 2. zum 3. Februar 1915 begann das

abenteuerliche Spiel. Hätten die Deutschen sich darauf beschränkt, den Suezkanal für mehrere Monate zu zerstören, hätten sie statt Pontons etliche hundert Kamelladungen Dynamit mitgeschleppt — vielleicht hätte der Weltkrieg einen anderen Charakter gewonnen. Aber sie wollten Ägypten erobern und den Suezkanal intakt lassen. In aller Stille ließen die türkischen Pioniere die Pontons in die dunkle Flut des Kanals. Abteilung nach Abteilung setzte über das schmale Wasserband, das Asien von Afrika scheidet. Aber die Überquerung hatte um einige Stunden zu spät begonnen. Als der Morgen graute und die Engländer die Türken entdeckten, standen auf der afrikanischen Seite des Kanals erst 600 Mann. Eine halbe Stunde später hatten die ägyptischen und englischen Batterien die türkischen Pontons — bis auf drei — zerstört. Englische Kreuzer eilten herbei und unterstützten die Artillerie. Englische Flieger bombardierten den Feldherrnhügel der Türken — und Dschemal Pascha mußte den aussichtslosen Kampf aufgeben. Befahl den Rückzug.

Vom deutschen Standpunkt aus war dieses Geplänkel möglicherweise ein Erfolg: die Engländer bekamen Angst um den Suezkanal und verstärkten ihre Armee in Ägypten immer mehr, bis sie schließlich unter Führung des (späteren) Feldmarschalls Allenby zweihunderttausend Mann in Ägypten zusammenzogen, die der Entente in Frankreich fehlten.

Strategisch aber war die Expedition ein Mißerfolg: um die Empfindlichkeit Italiens zu schonen, das den Kanal von Suez für den Verkehr mit Erytrea brauchte, hatte Deutschland befohlen, ihn intakt zu lassen. Italien trat aber wenige Monate später trotzdem auf die Seite der Entente, und die Gelegenheit, den Kanal zu zerstören, kam nie wieder.

Die schlimmste Niederlage aber erlitt bei dieser Expedition der Panislamismus. Die hundertachtzig Türken, die am Westufer des Kanals fielen, ohne daß ein einziger Fellach in Ägypten zu den Waffen griff, waren Blutzengen einer verlorenen Sache. Ägyptische Artillerie, von mohammedanischen Soldaten bedient, von mohammedanischen Offizieren kommandiert, schoß mit äußerst wirksamen Salven die Krieger des Dschihad zusammen. Die türkischen Soldaten marschierten in Ägypten nicht als Eroberer ein, son-

dern als Gefangene. Sultan Hussein von Englands Gnaden war von Anfang an vom Endsieg der Alliierten überzeugt. Als dann immer neue britische Truppen von Indien, Australien und Neuseeland die ägyptische Garnison verstärkten, kapitulierten die letzten Fanatiker: Kismet!

Dschemal Pascha marschierte nach Palästina zurück und begann sofort Vorbereitungen für eine zweite Kanalexpedition. Wieder wurden Stellungen in der Wüste gebaut, Proviant aufgestapelt, Etappen eingerichtet.

Doch der deutsche Generalstab in Konstantinopel riet, den Angriff gegen Ägypten auch noch von einer andern Seite zu versuchen: gegen das Nilland die Wüstenreiter der Sahara zu mobilisieren. Der Orden der Senussi wurde zum Heiligen Kriege gerufen.

## DES GROSS-SENUSSI LETZTER KRIEG

Die Senussi waren ein militärischer Orden, der vierzig Jahre lang von Sieg zu Sieg marschierte, dreißig Jahre lang sich in der Defensive hielt — und dann zerfiel. Sein Schicksal ist ein besonders charakteristisches Beispiel für den immer wiederkehrenden Sieg des Geistes im Orient. Zeigt, wie noch heute im Islam letzten Endes nicht Gold und nicht Macht, sondern Geist, Frömmigkeit und Weisheit Vorbedingung politischer Umwälzungen sind. Wie Staaten und Stämme, Fürsten und Regierungen sich einem weisen Mann unterordnen, nur deshalb, weil er weise ist.

Vor etwas weniger als einhundert Jahren wurde der Senussi-Orden — „die Senussya“ — gegründet. Sein eigentlicher Schöpfer war ein Marokkaner, Nachkomme des Propheten Sayd Mohammed el Idrisi. Diesem frommen Dersisch wurde die Offenbarung eines neuen „Tarik“, das heißt eines neuen Weges, der seine Zeitgenossen aus dem Pfuhl der Sünde zur lichten Höhe des Paradieses führen sollte. Um dies zu verkünden, wanderte der Weise nach Mekka aus und gründete dort einen geistlichen Orden. Sein „Tarik“ ist angewandte Magie: durch eifriges Beten steigen die Jünger seines Ordens von Stufe zu Stufe der Er-

kenntnis, bis sich ihnen der Prophet offenbart — bis sie von ihm auf alle Fragen und Sorgen Antwort und Rat im Zwiegespräch erhalten. Der niedrigste Grad des Ordens, der Mürid, fordert von den Schülern, mehrere tausend Male täglich die Gebetsformel des Ordens zu wiederholen. Jede höhere Stufe fordert immer größere Askese, immer tiefere Einsicht in das Wesen Allahs und die Eigenschaften des Propheten.

Religiöse Übungen dieser Art waren im Islam üblich. Das Neue am Orden des Idrisi war zunächst nur die Magie, die von ihm ausging. Als Beispiel seiner unendlichen Frömmigkeit und Weisheit erzählt man noch heute, daß er einmal, von einem Schüler über die Bedeutung von fünf Worten eines Koranverses befragt, als Antwort einen Vortrag hielt, der siebzigtausend Sätze umfaßte. Die gleiche Art des Lehrens finden wir bei allen orientalischen Religionen — genau genommen, bei allen offenbarten Religionen, bei denen das Dogma der Inspiration streng durchgeführt ist und wo daher a priori die Göttlichkeit und damit auch die übersinnliche Bedeutung jedes Wortes, jedes Satzes, ja sogar jedes Gedankensprunges feststeht. Diese A-priori-Erkenntnis ist wertlos, solange sie trockenes Dogma bleibt, Scholastik, wie wir sie früher bei Schilderung der Unterrichtsmethoden der Azhar-Universität kennengelernt haben. Sobald aber ein wahrhaft heiliger Mann auftaucht, der bis ins tiefste Innere von der mystischen Offenbarung durchdrungen ist, weckt er das Feuer dieser Überzeugung aufs neue im Herzen aller jener, die nach nichts anderem verlangen als nach Glauben.

Der Idrisi war ein solcher Mann. Als er erkannte, daß seine Schüler reif waren, da wählte er die vier besten aus und schickte sie nach Norden, Süden und Westen, den neuen „Weg“ der Welt zu verkünden. Alle vier Apostel hatten Erfolg, aber nur ein einziger von ihnen ging in die Weltgeschichte ein: der algerische Mönch Sayd Mohammed es Senussi. Der erste „Groß-Senussi“.

Der mystischen Ordenslehre des Idrisi verlieh Mohammed es Senussi, der sich in Bengasi in Nordafrika 1843 niederließ, eine militärisch-staatliche und panislamitische Tendenz. Bald wurde der neue Ordensstifter, der von sich rühmte, im Alter von 43 Jahren bereits Mitglied von nicht weniger

als 64 mohammedanischen Mönchsorden gewesen zu sein, zu einer Macht. Er wollte aber nicht nur geistliche Macht, deshalb verlegte er das Zentrum seines Ordens in die geheimnisvolle Oase Dscharabub, an die Grenze zwischen Ägypten und der Provinz Bengasi. Dort gründete er eine Stadt. Er grub Brunnen und zog Kanäle. Er pflanzte Palmen und legte Gärten an. Schuf eine Universität für die Missionare seines Ordens. Von Dscharabub aus zogen sie bis Marokko, bis Asir, bis Abessinien.

Als 1859 Sayd Mohammed starb — noch nicht 60 Jahre alt — da war er bereits ein Heiliger; zu seinem Grab wallten fromme Pilger aus ganz Afrika. Sein jüngerer Sohn El Mahdi folgte ihm als Großmeister.

Nichts ist bezeichnender für den Geist der Senussya als die wie eine Fabel klingende, aber buchstäblich wahre Erinnerung El Mahdis zum Thronfolger: Der alte Ordensgeneral hatte zwei Söhne. Einer von beiden sollte Nachfolger werden. Da ließ er beide eine hohe Dattelpalme erklettern und gab ihnen dann im Namen Allahs den Befehl, herunterzuspringen. Der Ältere, vernünftig, gehorchte nicht. Der Jüngere aber „vertraute sich Allahs Gnade an“, sprang und blieb durch ein Wunder unverletzt. Ihm wurde nun die Führerschaft zuteil. Rasch breitete er den Orden aus. Bald drang er nach Süden bis zum Tschadsee vor, also bis an die Grenze von Deutsch-Kamerun. 1884 schätzte Duveyrier die „Ichwan“, die „Bruderschaft“ der Senussya bereits auf drei Millionen Krieger. Die zentralafrikanischen Straßen — und damit auch der Sklavenhandel Nordafrikas — waren in ihrer Hand. Aber schon begann der Rückschlag. Die Franzosen gingen zur Gegenoffensive vor. Vergebens hatte der kluge Groß-Senussi El Mahdi England gegenüber peinliche Neutralität bewahrt, hatte den Aufstand seines sudanesischen Namensvetters, des Negers Mohammed Achmed, der sich zum „Mahdi“ proklamierte, also zum Messias, zum „Herrn der letzten Stunde“, die Unterstützung verweigert und damit diesen heldenhaften Fakir von Dongola zugrunde gehen lassen.

Vergeblich. Unaufhaltsam marschierten die Franzosen vor. Verjagten die Senussi aus Ain-Galakka, ihrem wichtigen Stützpunkt in Zentralafrika, aus Algier, aus Tunis. Als der

Groß-Senussi El Mahdi starb (1902), war der Orden schon im Niedergang. Nur noch in Tripolitanien herrschte er souverän, vom dritten und letzten Groß-Senussi Sidi Ahmed esch-Scherif geführt. Da traf ein neuer Vorstoß des Kreuzes diesen letzten Vorkämpfer des souveränen Panislamismus: 1911 marschierte Italien in Tripolis ein. Der Groß-Senussi nahm den Kampf auf. Tausende und Abertausende von Ordensmönchen warf er gegen die Italiener. Enver Pascha und viele andere der späteren Führer der Türkei fochten gemeinsam mit ihm. Aber das Rad der Geschichte konnten sie nicht zurückdrehen. Die zentrale Küste des Mittelmeers blieb in italienischer Hand.

Im Innern des Landes aber waren die Senussi bei Ausbruch des Weltkrieges noch immer eine militärische Macht — und eine kulturelle Macht.

Noch 1926 sagte der letzte Groß-Senussi einem der Verfasser:

„Europa weiß noch immer nicht, daß der Senussi-Orden Träger der Zivilisation der Wüste ist. Wohin wir Missionare schicken, dort gründen wir eine Zauwya, eine ‚Ecke‘, die zugleich Moschee, Herberge und Schule ist. Der Leiter der Zauwya, der ‚Mokkadem‘, ist Geistlicher, Richter und Lehrer im Lesen, Schreiben, Rechnen und Koran, sein ‚Wekil‘ ist zugleich auch Verwalter und wirtschaftlicher Organisator. Diese Zauwyat sind die Kulturzentren Afrikas von Marokko bis zum Somaliland. Sie alle aber unterstehen einem Zentrum — und dieses Zentrum bin ich.“

Das ist die Sprache, die der Senussi zehn Jahre nach seiner Verbannung führte. Die Sprache eines Herrschers der Wüste.

Für die große Masse der Ordensbrüder war er noch immer der Führer. Nicht nur Ordenschef, sondern auch Ordenskommandant, dessen ganzes Leben ein pausenloser Kampf gegen die Ungläubigen war — gegen Franzosen, gegen Italiener.

Während des Weltkrieges mußte er seine Stämme auch gegen die Engländer führen.

Dieser Krieg in Afrika begann mit einem Wunder. Irgendwo an der Küste von Bengasi, zur Zeit, da Bulgarien in den

Weltkrieg eintrat, hob sich ein Riesenfisch aus Stahl aus dem schönen blauen Meer. Als Nachkomme jenes Walfisches, der einst den Propheten Jonas ans Land gespuckt hatte, öffnete er den Rachen und zwei junge Männer stiegen daraus hervor. Der eine hatte blonde Haare und eine weiße Mütze, der andere schwarze Haare, einen Fez und die Uniform eines türkischen Generalstabsoffiziers. Diese beiden Imitatoren des Propheten Jonas brachten dem dritten Groß-Senussi Sidi Ahmed die Nachricht, daß die grüne Fahne des Heiligen Krieges entrollt sei und daß der Kalif die Senussya im Namen des Propheten zum Kampf gegen die Ungläubigen rufe.

Der weise Senussi war sehr zurückhaltend. Menschen, die aus einem Fischbauch herauskommen, flößten ihm nicht das richtige Vertrauen zur Botschaft vom Heiligen Krieg ein. Aber nach einigen Wochen kam das deutsche U-Boot wieder. Diesmal stieg ein leibhafter General ans Land, Seine Exzellenz Nuri Pascha, Bruder des allmächtigen Kriegsministers Enver Pascha.

Nuri bezauberte alle maßgebenden Führer der Senussya durch intensives Beten, ausgiebige Waschungen und noch ausgiebigeres Verteilen von sinnigen Geschenken des Sultans: zahlreiche Goldmünzen mit dem Namenszeichen des Sultans. Auch der Groß-Senussi konnte sich dem Zauber des frommen Nuri Pascha nicht entziehen. Hätte er noch Zweifel gehegt, ob es religionsgesetzlich erlaubt sei, sich bei einem Heiligen Krieg mit Christen zu verbünden, so schwanden die letzten Bedenken, als Nuri Pascha ihm eine schöne Ledertasche überreichte, ein Geschenk des Deutschen Kaisers, des Freundes aller Mohammedaner. Als Zeichen seiner Liebe zur Senussya hatte Kaiser Wilhelm zweihundert nagelneue Eintausend-Markscheine in diese Tasche gesteckt.

So gab der Groß-Senussi seine Zustimmung zum Plan des deutsch-türkischen Generalstabs, mit seinen Reitern vom Westen her Ägypten zu überrennen, während vom Osten eine türkische Armee den Suezkanal angreifen sollte. Vor dreizehnhundert Jahren war es dem Araber Amr Ibn el As gelungen, mit 14.000 Mann Ägypten zu erobern — die Fatimiden, Napoleon der Große, der englische General Wolsley Anno 1882 hatten mit ganz kleinen Armeen dieses



Kunststück immer wiederholen können. Warum sollte es nicht auch diesmal gelingen?

In der Tat — warum nicht? Vielleicht, weil diesmal englische Regimenter zur Unterstützung der 30.000 ägyptischen Soldaten im Nildelta standen und entschlossen waren, auf die Angreifer zu schießen?

Sein Leben lang hatte der Senussi sich gehütet, sein Prestige im Kampf gegen die Engländer aufs Spiel zu setzen. Nun half ihm nichts: die grüne Fahne flatterte den berittenen Mönchen voran, die, in schneeweiße Gewänder gehüllt, von Stamm zu Stamm zogen, um die Beduinen zum Kampfe zu rufen. Aus den Fluten des Meeres tauchte das berühmte „U 35“ auf und bombardierte die ägyptische Hafenfestung Sollum. Aber weder die Kanonenschüsse des tapferen U-Bootes noch die Reiterattacken der Senussi, hoch zu Kamel, vermochten die ägyptischen Fellachen aufzurütteln. „Ägypten akzeptierte nicht nur ohne Widerspruch den Abbruch der traditionellen Verbindung mit dem türkischen Sultan, sondern die ägyptische Regierung unterstützte wirtschaftlich und finanziell den Krieg gegen die Türkei. Ein ägyptisches Arbeiterkorps wurde gebildet, in dem sich — gegen Versprechen ausgezeichnete Behandlung, besonders guter Bezahlung und Beschäftigung lediglich hinter der Front — über eine Million Ägypter als Freiwillige einschreiben ließen“, schreibt Valyi (Revolution in Islam, S. 92). Indische Truppen jagten die Senussis in ihre Wüsten zurück, der Aufstand in Ägypten blieb aus.

Zum letztenmal kam das deutsche U-Boot zur Küste von Bengasi; diesmal brachte kein Pascha Geschenke, sondern das U-Boot holte den letzten Träger des Panislamismus in Afrika, den Groß-Senussi, ab. Die Niederlage in Ägypten war mehr als nur eine militärische Schlappe — sie war das Zeichen, daß das geistige Fundament des Senussi-Ordens zusammengebrochen war. Mit dieser Niederlage hatte er seine Existenzberechtigung verloren.

Zögernd stieg Sidi Ahmed es Senussi al Kebir, gestern noch der mächtigste Mann der afrikanischen Wüste, in das deutsche U-Boot. Als das Schiff unter Wasser tauchte, fragte der Ordensgeneral den Kapitän nach der Kibla, der Richtung, in der Mekka liegt — die Stadt, nach der man sich

im Gebete wendet. Dann kniete er nieder, betete und dankte Allah, daß ihm vergönnt war, die Worte des heiligen Gebetes unter dem Meeresspiegel auszusprechen.

Sidi Ahmed kam nach Stambul; er küßte die Hand des alten Sultans und bat um Vergebung für die Niederlage in Tripolis. Drei Jahre lebte er am Kalifenhof, bis zum Tage, an dem der Sieg der Christen entschieden war. Nach dem Waffenstillstand griff er nochmals zum Schwert, um den Islam zu verteidigen. Er ging zu Mustafa Kemal nach Cilicien, nach Kurdistan. Wo er auftauchte, begannen Aufstände gegen die Franzosen, gegen die Italiener, gegen die Engländer. Als aber Mustafa Kemal Pascha, in dessen Auftrag er die Kurden zu den Waffen rief, den letzten Kalifen absetzte, da verließ auch der Groß-Senussi die Türkei. Sein Leben wurde zur Flucht. Aus Syrien schickten ihn die Franzosen nach Palästina. Aus Palästina schickten ihn die Engländer nach Mekka. Aus Mekka, wo er sich mit Ibn Saud nicht vertrug, mußte er in die kleine armselige Provinz von Asir, Pufferstaat zwischen dem Reich von Jemen und dem Ibn Sauds.

Dort regierte der Urenkel eben jenes heiligen Idrisi, der vor einhundert Jahren den Urgroßvater des Senussi nach Afrika entsandt hatte. Der Idrisi war — seiner Weisheit wegen — zum Fürsten des kleinen Landes gekrönt worden und lehrte dort den „Tarik“, den Weg zur Seligkeit, wie ihn der Heilige verkündet hatte. Und nun verbrüderten sich die Urenkel des Lehrers Idrisi und des Schülers Senussi: in hohen Ehren blieb der Groß-Senussi als Gast im kleinen Asir, betete — und wartete auf den Tag, da Allah in seiner Gnade wieder dem Islam zum Siege verhelfen, wieder den Orden der Senussi aufblühen lassen werde.

Dieser Tag kam nicht: Die Italiener besetzten Dscharabub und unterwarfen die entlegensten Oasen. Sand verschüttet die Brunnen, die Senussi-Missionare gegraben haben; die Palmen, die sie pflanzten, verdorren, seit ihre Herren tot im Sande schlafen oder, von Wüstenpolizei gehetzt, von einem Stamm zum anderen flüchten.

General Graziani unterwarf den Süden von Tripolis und Bengasi, die Wüste und ihre Oasen, die früher kein Weißer betreten hatte. 1923 begann der italienische Vormarsch, acht

Jahre dauerte der Widerstand der Senussya, bis 1931 Kufra, am Wendekreis des Krebses gelegen, in die Hände der Ungläubigen fiel. Palmenwälder und weite Ebenen mit Halflagras, Gerstenfelder und Gärten, Dattelpalmen und Weinstöcke — das war das Zentrum des Senussi-Ordens, rundum von der endlosen Wüste umschwemmt. Eine Handvoll unentwegter Getreuer flüchtete noch weiter nach Süden, in noch entlegenere Oasen, aber die politische Macht des Ordens war unter den Schlägen Grazianis zerbrochen.

In der Wüste Libyens verwehten die Träume des Panislamismus. Sie starben 1915, um drei Jahre früher als in Asien. Zu Grabe getragen wurden sie 1919, bestattet und unter Wüstensand begraben 1931. Ihr Totengräber heißt Marschall Graziani, Vizekönig von Abessinien.

Ägypten war durch den doppelten Sieg am Suezkanal und gegen die Senussya nunmehr endgültig gesichert. Die britischen Orientgenerale wurden siegesgewisser. Der Krieg gegen die Türkei schien ihnen ein militärischer Spaziergang — die Engländer hatten Anno 1915 nicht mehr vor ihren türkischen Gegnern Angst, sondern vor der Möglichkeit, daß die Russen vor ihnen die Türken zu Paaren treiben und über Kurdistan nach Mossul vorstoßen könnten. (In der Tat: in einem späteren Abschnitt des Weltkrieges marschierten die Russen unter General Bitscherachoff gegen Bagdad, und in Rowanduz sah einer der Verfasser noch Jahre nachher russische Trophäen als Erinnerung an ihren vergeblichen Versuch, die letzte Hügellinie zu überrennen, die ihnen den Weg nach Mossuls Ölfeldern versperrte.)

Lord Kitchener, der vielerfahrene Feldmarschall, teilte die Ansicht von der militärischen Schwäche der Jungtürken und ermutigte zum raschen Losschlagen. Auf zwei Fronten griff Großbritannien an: an den Dardanellen setzte der Stoß gegen Konstantinopel, das Herz der Türkei ein, und in Mesopotamien gegen Bagdad und Mossul, der Griff nach seinem größten Reichtum. Übermütig zogen die Engländer in den Kampf. Besetzten kampflos die Stadt Sindbads des Seefahrers, Basra — das gegenüber den südpersischen Ölfeldern der Anglo-Persian Oil Cie. lag. Mühelos marschier-

ten die indischen Regimenter unter General Townshend immer weiter nach Norden und jagten die schlecht ausgerüsteten arabischen Regimenter des Sultans vor sich her. Etwa zu der Zeit, da die Senussi ihren Kampf aufgaben, näherten sich die britischen Fahnen der Kalifenstadt Bagdad.

Die Türken erkannten die Gefahr. Der alte Generalfeldmarschall von der Goltz Pascha eilte nach Bagdad, um zu retten, was zu retten war. Jagte ein paar tausend Freischärler zum kühnen Umgehungsmanöver nach Persien, verjagte Engländer und Russen aus diesem wehrlosen Land, mobilisierte die fanatisch mohammedanischen Bergstämme. Der geniale deutsche Konsul Wasmus organisierte die Freischaren. Erzählte, daß Kaiser Wilhelm zum Islam übertreten sei und die Pilgerfahrt nach Mekka machte — und für den „Hadschi Wilhelm“ warb er die Kurden und Bachtianenstämme. Bedrohte die Ölfelder Persiens. Eilig zusammengeraffte anatolische Regimenter stärkten die arabischen Truppen zweiter Güte; der türkische Oberst Nureddin schlug auf dem historischen Schlachtfeld von Ktesiphon den Engländer Townshend und von der Goltz schloß ihn in Kut el Amara ein (22. November 1915). Vergebens kamen die Russen unter dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch den Engländern zu Hilfe, eroberten Erzerum, Trapezunt, ganz Armenien Anfang 1916 — die Türken ließen sich nicht stören, sie zwangen Kut el Amara zur Kapitulation (29. April 1916).

Dieser zweite Sieg der Türken im Irak — nach dem welt-historischen Sieg an den Dardanellen, die am 9. Januar 1916 von den Alliierten geräumt wurden — hatte eigentlich keine besondere militärische Bedeutung. Eine verhungerte und von Krankheiten dezimierte Armee hatte sich einer anderen verhungerten und verseuchten Armee ergeben. 6 Generale, 600 Offiziere, über 13.000 Engländer streckten die Waffen vor 2500 kampffähigen Türken, während 20.000 Türken, darunter auch von der Goltz Pascha, an Dysenterie, Typhus und Flecktyphus krank darniederlagen.

Aber die moralische Wirkung dieses Sieges war ungeheuer. Man denke: Engländer strecken die Waffen vor einer türkischen Armee! Ermutigt durch diesen Erfolg, marschieren 18.000 Türken neuerlich in Persien vor, verjagen die Russen,

die sich ihnen entgegenstellen, erobern Kermanschah und Hamadan (Mai 1916). Marschieren in kühnem Vorstoß gegen den Suezkanal und nehmen im Raid vor Kantara (23. April 1916) ein englisches Kavallerieregiment gefangen. Englands Aktien standen schlecht im Orient.

In diesem Augenblick erinnerten sich die Männer, die von Kairo aus die mohammedanische Welt arabischer Zunge bearbeiteten, eines Mannes, der, fern vom Kriegsschauplatz, in der heiligen Stadt Mekka saß, mit dem sie seit Jahren verhandelten — wie man eben verhandelt, wenn einem die Sache nicht ernst ist, und der jetzt auf einmal eine wertvolle Figur im Schachspiel um die Herrschaft im Osten werden konnte. Des Groß-Scherifs von Mekka, Hussein ibn Ali, des Verwalters der heiligen Städte Mekka und Medina.

Diese hohen Beamten gewann England für sich — und damit zerstörte es die Einheit des Islams.

Wie es dazu kam, ist wieder ein besonderes Kapitel.

## DER UNHEILIGE HERRSCHER DER HEILIGEN STÄDTE

In den Jahren vor dem Weltkrieg kümmerten sich die Politiker Asiens und Europas so gut wie gar nicht um einen mohammedanischen Geistlichen namens Hussein ibn Ali, der von den Jungtürken zum Marschall des vornehmsten mohammedanischen Adels, nämlich der Scherifen, mit dem Sitz in Mekka, ernannt worden war. Dieser Scherifen gibt es — so groß ist Allahs Gnade — etliche Zehntausend in allen Ländern der Welt. Es gibt weiße, braune und schwarze Mohammedaner, die ihren Stammbaum von Mohammed ableiten. Am angesehensten von all diesen Scherifen sind begreiflicherweise jene, die im Heiligen Lande Hedschas geblieben sind und dort die Tradition Mohammeds am unmittelbarsten weiterführen. Unter diesen Scherifen wieder sind jene am einflußreichsten, die in der heiligen Stadt Mekka wohnen — und das Oberhaupt dieser Mekkaner Aristokratie wieder ist der Edelste der Edlen: der „Scherif el Kebir“, der „Groß-Scherif“.

Dieser Groß-Scherif Hussein ibn Ali war kraft seines ihm vom Sultan verliehenen Titels nicht nur Chef der mohammedanischen Aristokratie — er war auch Inhaber eines recht nahrhaften Pöstchens: des „Imara“. In Stellvertretung und im Auftrag des Sultans von Konstantinopel war er lebenslänglicher Verwalter der „Hamarein“, der beiden hochheiligen Städte Mekka und Medina. Als türkischer Beamter gehörte er somit zu den treuesten Söhnen und Sklaven des Kalifen.

Bei Kriegsausbruch war er schon ein älterer Herr, fünf- undsechzig Jahre alt, ein bißchen cholerisch, ein bißchen geizig, ein bißchen habgierig, ein bißchen Intrigant, aber sehr, sehr vornehm, elegant und aristokratisch. Er hatte vier Söhne: Ali, Feisal, Abdallah und Zayd. Sie studierten, wie es sich für arabische Aristokraten geziemt, in der schönen Stadt Stambul an der Militärschule, verkehrten am Hof des Kalifen und galten, gleich ihrem Vater, für treue Untertanen. Feisal war Abgeordneter der Hafenstadt Dschidda, Abdallah war sogar Vizepräsident des türkischen Parlaments, kurz, sie lebten herrlich und in Freuden, und ihr Herr Papa hatte das angenehmste Leben und die schönste Stellung der Welt: er war Herrscher mit allen Rechten und ohne dessen Pflichten. Polizei und Gericht, Kampf gegen die Beduinen, Bau von Wasserleitungen und Straßen besorgte der türkische Generalgouverneur des Hedschas — die Sorge für die Frömmigkeit im heiligen Bezirk und das Inkasso der Tribute, Steuern und Spenden von den zehntausenden Pilgern, die alljährlich nach Mekka kamen, besorgte der Groß-Scherif. Er hatte Paläste, er besaß eine Menge edler arabischer Rosse und einen Harem schöner tscherkessischer Frauen, Orden und vor allem sehr viel Geld. Im Sommer übersiedelte der Scherif alljährlich in die Gebirgsstadt Taif, seit undenklichen Zeiten Sommerresidenz aller vornehmen Mekkaner. Dort saß Seine Hoheit der Groß-Scherif, las arabische Klassiker, studierte das Kirchenrecht und grübelte über den Sinn der heiligen Schriften so lange, bis die Erleuchtung kam — bis er zum Generalgouverneur fuhr und ihm einen dicken versiegelten Brief nach Konstantinopel übergab. In dem Brief legte er dem hohen Kalifen seine Armut und die Armut seiner Familie dar und bat um eine höhere Zuwendung.

Die Hohe Pforte hatte für diese Grübeleien des Groß-Scherifs stets Verständnis; als Gegenleistung versicherten er und seine Söhne allen Ministern, daß es keinen treueren Untertanen gäbe als den armen, unglücklichen, aber sehr zuverlässigen Groß-Scherifen. Und in der Tat: Den Pilgern, die alljährlich nach Mekka strömten, predigte er stets Treue zum Kalifat. Zur Belohnung dafür bekam er dann immer wieder neues Geld. Um es bequemer zu haben, diesem frommen Vasallen Geld und Geschenke zu schicken, kam Abdul Hamid auf den Einfall, eine Eisenbahn nach dem Hedschas zu bauen. Da er dafür nicht selbst Geld ausgeben wollte, wurde in der ganzen islamischen Welt für dieses höchst fromme Unternehmen „zur Erleichterung der Pilgerfahrt“ Geld gesammelt. Von Damaskus südwärts — mit einer zweiten Linie nach Haifa — stieß die Eisenbahn immer weiter vor, bis sie knapp vor Kriegsausbruch die Stadt des Propheten, Medina, erreichte. Und da mit dieser Bahn nicht nur Geld, sondern auch Soldaten nach dem Hedschas kamen, so steigerte dies die Frömmigkeit des Groß-Scherifs und zugleich seine Ergebenheit für das Kalifat\*). Als der Weltkrieg ausbrach, beeilte er sich daher, der türkischen Regierung den Ausdruck seiner Begeisterung für den Heiligen Krieg zu übermitteln. Er schickte seinen zweitältesten Sohn Feisal — den späteren König von Irak — nach Damaskus ins Hauptquartier Dschemal Paschas, um symbolisch die Verbundenheit des Scherifats mit dem Heiligen Krieg zu dokumentieren. Dieses innige Verhältnis wurde noch verstärkt, als Dschemal Pascha ein Hilfskorps von 1500 Reitern verlangte. Im Hinblick auf seine Armut verlangte der Groß-Scherif zur Organisation dieser Truppe die Kleinigkeit von 60.000 Goldpfund. Das Geld bekam er. Daraufhin verlangte der fromme Greis noch Waffen, Munition und Proviant für die vorerwähnte Armee. Auch diese bekam er von Dschemal — worauf der Groß-Scherif mit Feuereifer das Reiterkorps organisierte und schon nach weniger als einem Jahr ganze 50 Mann (in Worten fünfzig) unter dem Kommando Feisals ins türkische Hauptquartier schickte. Für

---

\*) Dies hinderte ihn aber nicht, schon 1914, vor Kriegsausbruch, einen seiner Söhne zu Lord Kitchener zu schicken und ihm anzuvertrauen, daß er sehr gerne unabhängig werden möchte.

einen Heiligen Krieg genug und übergenug — als der Gesandte Gottes zur Eroberung der Welt auszog, hatte er noch weniger Soldaten zur Verfügung. Fünfzig wahrhaft gläubige Krieger können der ganzen Kriegsmacht des ungläubigen England trotzen.

Dschemal Pascha buchte die 60.000 Pfund auf das Dubiosenkonto und beschloß, den Krieg ohne die mekkanischen Helden zu Ende zu führen. Selbst er, der ewig Mißtrauische, dachte nicht daran, daß der Groß-Scherif bei dieser Treulosigkeit etwas anderes anstrebe, als einige zehntausend Goldpfund zu verdienen. Dschemal Pascha schrieb später in seinen Erinnerungen:

„Trotz meiner festen Überzeugung, daß viele Araber niedrig genug gesinnt waren, um sich von Engländern und Franzosen kaufen zu lassen, konnte ich es nicht für möglich halten, daß ein so erfahrener Mann wie Scherif Hussein — ein Greis, der schon mit einem Fuß im Grabe stand — und auf ein Unternehmen eingehen würde, das zur sicheren Knechtung des Islams führen mußte.“

Auch später konnte der Pascha nicht glauben, daß der Edelste der Edlen einen Verrat am Islam plane. Dabei gab es genug Ursachen zum Argwohn. Zum Beispiel die Angelegenheit mit der Mannschaft des deutschen Kreuzers „Emden“. Unter der Führung des kühnen Kapitänleutnants von Mücke war die Besatzung der „Emden“ bis nach Asir gekommen, wo sie von Beduinen überfallen wurde. Es stellte sich heraus, daß der ehrwürdige Groß-Scherif von Mekka den Überfall angestiftet hatte — er redete sich dahin aus, daß er als Verwalter der Heiligen Stätte verpflichtet war, demonstrativ zu zeigen, daß Ungläubige im Heiligen Lande nichts zu suchen hätten.

Ein anderes merkwürdiges Symptom war die Tatsache, daß die Küste des Hedschas von den Engländern nicht blockiert wurde, daß vielmehr mitten im Kriege aus Ägypten Getreide und andere Lebensmittel ständig nach Mekka kamen. Wieder fand der Groß-Scherif eine Ausrede: die frommen Mohammedaner Indiens zwingen offenbar die Engländer, auf eine Blockade des Heiligen Landes zu verzichten. Als aber Dschemal Pascha doch Mißtrauen zeigte, beschloß der Scherif, seine Treue auf die feierlichste Art der Welt zu beweisen: er schickte seinen Sohn Feisal im September



1915 von Damaskus nach Stambul, um dort dem Kalifen das ewige Treuegelöbniß der gesamten Dynastie der Scherifen zu überbringen. Feisal küßte dem Kalifen die Hand, besuchte sämtliche jungtürkische Minister, fuhr dann nach Syrien und schwor in Jerusalem bei einer Versammlung aller arabischen Staboffiziere, „bei der glorreichen Seele des Propheten bis zum Tode mit ihnen vereint an der Spitze seiner Krieger gegen die Ungläubigen zu kämpfen“ (Dschemal, Erinnerungen).

Nicht umsonst hatte Feisal seine Jugend am Hofe von Stambul zugebracht; er konnte, wenn es nützlich war, dicke Tränen aus den Augen pressen, wilde Kriegslust oder heiße Treue aus ihnen leuchten lassen. Enver Pascha und Dschemal Pascha fuhren beide nach Medina, von Feisal eingeladen. Der Sohn des Groß-Scherifen hielt eine feierliche Ansprache im klassischen Stil arabischer Dichter, schwor wiederum ewige Treue und gab seinen Gästen je einen Ehrensäbel als Geschenk seines Vaters. Zeichen innigster Freundschaft bei den Söhnen der Wüste.

In Medina ließen die Scherifensöhne Ali und Feisal ihre Truppen paradieren, die sie für den Aufstand gegen die Türkei geworben hatten und die den türkischen Feldherren als „Kämpfer für den Heiligen Krieg“ vorgeführt wurden. T. E. Lawrence schildert ironisch diese Szene:

„Enver, Dschemal und Feisal beobachteten gemeinsam, wie die Krieger auf der staubigen Ebene vor den Toren Medinas exerzierten, wie sie auf Kamelen in einem Scheinkampf gegeneinander losstürmten und zurückwichen oder nach uraltem arabischen Brauch zum spielerischen Speerkampf galoppierten. — Und all das sind Freiwillige des Heiligen Krieges? fragte Enver zuletzt Feisal. — Ja, erwiderte dieser. — Bereit, bis zum Tode gegen alle Feinde der Gläubigen zu kämpfen? — Ja, wiederholte Feisal.

Und dann kamen die arabischen Häuptlinge herbei, um sich vorstellen zu lassen. Einer ihrer Chefs, Scherif Ali ibn Hussein vom Stamm der Modigh, zog Feisal beiseite und flüsterte ihm zu: Sollen wir sie jetzt töten, Herr? Und Feisal sagte: Nein, es sind meine Gäste.“ (The seven Pillars of Wisdom, 5. Kap.)

Nun, die Anwesenheit der etwa zwölf Bataillone starken türkischen Garnison in Medina dürfte mehr Einfluß auf die Ablehnung des Mordplanes gehabt haben als die Gastrechte, die später im Kriege nicht so besonders respektiert wurden.

Dschemal und Enver reisten zurück, nicht gerade in ihrem Vertrauen zur Loyalität der Araber bestärkt. Dschemal beschloß, in Damaskus einige Exempel zu statuieren. Die Führer der syrischen Unabhängigkeitsbewegung wurden (April 1916) wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und gehängt. Zu den Hinrichtungen nahm Dschemal Pascha den jungen Feisal mit Vorliebe mit. Vergeblich versuchte Feisal alles, um die arabischen Notabeln vom Galgen zu retten, er bestürmte unablässig den grimmigen Armeekommandanten. Vergeblich. Dschemal Pascha war entschlossen, jeden Versuch eines Aufstandes durch Abschreckung zu unterdrücken.

Da bekam Dschemal Pascha plötzlich ein Telegramm: Enver Pascha drahtete, der Groß-Scherif habe eine Depesche geschickt, die er nur für einen Scherz oder eine Mystifikation halten könne. Der ehrwürdige Wächter der heiligen Städte hätte nämlich telegraphiert: „Falls Eure Exzellenz wünschen, daß ich mich ruhig verhalte, so anerkennen Sie die Selbständigkeit des gesamten Hedschas als erbliches Emirats unter meiner Regierung. Außerdem verlange ich eine Amnestie für die verurteilten Nationalisten.“

Dschemal Pascha nahm die Sache ernst: man scherzt nicht mit erblichen Fürstentümern, es sei denn, man ist gewillt, ernst zu machen. So ließ er sich den Emir Feisal kommen. Dieser brach in Tränen aus: „Es ist unmöglich, ganz und gar unmöglich“, schluchzte er. Dann dachte er eine Weile nach und erklärte, das Telegramm müsse ein Irrtum sein. „O Herr“, sagte der künftige König des Irak, „Sie ahnen nicht, welchen Kummer ich empfinde. Die Depesche ist sicher ein Mißverständnis. Sie wissen, wie schlecht mein Vater türkisch spricht. Sicherlich hat der Dolmetsch den arabischen Text falsch übersetzt.“ Um seinem Vater türkische Sprachkenntnisse beizubringen, erbat sich Feisal bald danach einen Urlaub nach Mekka. Er schwor, vom Urlaub nach Jerusalem zurückzukommen.

Dschemal war vorsichtig. Zuerst schickte er einen tapferen alten Haudegen, den General Fahri Pascha, mit drei Bataillonen Verstärkung nach Medina, um das Grab des Propheten gegen die Erben des Propheten verteidigen zu können. Dann erst entließ er den Scherifen Feisal. Er sagte

ihm zum Abschied seine Meinung: „Verfolgen Sie andere Ziele, als mit uns gut Freund zu sein, dann nehmen Sie lieber gleich die Waffen zur Hand und schreiten Sie zur Empörung. Wir werden dann wenigstens die gegenwärtige Komödie beenden und uns offen als Feinde gegenüberstehen. Allah wird das Weitere beschließen. Vorläufig erlaube ich Ihnen aber, nach Medina zu gehen.“ Die Augen Feisals funkelten vor Freude. Dschemal erkannte: der Krieg mit den Arabern war unvermeidlich.

Bald danach wurde sein Mißtrauen bestätigt. Am 2. Juni 1916 rief Fahri Pascha aus Medina an:

„Die Beduinen haben unter Führung der Söhne des Groß-Scherifen die Stadt verlassen. Sendet Verstärkung.“

„Der Aufstand in der Wüste“ war ausgebrochen. Der Scherif von Mekka erhob sich gegen den Träger des Kalifats, kämpfte mit den Ungläubigen gemeinsam gegen den Heiligen Krieg. Der Islam fiel vom osmanischen Kalifen ab.

Der Scherif von Mekka war sich seiner Würde als Erbe des Propheten bewußt. Sein Aufstand mußte andere Ursachen haben als die Rebellion eines beliebigen Adligen. Nicht niederer Ehrgeiz, sondern allein die reinste Liebe zur Religion trieb ihn an. Nachdem er — mit Hilfe englischer Kriegsschiffe — am 16. Juni die Stadt Dschidda erobert hatte, schrieb er zunächst dem Großvezier einen frommen Brief: Sein Gewissen verbiete ihm, weiterhin mit der gottlosen Regierung in Stambul in Verbindung zu bleiben. Dieses Gewissen ließ dem armen Scherifen keine Ruhe; seinen Schmerz über die Gottlosigkeit der türkischen Regierung mußte er noch der ganzen Welt mitteilen. Jeder sollte wissen, weshalb der Groß-Scherif mitten im Kriege dem Kalifat die Treue gebrochen hatte.

Am 25. Schaban (27. Juni 1916) veröffentlichte er einen Aufruf an die Welt des Islams. Lange Jahre habe er voll Geduld das gottlose Treiben der türkischen Regierung beobachtet. Aber jetzt!

„In Stambul erschien in der Zeitschrift Itschdihad ein Vorschlag, wonach Männer und Frauen bei Erbschaften gleichberechtigt sein sollen. Obwohl dieser Artikel dem Religionsgesetz widerspricht, hat

die türkische Regierung die Zeitschrift nicht verboten. Ferner: der Justizminister hat verordnet, daß künftighin nur jene Zeugenaussagen gültig sein sollen, die vor einem Richter gemacht werden. Dies ist ein unerträglicher Vorstoß gegen die Sure ‚Die Kuh‘, in der Allah selbst sagt, daß jeder Muslim die Zeugenaussagen eines anderen empfangen kann\*).

Nicht genug mit diesem Frevel hat sich die türkische Regierung offen von den heiligen Geboten des Glaubens abgewandt, indem sie in einer Fetwa den Truppen gestattet, während der Dauer des Krieges das Fasten im Fastenmonat nicht zu beobachten\*\*).

Aus all diesen Gründen stellte der Groß-Scherif fest, daß es nunmehr Pflicht eines jeden wahrhaft Gläubigen sei, mit dem Schwerte in der Hand die gottlose Regierung zu bekriegen.

Bei aller Achtung für des Scherifen Frömmigkeit — kaum je wird es sinnlosere Gründe für einen Aufstand von schwererer religiöser Verantwortung gegeben haben. Aber im Krieg ist bekanntlich alles erlaubt — und die türkischen Offiziere, die in Mekka, Taif und Medina von den arabischen Aufständischen überfallen wurden, hatten keine Zeit, über Recht und Unrecht einer Fetwa zu diskutieren. Es ging um das Reich. In Mekka führte England die Gegenoffensive gegen den Panislamismus.

Und siegte.

Aber Scherif Hussein, der den Kalifen verraten, den Islam gespalten hat, sollte nur wenig Freude an seinem Werk haben. Wohl erlebte er noch, daß er den Mantel des Propheten von den Schultern des türkischen Sultans gleiten sah, wohl erlebte er, daß er selbst den Titel eines Kalifen

---

\*) „... Und nehmet von euren Leuten zwei Zeugen. Sind nicht zwei Männer da, dann sei es ein Mann und zwei Frauen, die euch zu Zeugen passend erscheinen. Und nicht sollen sich die Zeugen weigern, wenn sie gerufen werden... und nehmet Zeugen bei euren Geschäften, und nicht geschehe dem Schreiber oder dem Zeugen ein Nachteil.“

\*\*\*) Nach dem Religionsgesetz ist den Mohammedanern gestattet, das Fasten während des Fastenmonats Ramazan zu unterlassen, falls sie sich während dieses Monats auf Reisen befinden. Nun ist natürlich ein Krieg — und noch dazu ein Heiliger Krieg — viel mehr als eine bloße Reise, so daß besagte Fetwa durchaus berechtigt war:

„So ihr das Land durchzieht, so begeht ihr keine Sünde, wenn ihr das Gebet abkürzt aus Furcht, die Ungläubigen könnten euch überfallen. Siehe, die Ungläubigen sind euch ein offenkundiger Feind.“ (4. Sure, 102.)

an sich reißen konnte, daß zwei seiner Söhne Kronen trugen. Aber er erlebte auch den Zusammenbruch. Die Strafe Allahs ereilte ihn. Im hohen Alter mußte er in die Verbannung; seine Söhne wurden aus dem Hedschas verjagt; die Engländer, die ihn hochgehoben hatten, ließen ihn stürzen. In der Verbannung starb er — verachtet, gehaßt, und sogar arm. Das war das Schlimmste!

Aber davon wird an einer anderen Stelle berichtet werden.

## „DER AUFSTAND IN DER WÜSTE“

Es gibt keine romantischere Legende der letzten zwanzig Jahre als die vom „Aufstand in der Wüste“, wie sie im gleichnamigen Buch von T. E. Lawrence geschildert wird — es ist die Tragödie vom Ende des übernationalen Staates Gottes, an dessen Stelle der junge englische Archäologe den Staat der arabischen Rasse setzen will. Mit scharfen Strichen zeichnet er hier den alten mißtrauischen Groß-Scherif in seinem Mekkaner Palast, dort den schlauen, behäbigen Prinzen Abdullah, den feinnervigen und edlen Emir Feisal — zeichnet das märchenhafte Bild, wie aus der schwarzen, steinigen Wüste, von der sie einst ausritten, um das Weltall dem Kalifen zu unterwerfen, die Beduinen wieder ausreiten unter Führung von vier Scherifensöhnen, um Arabien dem Kalifen zu entreißen.

Das Bild ist schön — schön wie ein Märchen. Es berichtet vom jungen englischen Christen, der die Idee erfaßt, dem Volke der Wüste den Weg zur nationalen Freiheit zu weisen. Der nach Arabien als junger Subalternoffizier fährt. Der sich einen Helden aussucht, den er zum Träger der von ihm gedichteten arabischen Legende macht — der Prinz um Prinz mustert und als untauglich verwirft, bis er den richtigen Märchenprinzen findet, den Scherifen Feisal. Dann scharht er um sich Sippen und Araberscheichs, führt sie gegen Wasserlöcher und Eisenbahnbrücken; er schafft ein Königreich in der Wüste und wird dessen Heros und Herold, Staatsmann und General, Kanzler und Pressechef in einem. Führt die Beduinen gegen ihre Herren, schlägt und erschlägt

die Türken, wo er sie trifft, zieht in Damaskus ein. Auf den Trümmern fünfhundertjähriger Türkenherrschaft errichtet er den Triumphbogen der neuen arabischen Staaten.

So malt uns Oberst Lawrence das Gemälde seines Aufstandes. Die Farben sind echt, die Zeichnung ist richtig. Kein Leser seines Buches wird auch nur einen Pinselstrich anders wissen wollen.

Aber jedes Gemälde hat auch eine nüchterne Kehrseite: etwas davon verrät schon sein Nachlaßwerk „The seven Pillars of Wisdom“. Und noch etwas mehr davon zu erzählen ist unsere Absicht.

Die Idee zum Abfall des Groß-Scherifs reicht, wie schon erwähnt, bis 1914 zurück, wo sein ältester Sohn Ali\*) in Kairo Lord Kitchener deshalb aufsuchte\*\*). London hatte damals genügend andere Sorgen. So blieb der Groß-Scherif türkischer Patriot und schloß sich nach der Kriegserklärung sogar offiziell dem Heiligen Krieg an. Erst nach der Niederlage der Türken am Suezkanal begann er neue Verhandlungen mit England. Verlangte als Gegenleistung für seinen Verrat zunächst Garantien für ein Großarabisches Reich unter seiner Führung, Hilfe für Errichtung eines arabischen Kalifats in Mekka und außerdem Geld, Getreide, Munition, Waffen, und womöglich Artillerie.

Den Engländern war dieses Angebot einerseits erwünscht, andererseits nicht unbedenklich. Ein arabisches Kalifat für Hussein konnte den Einfluß des Kalifats von Konstantinopel lähmen — andererseits aber ein paar Dutzend Millionen fromme Inder verärgern, denen man ausdrücklich versprochen hatte, daß der Sultan in seiner Stellung als Kalif von England garantiert wird. Die Antwort des Arab Office in Kairo auf die Vorschläge des Scherifs sei als Lehrbeispiel

---

\*) Nicht Abdullah, wie verschiedene — auch Oberst Lawrence — irrig angeben.

\*\*\*) Die erste Forderung Husseins vom Juli 1915 umfaßte sogar die türkische Großprovinz von Adana jenseits des Taurusgebirges, die noch heute türkisch ist! Außerdem natürlich alle arabischsprechenden Gebiete einschließlich Mesopotamiens, Jemens usw., deren Unabhängigkeit England garantieren sollte.

vortrefflicher Orientpolitik wörtlich hierhergesetzt. Der Groß-Scherif hat sie einem der Verfasser eingehändigt — einen Tag, bevor er an Bord eines englischen Kriegsschiffes in die Verbannung nach Cypren fuhr.

„Dem hochgeborenen Herrn, dem Sprossen von Edlen, der Krone der Größe, dem Zweige am Baume des Islams und allmächtigen Stamm der Koreshiten; dem hochgestellten, mächtigen und berühmten Herrn, dem Sohne der Herren und Scherifen, Verehrten und Verehrungswerten; Seiner Exzellenz dem Scherifen Hussein, dem Herrn der Menschen, Emir von Mekka, der verehrten Stadt, nach der man sich im Gebete wendet, die von den Gläubigen besucht wird, deren Segen über alle Menschen komme.

Indem wir unsere besten und ergebensten Komplimente und herzlichsten und aufrichtigsten Grüße übersenden, beehren wir uns, Ihnen unseren Dank für Ihre Hochherzigkeit, Zuneigung und Loyalität auszusprechen, die Sie Großbritannien gegenüber bis jetzt gezeigt haben. Wir freuen uns ferner, zu vernehmen, daß Eure Exzellenz und Ihre Leute darin einmütig sind, daß die Interessen der Araber die gleichen sind wie die Englands und umgekehrt.

Wir benützen die Gelegenheit, die Botschaft S. E. des Lords Kitchener zu bestätigen, welche Ali Effendi Eurer Eminenz überbracht hat und die unsere Wünsche zugunsten der Unabhängigkeit der arabischen Länder und ihrer Bewohner sowie unsere Zustimmung zur Proklamation des arabischen Kalifats ausdrückt. Wir erklären abermals, daß Seine Majestät der König von Großbritannien seine Freude darüber ausgesprochen hat, daß das Kalifat zurückgegeben werde den Händen eines wahren Arabers, einem der Zweige jenes großen, prophetischen, gesegneten Baumes.

Bezüglich der Grenzfragen haben die Vorbesprechungen gezeigt, daß sie verfrüht und nur nutzlose Zeitvergeudung sind, in Anbetracht dessen, daß der Krieg fort dauert und die Türken noch immer den größten Teil der von ihnen beherrschten Länder auch tatsächlich vertreten. Zu unserm Bedauern müssen wir auch feststellen, daß ein Teil der Araber dieser Gebiete nicht die wertvolle Gelegenheit ergriffen hat, sich auf unsere Seite zu stellen, sondern daß sie die neuen Banditen und Räuber, die Deutschen, ebenso wie die barbarischen türkischen Tyrannen unterstützen. Wir sind bereit, der Armee Eurer Exzellenz das Getreide und Geld zu schicken, welches die ägyptische Regierung für das Heilige Land Arabiens und die ehrenwerten Araber bestimmt hatten. Wir haben ferner alles getan, um Ihrem Vertreter die Reise zu uns zu erleichtern. Wollen Sie zur freundlichen Kenntnis nehmen, daß wir aus ganzem Herzen mit Ihnen übereinstimmen.

Indem wir Gott bitten, die guten Beziehungen zwischen uns zu erhalten, übersenden wir Eurer Hohen Eminenz die besten Grüße und Empfehlungen.

Aufrichtigst Ihr

19. Schawan 1333  
(31. August 1915).

gez. Arthur Mac Mahon,  
Repräsentant S. M. des Königs.“

Die Aufzählung aller seiner Titel machte auf den Scherifen keinen tiefen Eindruck. Etwas mehr wirkte die Zusendung von Getreide und Geld, welches die „ägyptische Regierung für das Heilige Land bestimmt hatte“. (Man beachte die Feinheit: nicht das christliche England, sondern das fromme mohammedanische Ägypten stellt Getreide und Geld dem Groß-Scherifen zur Verfügung.)

Hussein war klug und mißtrauisch: klug genug, um zu verstehen, daß in diesem Brief nichts Endgültiges ausgesagt war. So wartete er. Wie er selbst einem der Autoren später sagte, hat er so lange gewartet, bis ihm die Erleuchtung des Allmächtigen zuteil wurde.

Diese Erleuchtung kam im Mai 1916, einige Tage, nach dem Fall von Kut el Amara, als ihm ein englischer Offizier acht Millionen Goldpfund auszahlte.

Damit begann der heroische Aufstand in der Wüste\*).

Die Begeisterung der Araber des Hedschas läßt sich in Ziffern ausdrücken, die wir dem französischen Geschäftsträger in Dschidda verdanken: der Groß-Scherif bekam außer dem ersten Anschaffungsbeitrag von acht Millionen Pfund noch eine Subvention von 200.000 Pfund monatlich. Sein ältester Sohn Ali erhielt 47.000 Pfund, der zweite Sohn Abdallah 65.000, der dritte Sohn Feisal — der tüchtigste nach Ansicht des Obersten Lawrence — 120.000 Pfund,

---

\*) Der „Aufstand“ brach aus, ohne daß trotz endloser Verhandlungen eine Einigung zwischen dem Scherifen und Mac Mahon über die arabischen Forderungen erzielt worden wäre. Hussein hatte (5. XI. 1915) auf die Provinz von Adana verzichtet, aber alle arabischen Gebiete, insbesondere Beirut verlangt. Mac Mahon hatte (24. X. 1915) festgesetzt, daß die Gebiete „westlich von Damaskus, Homs, Hama und Aleppo liegenden Teile Syriens nicht als rein arabisch betrachtet werden können... ohne die französischen Interessen zu schädigen“. Am 1. I. 1916 verzichtet Hussein „auf Kriegsdauer“ auf den Libanon. Die Differenzen bleiben somit weiter bestehen; trotzdem kommt es zum Aufstand nach erfolgter Zahlung.



während der vierte Sohn Zayd mit 25.000 Pfund auskommen mußte. Von diesen Monatsgeldern mußte allerdings auch die Suite einschließlich der wirklich kämpfenden Leibgarde und der Sklaven erhalten werden. Im übrigen bekam jeder patriotische Beduine bis zu 10 Pfund monatlich, woraufhin jeder Scheich sämtliche Mitglieder seines Stammes von den Neugeborenen bis zu den Sterbenden in die Armeelisten eintragen ließ. Besonders tüchtige Häuptlinge meldeten sogar schwangere Frauen an — die Wahrscheinlichkeit, daß sie einen Knaben gebären würden, war ja 50%. Natürlich hielten es diese Beduinen für überflüssig, die ganze Zeit hindurch im Felde zu stehen. Wenn ein solcher Söldner einige Wochen lang Krieg geführt hatte, ging er nach Hause und schickte ein anderes Mitglied seiner Familie. Auf diese Weise wurden die Verluste in den blutigen Schlachten immer in erträglichen Grenzen gehalten — es war niemals mehr als ein Viertel des Sollstandes auf einmal in Gefahr.

Obwohl die Hälfte des Hedschas, vor allem aber die zweite Hauptstadt Medina nach wie vor fest in der Hand der Türken war, nahm Hussein am 4. November 1916 den Königstitel an.

In seiner Wochenschrift „Al Kibla“ schrieb der alte König selbst darüber:

„Dies ist der Tag des großen Festes der Araber, denen es gelungen ist, ihren alten Ruf und ihr altes Königreich wiederherzustellen. Wir sehen an der Spitze des arabischen Königtums die älteste regierende Familie der ganzen Welt, die keinen Herrn über sich anerkennt außer Gott, und keine andere Fahne, als die Arabiens.“

Dann wandte er sich — durch Reuters Telegraphenbüro — an die Mohammedaner der nichtarabischen Welt:

„Unser Ziel ist der Sieg des Islams und die Verbesserung der Lebensbedingungen aller Mohammedaner. Die augenblickliche Aufgabe unserer Bewegung muß sein, alle ihre Anstrengungen auf die Erziehung aller Klassen des Volkes zu richten und seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Wir haben uns entschlossen, diese Pflicht der Religion zu erfüllen. Wir hoffen, daß alle Mohammedaner des Abendlandes und des Morgenlandes gleichfalls ihre Pflicht tun werden, um das brüderliche Band zu befestigen. Wir hoffen, daß sie ihre Hände zum Herrn aller Herren erheben und

den Propheten bitten werden, uns beizustehen und uns auf den Weg zu führen, der für den Islam und die Mohammedaner der Weg zum Glück sein soll.“

Aber die Hauptsache war der Eindruck, den die Alliierten mit ihrem neuen Verbündeten in der mohammedanischen Welt machen wollten: am 18. September erschien daher eine Delegation von französischen Mohammedanern an Bord eines Kreuzers in Dschidda — Professoren und Kadis aus Algerien, Tunis und Marokko. „La réception fut grandiose; le Grand Shérif lui réservait un accueil des plus flatteurs“, berichtet ganz ernsthaft Eugène Jung. Und in der französischen Kammer erklärte der Berichterstatter Louis Marin:

„Der Scherif und seine Stämme rächen die Niederträchtigkeiten der jungtürkischen Regierung. Sie sind die militärischen Bezwingler der Türken; sie glänzen durch ihren religiösen Eifer.“

Nun: die Siege der militärischen Bezwingler waren mehr als bescheiden. Das strategische Ergebnis ihres Aufstandes war, daß die 22. türkische Division verstärkt werden mußte und daß etwa 6000 türkische Soldaten mit 16 Kanonen in Dschidda, Taif, Mekka und Akaba teils gefangen wurden, teils zu den Siegern übergingen. Das hübscheste Beispiel dafür, wie die Araber auf dem Schlachtfeld versagten, bietet die Darstellung ihres Vormarsches in Transjordanien nach dem Zusammenbruch der türkischen Armee im Oktober 1918, wie sie Lawrence gibt:

„Wo die deutschen (und österreichisch-ungarischen) Abteilungen marschierten, machten sie eine Ausnahme von der unsinnigen Flucht der türkischen Massen. Zum erstenmal wurde ich stolz auf den Feind, der meine Brüder getötet hatte. Die Deutschen waren 2000 Meilen von ihrer Heimat entfernt; ohne Hoffnung, im fremden unbekanntem Land, in einer Lage, verzweifelt genug, um auch die stärksten Nerven zu brechen. Dennoch hielten ihre Trupps fest zusammen, geordnet in Reih und Glied. Wurden sie angegriffen, so machten sie halt, nahmen Gefechtsstellung und gaben wohlgezieltes Feuer. Sie waren prachtvoll.“

So schildert der Engländer euphemistisch die Tatsache, daß noch nach Zusammenbruch der Front seine Wüstenkrieger nichts ausrichten konnten, sobald ihnen besonnener Widerstand entgegengestellt wurde. Nicht die Araber, sondern die Engländer hatten gesiegt — die Araber waren

nicht einmal nach Kriegsende imstande, mit der Handvoll Türken fertig zu werden, die bis dahin Medina gehalten hatten.

Und auch diese Geschichte gehört zum „Aufstand in der Wüste“.

Lawrence stellt in seinem Buch den Kampf um Medina so dar, als wäre es eine besondere Kriegslist gewesen, diese Stadt nicht anzugreifen, sondern die Türken zu zwingen, immer neue Verstärkungen und Munition in diesen „verlorenen Posten“ zu werfen. In Wirklichkeit hielten etwa 3000 türkische Soldaten und ebensowenig treugebliebene Araber eine ganze arabische Armee bis Kriegsende auf.

Da kam der Waffenstillstand. Am 31. Oktober 1918 mußte sich die Türkei ergeben. Der Kalif und Sultan mußte sich verpflichten, auch Medina auszuliefern. Der alte Fahri Pascha hätte nun in allen Ehren kapitulieren können. Diese Freude wollte er aber den Arabern nicht machen: er führte den Krieg auf eigene Faust weiter. Er allein gegen die ganze Armee des „Königs der Araber“. König Hussein beschwerte sich bei den Engländern, die Engländer beim Sultan, und der Sultan schickte einen Adjutanten, einen Major, nach Medina. Befehl, die Stadt zu übergeben.

Was tat Fahri Pascha? Er warf eigenhändig den Boten aus Stadt und Festung Medina hinaus und erklärte, der Kerl sei ein Hochstapler. Nie werde sein erhabenster Souverän und Allerhöchster Kriegsherr ihm, einem General, die Schande antun, ein Handschreiben durch einen schäbigen Major überbringen zu lassen. Und führte den Krieg weiter. Wieder beschwerten sich die Araber bei den Engländern, wieder intervenierten diese in Konstantinopel — und ein echter türkischer General, Pascha, Exzellenz, kam mit einem eigenhändig unterschriebenen Ferman des Sultans etliche Wochen später in Medina an. Jetzt zeigte sich Fahri Pascha als gehorsamer Soldat: zuerst drückte er die geheiligte Unterschrift des Kalifen an die Stirne, dann küßte er sie andächtig — und dann sperrte er den Pascha ein und führte den Krieg weiter.

Es war jetzt ein Vierteljahr nach dem Waffenstillstand vergangen, und noch immer wehte über dem Grab des Propheten die rote Fahne des Sultans.

Aber einer der Adjutanten des Generals Fahri Pascha hatte Heimweh; der Kronprinz und spätere König Ali machte ihm klar, daß nichts seiner Heimreise im Wege stünde — wenn erst einmal der eigensinnige Fahri Pascha kapituliert hätte. Für Reisespesen zahlte er die Kleinigkeit von 1000 Goldpfund bar im voraus.

Als Fahri Pascha eines schönen Freitags die heilige Moschee betrat, in der Mohammed begraben liegt, überfiel ihn sein Adjutant mit einigen anderen Offizieren und verhaftete ihn. Wortlos legte der alte Held Säbel und Pistole auf das Grab des Propheten. Tränenlos starrte er auf den Katafalk, den er drei Jahre lang gegen Araber und Engländer verteidigt hatte. Und den er jetzt verlassen mußte, weil seine eigenen Offiziere die Sache des Kalifen verraten, ihren Feldherrn für lumpiges Geld dem Feind verschachert hatten. Wortlos gibt er sich gefangen. Im Lager des Kronprinzen Ali versucht der Emir, ein Gespräch anzufangen. Der Türke bleibt stumm. Ali weiß nicht, wovon er reden soll, rühmt die Schönheit des Dolches des Generals. Da löst der Pascha verächtlich die Waffe vom Gürtel, wirft sie dem Kronprinzen vor die Füße und brüllt ihn an: „Chud! Nimm's!“ Und dreht ihm den Rücken.

So eroberte die königliche hedschasische Armee Medina. Es war ihr letzter Sieg. Sechs Jahre später gab es keinen scherifischen Staat Hedschas mehr: Ibn Saud hatte Ali aus dem Land verjagt.

Dennoch war der „Aufstand in der Wüste“ ein überwältigender Erfolg: nicht für die Araber, aber für die Engländer. Der Landweg nach Indien fiel in britische Hand. Der Anteil der Araber an diesem Erfolg war mehr als bescheiden. In Zentralarabien schlug sich Ibn Saud noch nach Kriegsende mit den türkenfreundlichen Stämmen Ibn Raschids herum, überwältigte sie erst 1920. In den Weltkrieg selbst griff er überhaupt nicht ein, ja, Dschemal Pascha — der es wohl wissen muß — behauptet sogar, daß er englische Subventionen mit Wissen und Zustimmung des türkischen Hauptquartiers angenommen habe. An der zweiten

Front, im Irak, kämpften überhaupt keine arabischen Formationen auf seiten der Engländer\*).

Am 11. März 1917 besetzten die Engländer Bagdad; im Frühling 1918 Kurdistan und mit einer Handvoll Truppen — 10.000 bis 12.000 Mann — ganz Persien, nachdem sich die Russen von dort zurückgezogen hatten.

Bleibt die dritte Front: die syrisch-palästinensische. Hier stand bei Kriegsende eine Armee von rund 200.000 englischen, australischen und neuseeländischen Soldaten, die von 7000 Franzosen, der „légion d'Orient“, von armenischen Flüchtlingen sowie einem italienischen Detachement von einigen hundert Mann unterstützt wurden. In dieser Armee kämpften ferner vier Bataillone der „Jüdischen Legion“ Jabotinskys unter dem Oberkommando des englischen Obersten Patterson. Die arabischen Freiwilligen des Obersten Lawrence und Emir Feisals kamen erst nach dem Sieg ins Gefecht, bei der Verfolgung. An keiner einzigen Schlacht Allenbys nahmen arabische Formationen teil. Eugène Jung schildert in seinem schon zitierten Werk die Taten der arabischen Aufständischen folgendermaßen:

„Die Araber spielten ebenso eine wichtige Rolle im Hedschas und in Kleinasien. (Der Autor meint wohl: Vorderasien.) Nach Eroberung der Häfen des Roten Meeres und nach Besetzung Akabas (NB.: ebenfalls ein Hafen des Roten Meeres) schlossen sie Medina ein, störten die lange Eisenbahnlinie dorthin, führten eindrucksvolle Raids aus, indem sie Kamelattacken ritten, und störten den Feind an der Ostfront. Die Elemente der arabischen Armee, anfangs außerordentlich schwach, schlecht bewaffnet, formierten sich ganz allmählich... man darf nicht vergessen, daß die türkischen Streitkräfte zahlreich und gut organisiert waren...“

Schluß. Mehr hat der glühende Verteidiger der arabischen Sache nicht über ihre Kriegsleistungen zu sagen. Scherif Ibrahim Depouy, Generalstabschef des Emirs Ali, berichtet, daß die Armeen des Königs Feisal und des Obersten Lawrence niemals die Effektivstärke von 5000 Kombattanten erreicht haben.

---

\*) Der mesopotamische arabische Geheimbund „Ahad“ bestand vorwiegend aus arabischen Offizieren der türkischen Armee; auch sehr hohe Offiziere gehörten ihm an. Die „Ahad“-Mitglieder aber kämpften bis Kriegsende loyal. Es „wurde ihnen nicht der Befehl zum Losschlagen gegeben“, umschreibt Lawrence diese Tatsache.

Es waren Engländer, die den Krieg führten und gewannen. Weder die 7000 Franzosen noch die 5000 Mann der jüdischen Legion, noch die paar Tausend Beduinen des Obersten Lawrence spielten dabei mehr als eine symbolische Rolle. Es waren nur 2000 Beduinen, behauptet der profranzösische Syrerführer Schûkri Ganem im „Figaro“ am 19. II. 1919.

Und doch — wer weiß, ob die Engländer trotz ihrer unermesslichen Überlegenheit an Mann und Material die entscheidenden Kämpfe zwischen Oktober 1917 und Oktober 1918 an der Palästinafront gewonnen hätten, wenn ihnen nicht das türkische Armeeoberkommando zu Hilfe gekommen wäre, allen voran Enver Pascha selbst.

Man darf nicht vergessen, daß noch im März und April 1917 die Türken mit Unterstützung deutscher und österreichisch-ungarischer Formationen zweimal die Engländer trotz deren Übermacht bei Gaza entscheidend schlugen\*). Da kam es aber zur Kerenski-Revolution in Rußland, zu einem Erlahmen der militärischen Kraft des russischen Bären — und damit änderte sich das Kriegsziel Enver Paschas. Dieser Feldherr sah sich plötzlich in Reichweite seines turanischen Traumes. Die Befreiung der russischen Mohammedaner war nunmehr möglich geworden — das Groß-turanische Reich konnte morgen, übermorgen Wirklichkeit werden.

Ein gewaltiger Plan wurde entworfen, zum Entsetzen des deutschen Generalstabs. Es hieß jetzt schnell, schnell das persische Aserbeidschan, das russische Kaukasien, Turkestan erobern. Aus diesen Staaten ein Reich Turan zu gründen, die Völker türkischen Blutes zu vereinen, um bei der Friedenskonferenz ein einheitliches turanisches Volk mit klaren Grenzen zu präsentieren.

Dieser Idee opferte Enver zielbewußt die Palästinafront und die Front des Irak. Regiment um Regiment wurde von dort abgezogen und an die kaukasische Front geworfen. Unter den Schlägen der Türken brach die russische Front,

---

\*) Dschemal Pascha hatte 13.500 Gewehre, 1500 Säbel, 16 Batterien, 12 Maschinengewehrkompanien, zusammen also etwa 20.000 Mann, die Engländer, unter General Murray, verfügten über 3 Infanterie-, 3 Kavalleriedivisionen sowie Unterstützung der Flotte. Man kann ihre Gefechtsstärke mit 50.000 Mann annehmen.

fast kampflos, zusammen, Wehib Pascha besetzte Batum; Envers Bruder, Nuri Pascha, eroberte Baku mit seinen Ölfeldern — die türkische Flagge wehte endlich am Kaspischen Meer. Nur diese Salzflut trennte sie noch von den mohammedanischen Staaten Chiva und Buchara. Zum Greifen nahe war das großtürkische Reich, war Turan.

Währenddessen besetzten die Engländer die heiligsten Gebiete des Islams. Gleichzeitig zerfiel die Front. Die letzte Kavallerieattacke des Weltkriegs ritten Allenbys Reiter in Palästina; am 9. Dezember 1917 fiel Jerusalem, am 23. September 1918 Haifa, am 1. Oktober Damaskus, am 26. Oktober standen die englischen Armeen in Aleppo bereits an der Grenze des türkisch-anatolischen Stammlandes.

Der Krieg war verloren.

Die Eroberungen am Kaspisee wurden unhaltbar. Eine englische Armee schob sich von Persien aus gegen Turkestan vor, gegen das Land der Träume Envers. Ein britisches Korps sammelte sich in Nordpersien. Die Türken mußten zurück.

Am 30. Oktober 1918 begab sich der Marineminister des kaiserlich ottomanischen Reiches Hussein Reuf Bey, der Seeheld des Balkankrieges, im Hafen von Mudros an Bord des britischen Schlachtschiffes „Agamemnon“.

Im Namen des Sultans Mehmed VI. Wahd-Eddin (seit 1917, nach dem Tode des alten Mehmed V.) bat er um Waffenstillstand. Die Bedingungen wurden widerspruchslos angenommen: die Dardanellen und der Bosphorus, alle arabischen Länder, der Kaukasus, die wichtigsten Häfen, Eisenbahn- und Telegraphenlinien wurden den Alliierten ausgeliefert. Vorspiel künftiger Friedensverhandlungen.

Als Hussein Reuf Bey dem Sultan Wahd-Eddin, dem „Trottel auf dem Thron“, die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes überbrachte, da atmete der Kalif tief auf, seufzte, nahm Feder und Papier und — gab in gleicher Stunde Befehl, die Führer der Jungtürken zum Tode zu verurteilen\*). Talaat, Dschemal und Enver, die „drei gottlosen Paschas“, an den Galgen schicken zu können, tröstete ihn etwas über den verlorenen Krieg.

---

\*) Formell wurde das Urteil erst im Juli 1919 vom Gericht bestätigt.

Greise aus der Schule Abdul Hamids übernahmen dem Namen nach die Führung des Reiches. Der Waffenstillstand von Mudros begrub alles: den Turanismus und den Panislamismus, den Staat Gottes und den Staat der türkischen Rasse, die Führer und die Verführten.

## EIN GESPENST BITTET UM BEACHTUNG

Seit den Tagen Tamerlans hatte der Orient keine Periode so wilder Anarchie kennengelernt, wie sie nach dem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft nun begann.

Seltsame Völker, bis dahin nur engen Kreisen von Fachleuten und Sprachforschern bekannt, erschienen plötzlich auf der Bildfläche und bewiesen ihre Ansprüche auf weltgeschichtliche Geltung durch intensives Morden, Plündern und Rauben. Die Drusen des entlegenen Haurangebirges überfielen ziemlich vorurteilslos sowohl die Araber als auch die Türken. Die Kurden der Türkei und Persiens zerstörten armenische Dörfer, hatten aber auch nichts dagegen, Perser, Russen und Türken anzugreifen. Die Assyrer kämpften sich durch kurdische Gebiete nach Mesopotamien durch und verlangten die Schaffung eines assyrischen Nationalstaates. Die Teufelsanbeter kämpften gegen Türken, die Tscherkessen erinnerten sich ihrer kriegerischen Vergangenheit — Nomaden überfielen die Dörfer, die Dorfbewohner sammelten sich zu Kriegszügen gegen die Städte. Die abziehenden Türken machten ganze Dörfer der Erde gleich und vernichteten von den Armeniern, was noch übriggeblieben war, während die armenischen Bataillone in der Adana-Provinz und in Ostanatolien Frauen, Kinder und Greise der Türken töteten und ihre Leichen in den Moscheen aufstapelten.

Königreiche und Republiken entstanden und vergingen über Nacht. Regierungen flohen. Machthaber, die gestern noch andere an den Galgen geschickt hatten, baumelten plötzlich selbst vor der Tür ihres eigenen Hauses an einem Strick. Das war kein Krieg mehr und keine Revolution — es war der Kampf aller gegen alle.

Wahrlich, wenn der Orient erwacht, greift er zum Messer.



Der einzige Mensch zwischen Marokko und China, der um diese Zeit nicht zum Messer griff, war der Sultan Wahd-Eddin. Vielleicht, weil er kein Messer mehr hatte.

Unter seinen zahlreichen prunkvollen Titeln führte Wahd-Eddin auch den eines „Herrschers über Meere und Kontinente“. In der Tat herrschte er bei Kriegsende über die europäische und asiatische Seite von Konstantinopel und über den 600 Meter breiten Meeresarm, der beide trennt. Und doch war Wahd-Eddin mit diesem Schicksal vorderhand nicht unzufrieden: in dem Zusammenbruch seines Reiches sah er das Walten einer höheren Gerechtigkeit. Vierhundert Jahre lang hatten seine Ahnen über den Islam geherrscht. Als aber der Dar al Islam, das Haus des Glaubens, bloß für zehn Jahre den gottlosen Jungtürken überlassen wurde, zerfiel das Reich sofort. Dabei hatten die drei gottlosen Paschas nicht einmal den Takt besessen, sich hängen zu lassen, sondern waren ins Ausland geflohen.

Der Kalif mußte nun versuchen, das Reich zu retten. Er schickte im Juni 1919 seinen greisen Schwager Damad Ferid Pascha als Großvezier nach Paris, um dort im Geist Abdul Hamids mit List zu erreichen, was mit dem Schwert zu erzwingen er nicht mehr hoffte. Auf der Friedenskonferenz stellte der alte Pascha vor den erstaunten Siegerstaaten fest, daß an allem Unheil nur die gottlosen Jungtürken Schuld trügen. Diese Verbrecher wären es gewesen, die den Krieg provoziert, die Ausrottung der Armenier, die Hinrichtung der Araber angeordnet hätten. Nun aber sei nach ihrer Vertreibung der fromme Geist des wahren Islams in Konstantinopel eingezogen und deshalb müsse das ottomanische Reich erhalten bleiben. Denn der Sultan sei ja der Kalif, und jede Schwächung des Kalifats sei eine Herausforderung von 250 Millionen Mohammedanern.

Vom Standpunkt des orthodoxen Islams sprach der Pascha vielleicht ganz logisch. Vom Standpunkt der europäischen Diplomatie redete er die größte Dummheit, die je ein Diplomat bei einer Friedensverhandlung von sich gegeben hat. Mit größter Genugtuung stellten die Alliierten fest, daß die Türkei selbst zugebe, den Krieg provoziert und Greuelthaten begangen zu haben. Es sei nur gerecht, daß das Reich die Folgen seiner Verbrechen trage. Der Unterschied zwi-

schen Jungtürken und Alttürken sei eine innere Angelegenheit der Türkei, in die sich einzumengen die Alliierten nicht gewillt seien.

Die Siegerstaaten beschimpften bei der Friedenskonferenz, wie erinnerlich sein dürfte, so ziemlich alle ihre besiegten Gegner. Aber über die Türkei ergoß sich eine Flut von Beschimpfungen, die immerhin der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Lloyd George verglich sie „mit einem Krebs am menschlichen Körper, einem schwärenden Todeskeim im Fleisch der Länder, die sie ausbeutet und denen sie jede Lebensfaser abschneidet“. Er „freute sich, daß die Türkei zu Rechenschaft gezogen wird für ihre lange Geschichte voll Abscheulichkeiten“. Der Franzose Millerand war nicht höflicher, er erklärte:

„Während des Krieges haben die Untaten der osmanischen Regierung — Massakers, Deportationen, Mißhandlung der Kriegsgefangenen — ihre früheren Untaten noch ungeheuerlich übertroffen. Aus diesem Grunde haben die Alliierten Mächte beschlossen, sämtliche von nichttürkischen Nationen bewohnten Gebiete vom türkischen Joch zu befreien.“

Entehrt, beschimpft, hoffnungslos kehrte der Großvezier zu seinem kaiserlichen Schwager nach Konstantinopel zurück. Die Entscheidung über das Schicksal des Islams lag in den Händen von Christen, in den Händen der „Großen Vier“, der Vertreter von Großbritannien, Frankreich, Italien und Amerika.

Diese Entscheidung fiel nicht leicht. Die „Großen Vier“, Lloyd George, Clémenceau, Wilson und Sonnino, hatten ja nicht einmal richtige Vorstellungen von den Problemen Mittel- und Osteuropas — und jetzt sollten sie sich auf einmal um Fragen des Nahen Orients kümmern, von denen kaum die Herausgeber von normalen Konversationslexika eine Ahnung haben! Da erschien zum Beispiel in wallenden Gewändern, vom Obersten Lawrence begleitet, der Emir Feisal und verlangte, auf seine Verdienste pochend, die Königskrone von Syrien. Dort erschienen die zionistischen Delegierten — und die „Großen Vier“ mußten sich eine

hebräische Rede anhören. Es kamen die Kurden und verlangten einen kurdischen Staat von Täbris bis Mossul, von Erzerum bis Südpersien. Es kamen Chaldäer und Assyrer\*) und protestierten gegen die kurdischen Barbaren und verlangten Autonomie. Die Araber protestierten gegen die Kurden und Assyrer, die Armenier gegen Kurden und Araber. Griechen, Maroniten, Jakobiten, Melchiten, Beduinen, Tscherkessen — alles drängte sich in den Vorzimmern der „Großen Vier“.

In Wirklichkeit war natürlich der Orient schon längst durch Geheimverträge verteilt. Lediglich der Zusammenbruch Rußlands hatte deren Erfüllung modifiziert — teils erleichtert und teils erschwert.

Erleichtert: wo ein Partner ausfällt, erhalten die Übrigbleibenden größere Portionen. Erschwert: wenn man einen Feind zerstückeln will, dann ändert das Fehlen eines Partners die Voraussetzungen in unangenehmer Weise. Und zerstückeln wollten die Ententemächte die Türkei — so aufteilen, daß dadurch der Islam als Ganzes kampfunfähig werden, daß ein Bollwerk christlicher Herrschaftsgebiete vom Mittelmeer bis zum bolschewikischen Rußland führen sollte.

Es gab einige Geheimverträge, die die Teilung der osmanischen Beute regelten, und es gab einige offizielle Dokumente, die Verpflichtungen für die Zukunft enthielten.

Die Verhandlungen zwischen Hussein und Mac Mahon (Juli 1915 bis Februar 1916) wegen der arabischen Rechte haben wir schon kennengelernt. Kaum waren diese Verhandlungen stillschweigend beendet, als England und Frankreich das sogenannte Sykes-Picot-Agreement (März bis Mai 1916) schlossen. Durch diesen Vertrag wurde festgesetzt, daß England Mesopotamien sowie die Städte Haifa und Akko direkt verwalten sollte, Frankreich bekam zur unmittelbaren Verwaltung die Provinz Adana und einen Streifen Land in Südanatolien bis an den Euphrat sowie das ganze Küstengebiet von Syrien und Libanon. Außerdem sollten britische und französische Einflußsphären geschaffen werden, wobei die britische Südpalästina und Transjordanien

---

\*) Chaldäer sind katholisch, Assyrer sind Nestorianer.

umfassen sollte, die französische Einflußsphäre annähernd das Gebiet des heutigen Syrien und außerdem — Mossul! Eine Sonderverwaltung war für Zentralpalästina (Jerusalem, Jaffa, Nablus, Tiberias) vorgesehen, deren künftige Verwaltung später entschieden werden sollte. Innerhalb der französischen und britischen Verwaltungs- und Einflußzonen erklärten sich beide Staaten bereit,

„anzuerkennen und zu beschützen einen unabhängigen arabischen Staat oder eine Konföderation von arabischen Staaten unter der Souveränität eines arabischen Oberhauptes, wobei sie sich vorbehalten, innerhalb ihrer Einflußsphäre ausschließlich Berater und ausländische Beamte zur Verfügung zu stellen und innerhalb der unmittelbaren Verwaltungszonen solche direkte und indirekte Administrationen oder Kontrollorgane zu ernennen, wie sie wünschen und wie es zweckdienlich scheinen mag, in Übereinstimmung mit dem arabischen Staat oder dem arabischen Staatenbund.“

Wie man sieht, ließen sich die Versprechungen, die England dem Scherifen Hussein gemacht hatte, ganz gut mit dem Sykes-Picot-Vertrag vereinen. Am 2. November 1917 kam ein dritter Vertrag hinzu, der durch den Zusammenbruch des zaristischen Rußland ermöglicht wurde: ein Vertrag zwischen Großbritannien und der Zionistischen Organisation, bekannt als Balfour-Deklaration:

„Die Regierung Seiner Majestät betrachtet mit Wohlwollen die Errichtung eines nationalen Heimes in Palästina für das jüdische Volk und wird sich nach Möglichkeit bemühen, die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei klar verstanden sein will, daß nichts getan werden darf, was die bürgerlichen und religiösen Rechte von derzeit bestehenden nichtjüdischen Gemeinschaften in Palästina beeinträchtigt oder die Rechte und politische Stellung, die Juden in irgendeinem anderen Lande genießen.“

Die französische und italienische Regierung billigte diese Erklärung. Ein Jahr später, am 7. November 1918, gaben Frankreich und England eine vierte Erklärung ab, für die künftige Verwaltung von Syrien und Mesopotamien:

„... das Kriegsziel Frankreichs und Großbritanniens im Orient ist die vollständige und endgültige Befreiung der so lange von den Türken unterdrückten Völker sowie die Errichtung nationaler Regierungen und Verwaltungen, die ihre Autorität von der Initiative und freien Wahl der eingeborenen Bevölkerung ableiten. Zu diesem Zweck kamen Frankreich und Großbritannien überein, die Errichtung nationaler Regierungen und Verwaltungen in Syrien und Meso-

potamien zu ermutigen und zu unterstützen... Die Alliierten haben keinen anderen Wunsch, als durch ihre Unterstützung und werktätige Hilfe die normale Funktion jener Regierungen und Verwaltungen zu sichern, welche die Bevölkerungen sich aus freiem Willen gegeben haben werden...“

Diese Proklamation war ein wenig im Gegensatz sowohl zu den Versprechungen an Hussein als auch zu den an die Juden. Denn die Syrer konnten Palästina als einen Teil von Syrien betrachten und daher das Recht in Anspruch nehmen, sich dort solche „eigenen Verwaltungsbehörden einzurichten“, wie es ihnen paßte und wie es im Widerspruch zur Balfour-Deklaration gestanden wäre. Außerdem konnten die Syrer ganz andere Interessen haben, als Untertanen des Scherifs von Mekka zu werden. Und in der Tat gab es genügend viel syrische Thronanwärter, die dem Emir Feisal als Todfeinde gegenüberstanden.

Zu all dem kamen aber noch andere Versprechungen und Verträge. Versprechungen an die Kurden widersprachen den arabischen Herrschaftsgelüsten im Irak. Italien bekam eine große Interessensphäre im Süden der Türkei mit dem Haupthafen Adalia, Griechenland wurde von England zum Träger der europäischen Politik in Kleinasien ausersehen: ihm versprach man sämtliche Inseln der Ägäis, Smyrna mit dem Hinterland, fast die ganze europäische Türkei.

All dies war mehr oder weniger verbrieft und versiegelt, noch ehe sich die Völker Europas und Asiens in Paris trafen. Dort mußte nun aus all diesen Geheimverträgen der neue, dauerhafte Frieden entstehen. Das Problem dieses Friedensvertrages hieß nicht so sehr: wie vereinigt man die verschiedenen Versprechungen, wie befriedigt man die verschiedenen Nationen? sondern es hieß: wie bringt man das Prinzip von Geheimverträgen in Einklang mit den Prinzipien des Professors Wilson aus Amerika, der das „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ auch auf die Völker des Islams ausdehnen will?

Die Lösung dieses Problems wurde durch das Mandatsystem gefunden. Dieses garantiert den Völkern des Orients ihre Freiheit und den Völkern Europas die Oberherrschaft, indem es den Orientalen die Benützung der ihnen grundsätzlich zustehenden Freiheit bis auf weiteres untersagt.

Eine europäische Macht übernimmt fallweise die Aufgabe, bei der Erziehung zur Freiheit behilflich zu sein. Länder, wie zum Beispiel der Jemen oder das wilde, bettelarme Asir, Pufferstaat des Indrissi zwischen Jemen und Hedschas, wurden als ganz unabhängig anerkannt, denn es lohnte nicht, diese Staaten erst zur Freiheit zu erziehen. Hingegen schien der Irak vergleichsweise sehr zivilisiert, aber die Petroleumquellen von Mossul beeinträchtigten offenbar seine kulturelle Entwicklung so sehr, daß dieses Land Führung und Verwaltung Europas dringend brauchte.

Konferenzen über Konferenzen erörterten alle diese Fragen. Das einzig Bleibende, das für die Zukunft bedeutungsvoll wurde, ist, daß Anfang 1919 der alte Tiger Clemenceau auf Mossul und Kurdistan verzichtete, die in die „englische Zone“ aufgenommen wurden. Nach dieser Einigung zwischen den beiden Hauptmächten dachte man an alles, dachte an jeden — nur nicht an das armselige Gespenst der Türkei. Lloyd George war entschlossen, sie endgültig aus der Reihe der unabhängigen Staaten zu streichen. Mit seiner Zustimmung landeten die Griechen nach dem Waffenstillstand ohne jede Kündigung in Smyrna und dehnten sich nach allen Seiten aus. Für die Armenier wurde ein Staat geschaffen, Kurdistan sollte autonom werden, ein Netzwerk von Mandatsgebieten sollte dem Rest der Türkei die Luft abschneiden.

Eine Flut von Wut und Enttäuschung ergoß sich über die mohammedanischen Länder. Das Merkwürdigste, Unerwartetste, Unerklärlichste trat ein. Dieselben Völker, die während des Weltkrieges, als ein mächtiges deutsch-österreichisch-bulgarisch-türkisches Staatensystem imstande war, einem jeden nationalen Aufstand wirksame Unterstützung zu geben, keine Kraft und keinen Mut zu einem Aufstand gefunden hatten — dieselben Völker meuterten jetzt, da sie nach dem vollständigen Zusammenbruch Deutschlands und der Türkei hilflos und auf sich allein angewiesen waren.

Trotz allem: Abdul Hamid hatte nicht umsonst gelebt. Die Einheit des Islams war zwar noch immer keine Wirklichkeit — aber sie war mehr als eine Phrase. Wie zur Zeit Abdul Hamids zogen still und geräuschlos Emissäre des Kalifen Mehmed VI. Wahd-Eddin durch alle Länder des

Orients, nach Ägypten, nach Kurdistan, nach Afghanistan, nach Indien. Demonstrationen und Unruhen begannen. Die Engländer hatten noch am 9. August 1919 einen Vertrag mit Persien abgeschlossen, der ihnen die Oberhoheit über dieses Kaiserreich zusicherte — aber von diesem Augenblick an begann sich der Wind zu drehen.

Das alte vergessene Gespenst des Panislamismus stieg aus dem Grab und bat zuerst ganz bescheiden, dann immer energischer und unhöflicher um Beachtung.

„Die ganze Welt des Orients von China bis zum Mittelmeer ist in Gärung. Überall brennt das Feuer des Europäerhasses. Unruhen in Marokko, Aufstände in Algier, Unzufriedenheit in Tripolis, nationalistische Bewegungen in Ägypten, Arabien und Libyen haben als ihr Ziel den Aufstand der orientalischen Welt gegen die europäische Zivilisation.“

Diese Worte des Herzogs von Sermoneta in den „New York Times“ von Juni 1919 malen die Situation beim Beginn der türkischen Verhandlungen in Paris. Aber schon zwei Monate später begann das alte Gespenst sehr lebendig zu werden: Unruhen in Indien, Krieg in Afghanistan waren die Vorläufer; am 23. November 1919 zeigte sich der Panislamismus im vollen Sonnenlicht: der erste indische Kalifatskongreß trat an diesem Tage in Delhi zusammen. Die mohammedanischen Inder forderten plötzlich mit aller Entschiedenheit eine Reihe von Dingen, die für die Engländer recht unangenehm waren: sie forderten, daß der Kalif Herr über Konstantinopel bleibe, sie forderten sogar, daß ihm die heiligen Stätten Mekka und Medina überlassen würden — widrigenfalls sie mit dem völligen Bruch, mit Boykott gegen englische Waren und allem möglichen anderen drohten. So kurz nach dem afghanischen Krieg war das ausgesprochen unangenehm. Man brauchte die indischen Mohammedaner zur Unterstützung gegen die Hindus, und so lenkte Lloyd George ein. Er ließ Konstantinopel dem Sultan, trotz des heißen Wunsches der Griechen, über dieser ihnen heiligen Stätte das Kreuz aufpflanzen zu können. Es war der letzte Dienst des Panislamismus an den letzten Sultan der Osmanen: bald danach, am 20. August 1920, unterschrieb Mehmed VI. Wahd-Eddin den Vertrag von Sèvres, der sein Reich vernichtete.

Die sechshundertjährige Geschichte des „Ottomanischen Kaiserreichs“ war an diesem Tage zu Ende.

Wichtiger als der Vertrag von Versailles ist für die Weltgeschichte dieser 20. August 1920. An diesem Tag gab es in der ganzen Welt keinen einzigen unabhängigen islamischen Staat\*).

Europa hatte gesiegt — der Halbmond lag am Boden.

Der letzte Kreuzzug war zu Ende.

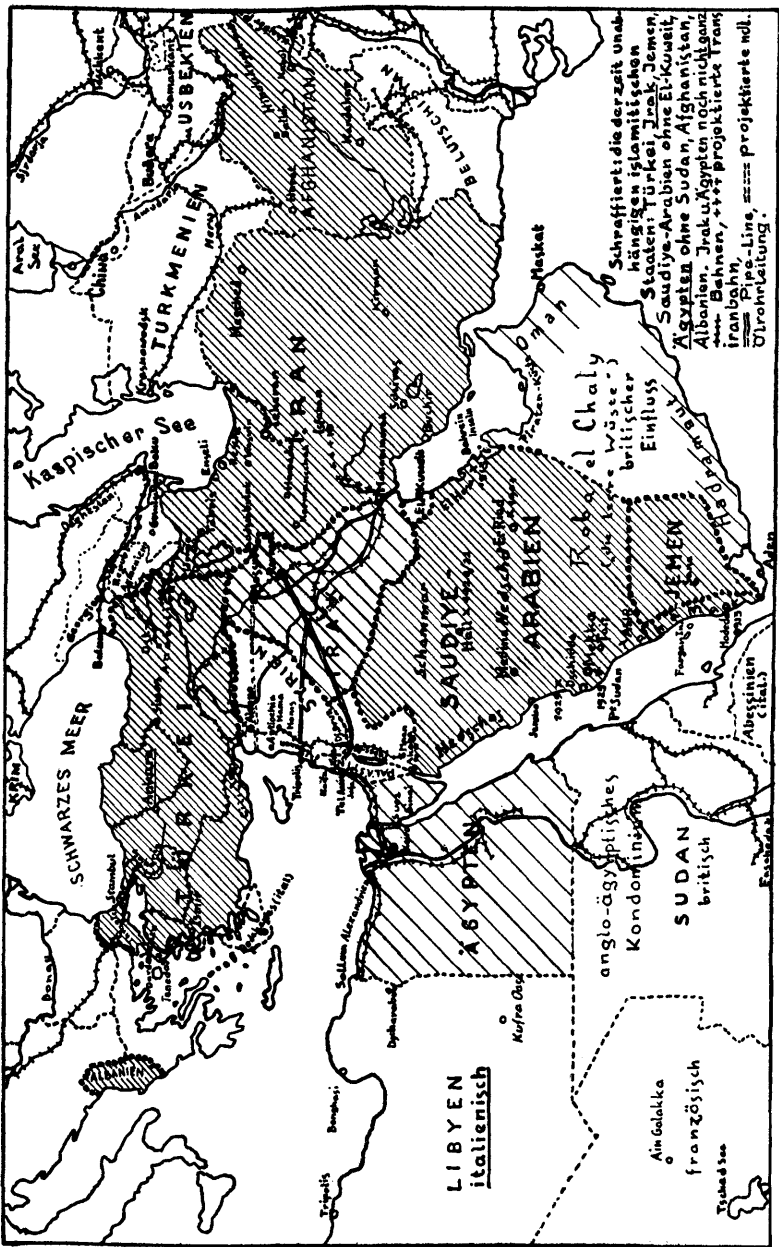
---

\*) Jemen, das tatsächlich unabhängig war, betrachtete sich noch als türkische Provinz. Und Hedschas sowie das Innere Arabiens konnte man damals noch nicht als „Staat“ betrachten.



ZWEITES BUCH

# ORIENT 1936



## DER ORIENT IN FLAMMEN

Im Weltkrieg war der alte Orient gestorben: Nordafrika war unter Frankreich, Spanien und Italien aufgeteilt, Ägypten englisches Protektorat geworden, Bagdad, Jerusalem, Mekka und Medina standen unter britischem Schutz. Erbittert schrieb Dschemal Pascha in seinen Erinnerungen, daß der alte stolze Titel „Hadam el Haramein esch-Scherifein“, „Beschützer der Heiligen Städte“, dank dem Verrate des Königs Hussein nunmehr keinem anderen gebühre als Seiner Britischen Majestät König Georg V.

Selbst die russische Revolution, die den christlichen Randstaaten Rußlands Selbständigkeit gebracht hatte, vermochte nicht einen einzigen der zahlreichen mohammedanischen Stämme des Zarenreiches zu befreien. Nach kurzem Bestehen wurden die islamitischen Staatengebilde Aserbeidschan, Daghestan, Buchara wieder von den Russen besetzt.

Noch schlimmer als dieser politische Verfall war der geistige Niedergang des Orients. Wohin war die Zeit entschwunden, da es in Cordova, Bagdad und Kairo mohammedanische Bibliotheken mit einigen hunderttausend Büchern gab! Wohin die Zeit, da am Hof deutscher Kaiser arabische Gelehrte, mohammedanische Ärzte wirkten! Anno 1919 war der Islam auch geistig eine europäische Kolonie geworden. Europäische Moden und europäische Bücher wurden ebenso nach dem Orient exportiert wie die billigen europäischen Teppiche und die fabrikmäßig hergestellten europäischen Stahlwaren. Der Araber kaufte sich bereitwillig nüchterne europäische Säbel und verlernte es, die bewunderte Kunst des Damaszenerstahls zu schätzen. Der Türke kaufte schäbige Teppiche mit dem Bild des Königs von

England oder des Feldmarschalls Allenby und hängte sie in seiner Wohnung auf — nicht aus Liebe für den König oder den Marschall, sondern weil er sie für schöner hielt als die anatolischen Gebetteppiche seiner Ahnen. Der Perser kaufte die deutschen Anilinfarben nicht nur deshalb, weil sie ihm weniger Mühe machten als das mühevoll Suchen der Wüstenkräuter, aus denen er bisher die Farben hergestellt hatte, sondern weil sie ihm wirklich besser gefielen: Anilin-Teppiche leuchteten greller, wirkten bunter als die sanften harmonischen Töne der Naturfarben aus Pflanzen und Erden. Wenige Jahre nach Ende des Weltkrieges hatten die persischen Nomaden schon bestimmte Pflanzen vergessen, aus denen sie früher Farben zu bereiten gewohnt waren — so rasch verfiel eine jahrhundertealte Kultur, als sie mit Europa in Berührung kam.

Auf allen anderen Gebieten des Lebens wie der Kunst zeigte sich der gleiche Zusammenbruch. Die berühmte persische Malerei verschwand förmlich über Nacht: „Die Entdeckung der Photographie machte einen so starken Eindruck“, schreibt Mohsan Moghadam in *L'Art Persan*, „daß einige Künstler naiv glaubten, daß Persien bis dahin niemals Maler gehabt hatte, weil die Zeichnungen der berühmtesten Meister voll Fehler seien. Von da an schworen sie nur noch auf Europa, und so kam es, daß ein ausgesprochen idealistisches Volk auf einmal die realistischste Richtung in der Kunst entwickelte...“ Ist es notwendig, den Verfall im orientalischen Baustil aufzuzeigen, der bis Mitte des 19. Jahrhunderts grandios und unvergleichlich gewesen ist? Seit die „königlichen Bauherren“ fehlten, verlor die königliche Kunst ihre Geltung.

Gleiches wie für die Kunst galt für das soziale Leben. Die Frau wurde auf einmal zum Problem. Der Jungtürke, der Jungaraber, der Jungperser, der Junginder lehnte sich dagegen auf, daß Vater und Mutter, Onkel und Tante ihm seine Frau auswählten. Er lehnte sich dagegen auf, daß seine Frau nur eine „Kleidung“ für ihn sein sollte oder ein „Acker“ (2. Sure, V. 223); er wollte die Kameradin, die gebildete Frau, die Geliebte nach europäischem Muster. Und genau wie der Europäer vom Dasein vor allem Freude und Anregung verlangte, so forderte der junge Mohammedaner

der Nachkriegszeit „Unterhaltung“. Vergebens warnt das Heilige Buch ausdrücklich:

„Oh, Ihr, die Ihr glaubt — siehe, der Wein, das Spiel, die Bilder und die Pfeile (Los-Spiele) sind ein Greuel und Satanswerk. Meidet sie, vielleicht ergeht es Euch wohl. Der Satan . . . will Euch durch Wein und Spiel abwenden vom Gedanken an Allah und vom Gebet.“  
(5. Sure, 92—93.)

Wein, Spiel, Unterhaltungsbedürfnis wurden übermächtig in den Ländern des Orients. Alle europäischen Errungenschaften — Tanzlokale, Bars, Theater und Kinos — wurden sofort populär. Genußgier beherrschte Asien ebenso wie das Europa der Nachkriegszeit. Der Geist des Allah zugewandten, meditativen, asketischen Orients war tot.

Dieser beispiellose Zusammenbruch hätte eigentlich eine ebensolche Niedergangsstimmung bei den Völkern des Islams herbeiführen müssen. Fremde Truppen in den Straßen der mohammedanischen Städte, fremde Ideen in den mohammedanischen Schulen, fremdes Geld in den Banken, fremde Ingenieure auf Bahnen, Ölfeldern, Bergwerken — das alles hätte tiefe Hoffnungslosigkeit hervorbringen müssen, um so mehr, als es ja nicht ein plötzliches Ereignis war, sondern der folgerichtige Abschluß einer Entwicklung, die mit der Landung Napoleons in Ägypten begonnen hatte. Seit damals hatten die mohammedanischen Staaten eine Niederlage nach der andern erlitten. Seit damals war ihre kulturelle Inferiorität immer deutlicher geworden. Seit damals waren sie von Jahr zu Jahr wirtschaftlich immer mehr von Europa abhängig geworden — bis zum 20. August 1920, dem Tag des Vertrages von Sèvres.

Aber gerade mit diesem Tag begann der Aufstieg des Orients zur ungeahnten Machtentfaltung. Die Völker verzweifelten nicht.

Die Diplomaten, die Intellektuellen, die Bürgerklasse des Orients stritten darüber, welcher der zwei allein gangbar scheinenden Wege besser wäre: bedingungsloser Anschluß an Westeuropa und Unterwerfung unter dessen Mandatspolitik — oder bedingungsloser Anschluß an Sowjetrußland, im Interesse des gemeinsamen Rachekampfes gegen den Westen. Beide Lösungen hatten ihre Anhänger — aber eine dritte Richtung wurde von den Bauern und Nomaden eingeschla-

gen, die nichts von Rußland und nichts von Westeuropa wissen wollten. Nicht die Diplomaten, nicht die Intellektuellen führten den Islam — sondern wiederum der Primitive, der Beduine, der Krieger.

Wie in den alten Tagen mohammedanischen Glanzes kehrte der Islam in die Wüste zurück — der Wüstenreiter stieg zu Pferd, griff zum Schwert und stürzte sich mit dem letzten Aufgebot der Kräfte auf die Ungläubigen. Das Ergebnis war eine neue Welt, die von Europa und Rußland gleich weit entfernt ist, ein neuer Orient, aus dem morgen ein neuer Islam hervorgehen kann.

Ganz wie es die Tradition der Araberstürme und der Seldschukenkriege gebot, präsentierte sich der neue Orient dem hochmütigen Europa in den Lumpen eines Derwisches. Im Herzen der alten Türkei — in einer nordpersischen Kleinstadt — in der Wüste des Nedschd — in den Bergen Afghanistans — im viertausend Meter hohen Alpenland Marokkos — versammelten sich geschlagene Generale, hungrige Offiziere, verkrachte Politiker, verbannte Volksführer, kriegerische Mönche.

Überall war das Ergebnis das gleiche: ehe es noch den europäischen Siegern zum Bewußtsein kam, stand der ganze Orient in Flammen. Eine Bewegung setzte ein, deren Hintergründe unklar und deren Aussichten unübersehbar sind — ihr Wahrzeichen war überall der Säbel in der Hand von Bettlern und Wüstenkriegern. Mit dem Säbel in der Hand griff der Orient in das politische Spiel der Großen Vier ein. Noch verhandelten, berieten, schacherten mohammedanische Diplomaten auf Parkettböden Pariser Salons und in Konferenzsälen eleganter Hotels an der Riviera. Aber unbekümmert um diese Verhandlungen ritten wie in alten Zeiten die Wüstenkrieger Attacke gegen das Kulturland. Überall erhoben sich zuerst Mohammedaner gegen Mohammedaner — die Freiheitsdurstigen gegen die Vernünftigen. Die Mutigen gegen die Feigen. Die Armen gegen die Reichen. Überall die Jugend gegen das Alter.

Und Europa war jetzt müde, furchtbar kriegsmüde.

Im November 1918 hatten die Siegerstaaten noch gar nicht so sehr diese Müdigkeit gespürt. Frankreich, England, Italien und Amerika waren wirklich imstande, noch weiter

gegen Deutschland zu kämpfen. Als aber einige Wochen, einige Monate Waffenruhe vergangen waren, da brach die Müdigkeit herein.

Beinahe über Nacht wurde dadurch der Sieg Europas über Asien in Frage gestellt. Von 1919 bis 1936, im Laufe von siebzehn Jahren, ging fast alles verloren, was Europa während des Weltkrieges gewonnen hatte. Der Friedensvertrag von Sèvres war wertlos an dem Tage, da er unterschrieben wurde — die nationalistischen Türken weigerten sich, ihn anzuerkennen. Der britisch-persische Vertrag von 1919 wurde gegenstandslos am Tage, an dem er unterschrieben wurde: die persische Armee weigerte sich, ihn anzuerkennen. Das britische Protektorat über Ägypten mußte aufgehoben werden. Italien evakuierte seine türkischen Besitzungen. Frankreich gab Cilicien und die Adanaproviz preis. Griechenland verlor seine gesamten Besitzungen am türkischen Festland und wurde hinter die europäischen Grenzen von 1912 zurückgedrängt. 1936 konnte die Türkei sogar wieder darangehen, die Meerengen zu befestigen und dadurch die Bedeutung Konstantinopels als „Herrscherin über Meere und Kontinente“ zu erneuern. Afghanistan und Jemen bewiesen ihre Unabhängigkeit in scharf-antienglischer Politik. In Syrien rebellierten zuerst die Araber, später die Drusen, noch später beide gemeinsam. In Marokko mußten zur Niederwerfung des Aufstandes der Rifkabylen Armeen zweier europäischer Mächte mobil gemacht werden.

Das Ergebnis dieser Kämpfe, die 1919 begannen und auch heute noch andauern, ist überwältigend. An Stelle eines Netzes europäischer Kolonien in Vorderasien entstand eine Reihe freier und selbständiger Länder, die bereits aktiv in die Weltpolitik eingreifen und die sich nicht mehr von Europa ihren Willen diktieren lassen, sondern sich vorbereiten, den europäischen Staaten ihren Willen aufzuzwingen. Die Türkei, Persien, Afghanistan, das Arabien Ibn-Sauds — Saudiya genannt — und Jemen sind heute von Europa tatsächlich vollständig unabhängig. Ägypten, Irak und Syrien sind, während diese Zeilen geschrieben werden, auf dem besten Wege zur gleichen Unabhängigkeit. In Palästina beiderseits des Jordan und in Nordafrika gärt es.

Nichts wäre falscher, als diese Entwicklung des Islams zu

einem verhandlungsfähigen Partner der europäischen Großmächte zu verkennen. Nichts wäre falscher, als zu übersehen, daß diese Entwicklung sich grundsätzlich eigentlich nicht unterscheidet von dem, was Abdul Hamid gewollt, was Dschemal-Eddin verkündet hat: nämlich die Vereinigung der mohammedanischen Völker zu einer politischen Abwehr der europäischen Übergriffe — mit Hilfe europäischer Methoden.

Es wäre aber auch nichts falscher, als zu verkennen, daß dieser Sieg noch nicht entschieden ist. Zu verkennen, daß er nicht durch die Kraft des Islams errungen wurde, sondern ebenso sehr durch die Müdigkeit und Schwäche Europas nach dem Weltkriege. Das ist keine Einschränkung unserer These vom „Aufstieg des Islams“. Es gibt ein napoleonisches Wort: „Im Krieg siegt jener Feldherr, der weniger Dummheiten macht und der die Dummheiten seines Gegners besser auszunützen versteht.“ Auch die ersten gewaltigen mohammedanischen Siege im 7. und 8. Jahrhundert nach Christi wurden ja nicht dadurch errungen, daß die Armeen der Wüste besonders stark oder besonders tüchtig waren, sondern die Araber siegten deshalb, weil sowohl im byzantinischen als auch im persischen Reich die Armeen besonders schwach und die Staaten politisch besonders schlecht geführt waren.

Diese Entwicklung wiederholt sich genau dreizehnhundert Jahre später. Bei Kriegsende standen britische Armeen am Kaspischen Meer, britische Regimenter wachten über die Ölfelder Kaukasiens, britische Truppen hatten den Emir von Afghanistan aufs Haupt geschlagen, englische und französische Truppen beherrschten die Dardanellen und den Bosphorus — aber hinter den siegreichen Armeen war ein müdes Hinterland, waren Steuerzahler, die ausrechneten, daß jede Granate soundso viel Franken oder soundso viel Pfund kostet, die ausrechneten, daß jeder Feldzug soundso viel pro Tag verschlinge, und die fragten, wozu denn das alles nötig sei? Man wollte Ruhe, nichts als Ruhe.

Am hübschesten illustriert das ein populär geschriebenes Büchlein des Earl of Ronaldshay über „Indien aus der Vogelschau“ — das Buch eines vornehmen Engländers, der sich bemüht, für den Mann von der Straße ein bißchen wissenswerte Allgemeinheiten über Indien zusammenzustellen.



len. Schreibt dieser Graf über den letzten Feldzug gegen Afghanistan:

„Die Unabhängigkeit Afghanistans wurde nochmals (22. XI. 1921) in aller Form anerkannt. Beide Seiten huldigten dem harmlosen Vergnügen, sich als Sieger zu betrachten. Afghanistan behauptete, daß es seine Freiheit erkämpft habe. England setzte einen kleinen Dämpfer auf, indem es sagte, daß das Zugeständnis ohnehin beabsichtigt gewesen sei. Doch ließen sich die Afghanen nicht stören: Kabuls schönste Zier ist ein Siegesdenkmal mit einem britischen Löwen, der eine Kette am Bein trägt.“

Das betrachtet ein englischer Graf und Politiker Anno 1924 als „harmloses Vergnügen“! Warum er dies so betrachtet, gibt er einige Seiten später deutlich an:

„In wachsendem Maß sind die an der Regierung beteiligten Kreise des britischen Volkes allen Unternehmungen abhold, die man irgendwie als kostspielig, imperialistisch oder abenteuerlich bezeichnen könnte... Die moderne Bewaffnung der Bergstämme hat der Sache ein ganz anderes Gesicht gegeben. Bis Ende des 19. Jahrhunderts erforderten Grenzkämpfe keine besonderen Geldmittel. Von 1880 bis 1890 kosteten z. B. die Unternehmungen an der afghanischen Grenze nur 300.000 Pfund. Die Jahre 1900 bis 1902 allein schon 250.000 Pfund. 1915/1916 300.000 Pfund. 1916/1917 500.000 Pfund — der Feldzug 1919/1920, der sogenannte dritte afghanische Krieg, verschlang 16.000.000 Pfund, brauchte eine Armee von 45.000 Kombattanten und forderte 5000 Todesopfer. Auch der grimmigste Eisenfresser oder Ruhmbrüller wird sich keinen Grenzkrieg zur Befriedigung seines Ehrgeizes aussuchen.“ (Seite 70 bis 78, gekürzt.)

So, mit dem Rechenstift in der Hand, machte nicht nur das reiche England, sondern auch Frankreich nunmehr Orientpolitik. Der Politiker im französischen oder englischen Parlament beeilte sich, der Stimmung des Volkes nachzugeben. Der Arbeiter, der Kleinbürger, die Frauenrechtler wollten von sozialen Reformen, Wahlrechtsänderung und ähnlichen Dingen hören — aber nicht von Kämpfen in Ländern, die in den Six-pence-Atlanten nicht einmal zu finden sind. Die Orientalen beobachteten diese Symptome haarscharf. So sagte der Drusenfeldherr Sultan Pascha el Atrasch während des Drusenaufstandes 1925 zu einem der Verfasser: „Wir rechnen mit einem Sieg: wir wissen, daß die Franzosen jetzt eine sehr starke Armee in Marokko halten müssen, wir wissen, daß man in Paris keine

Kolonialkriege haben will und daß das französische Parlament nicht erlauben wird, einen Krieg zu führen, in dem man nur verlieren, aber nichts gewinnen kann.“

Dieser Gedanke: „Was kann man dabei gewinnen?“ — beherrschte alle Parlamente, alle Regierungen Europas. Und da auf der anderen Seite die aufständischen Mohammedaner sehr genau wußten, daß sie alles zu gewinnen hatten, mußte Europa in diesen Kämpfen unterliegen.

Führer der Kämpfe waren, selbstverständlich, Feldherren. In der Türkei und in Persien Generale wie Kemal Pascha und Reza Schah. In Arabien aber ein Staatsmann, der zu gleicher Zeit Feldherr und religiöser Reformator ist: Ibn-Saud. Von diesen drei Männern ging die ungeheure Wandlung im Orient aus, die Europa immer noch nicht recht beachtet. Der Niedergang europäischer Macht und der Aufstieg des Orients, der Aufstieg des Islams.

Selbstverständlich ist dieser Prozeß nicht abgeschlossen. Der Orient ist — trotz aller seiner Erfolge in den letzten drei Lustren — noch lange nicht imstande, gegen eine europäische Großmacht zu kämpfen, wenn diese tatsächlich entschlossen ist, ohne Rücksicht auf Menschen- und Geldopfer zu kämpfen und zu siegen, das heißt, Krieg im Orient ebenso zu führen, wie sie einen Krieg gegen einen europäischen Gegner führen würde. Die Siege Frankreichs über Abd el-Krim und die Drusen, die Siege Italiens über die Senussi und später über das starke und trefflich geführte Heer der Abessinier sind ausreichende Beweise dafür.

Aber: ebenso sicher ist, daß auch Kaiser Heraklios — um wieder die Analogie der ersten Siege des Islams heranzuziehen — im Jahre 635 mühelos den im Entstehen begriffenen Staat des Islams hätte vernichten können, wenn er wirklich die entsprechenden Geldopfer hätte bringen wollen. Die technische und materielle Überlegenheit, ebenso wie die Einwohnerziffern der streitenden Mächte machen auch heute noch einen Erfolg Europas im Kampf gegen den Nahen Orient unvermeidlich — wenn Europa will. Aber ebenso wie das Byzanz und Persien jener Zeit wird das Europa von heute einem Entscheidungskampf gegen den Islam ausweichen. Und so steht einem müden, innerlich zerrissenen Europa, das nur für seine eigenen Sorgen Interesse hat, ein

jugendlich-kräftiger Orient gegenüber, bereit zum Aufstieg, bereit, die Macht an sich zu reißen.

## EIN GENERAL IN ANATOLIEN

Die Alliierten hatten über die Türkei gesiegt. In düsterem Schweigen betrachtete Konstantinopel ihre Exzellenzen, die Hohen Kommissare Englands, Frankreichs und Italiens, die an der Spitze ihrer Militärmissionen die Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen von Mudros überwachten: Demobilisierung der türkischen Armee — Kapitulation der Festungen und Garnisonen im arabischen Gebiet — Räumung von Mossul — Räumung von Ostanatolien, das an den neuen armenischen Staat abgetreten werden sollte.

Aber da haperte es schon. Konstantinopel konnte keinen Widerstand leisten, aber Ostanatolien wehrte sich. In den entlegenen Bergländern zwischen dem Wansee und Erzerum sammelten sich Jugendliche, Beamte, subalterne Offiziere. Faßten hochtrabende Beschlüsse, schickten Protesttelegramme, bildeten lokale „Komitees zur Verteidigung der ostanatolischen Heimat“.

Mehr aus Bedürfnis, etwas zu tun, als in Erkenntnis einer wirklichen Gefahr machten die Hohen Kommissare eine Demarche bei der türkischen Regierung und verlangten, daß in Ostanatolien Ruhe gestiftet und der Waffenstillstand auch dort genauest durchgeführt werde. Die türkische Regierung empfahl den Alliierten zu diesem Zweck den jungen beschäftigungslosen General Mustafa Kemal Pascha, der seine Energie zuerst bei der Verteidigung von Gallipoli, später beim heldenmütigen Rückzug aus Palästina bewiesen hatte und den der Sultan als persönlichen Gegner Enver Paschas kannte. Die Alliierten waren über diese Feindschaft unterrichtet und erteilten daher ihre Genehmigung zur Entsendung Kemal Paschas als Armeeinspektor nach Anatolien.

Es war am 19. Mai 1919, als der klägliche Dampfer „Pandorma“, ohne Kompaß und Karten, in Samsun anlegte. Die ganze Bevölkerung der kleinen Stadt war am Hafen versammelt und erwartete den Mann, den Sultan Mehmed VI.

Wahd-Eddin für würdig befunden hatte, die Ordnung in Ostanatolien wieder herzustellen. Ans Land stieg ein mittelgroßer, breitschultriger General mit hellen stehenden Augen, blonden Haaren und vierkantigem Gesicht. Würden nicht die breiten Backenknochen seine Abstammung verraten haben, hätte man ihn eher für einen Engländer oder Deutschen halten können als für einen Flügeladjutanten des Kalifen.

Wortlos stieg er an Land, wortlos verschwand er im Gebäude des Hafekommandanten. Wortlos reiste er einige Tage später ins Innere des Landes, um dort die „nationalistischen Umtriebe zu unterdrücken“. Sein erstes Rundschreiben an alle ihm unterstellten Behörden war aber einigermaßen überraschend: „Sie werden in der nächsten Woche überall nationale Kundgebungen in großartigen Versammlungen organisieren. Diese Kundgebungen müssen sich über Ihren ganzen Amtsbereich erstrecken. Den Vertretern der Großmächte sind eindrucksvolle Telegramme zuzusenden.“

Die alliierten Kommissare in Sambul waren über dieses Verhalten des Generals aufrichtig böse. Der Großvezier Damad Ferid mußte den ungehorsamen Kemal Pascha zurückberufen. Kemal Pascha drahtete daraufhin gelassen:

„Ich bleibe in Anatolien, bis die Nation ihre Unabhängigkeit erlangt hat.“

Mit diesem Telegramm begann nicht nur die Karriere Kemals, es begann die Renaissance des Orients.

Er war der erste General, der die jungtürkischen Ideen zu Ende dachte. Er war Nationalist — daher verzichtete er auf die von Nichttürken bewohnten Gebiete und wollte nur eines: die Schaffung eines kleinen, rein türkischen Staates, der aber sollte unabhängig, völlig souverän sein. So bescheiden auch dieser Plan war, an den Ideen Abdul Hamids oder Envers gemessen, so größtenwahnsinnig schien er im Mai 1919. Die zerschlagene, verwüstete, ausgeblutete Türkei mit ihrer Riesenschuld von 500 Millionen Goldpfund, mit Griechen in Smyrna, Franzosen in Adana, Briten in Sambul, Italienern in Adalia — ohne Eisenbahnen, ohne Straßen, ohne Häfen, ohne Bergwerke, ohne Industrie — konnte doch keine Selbständigkeit fordern! Das beste wäre, sich unter das Protektorat Amerikas zu stellen, meinten die

klügsten türkischen Diplomaten — auch Kemals treueste Anhänger. Kemal Pascha war anderer Ansicht, sprach sie aber zunächst noch nicht aus. Vorderhand begnügte er sich mit der Schaffung der lokalen „nationalen Komitees“. So hießen die neuen Orts- und Distriktsbehörden, die in ihrer Mehrzahl aus zuverlässigen Offizieren bestanden. Am 23. Juli 1919 wurden diese Komitees zu einem Kongreß nach Erzerum berufen: „Zur Verteidigung der Rechte des bedrohten Ostanatolien“. Dieser Kongreß war eine malerische Wildwest-Versammlung der türkischen Geusen. Kurdenhäuptlinge mit langen Hemdsärmeln und georgische Lasen mit langen, geraden Dolchen im Gürtel saßen neben entflohenen Parlamentariern im hellen Sakko, armseligen Beamten, Journalisten und demobilisierten Offizieren. Und diese bettelarme Versammlung in der weltverlorenen Festung Erzerum faßte Beschlüsse, die in Paris sicherlich stürmische Heiterkeit hervorgerufen hätten, wenn sie den Großen Vier überhaupt bekanntgeworden wären, die gerade den alten Großvezier Damal Ferid mit Schimpf und Schande nach Hause schickten. Der Kongreß proklamierte nicht mehr und nicht weniger als die Unteilbarkeit der türkischen Nation, forderte „Nichteinmischung der Fremden in inner-türkische Angelegenheiten“. Alsdann sandten die Derwische, Häuptlinge und Paschas ein Ergebnistelegramm an Seine Majestät den Sultan, wählten Mustafa Kemal zum Präsidenten des Exekutivkomitees — und zogen heim.

Die rechtliche Situation war seltsam: der Kongreß tagte in einer Stadt, die von rechts wegen gar nicht mehr zur Türkei, sondern zur künftigen armenischen Republik gehörte — in Erzerum. Er bestimmte zum Verteidiger des Landes einen General, der wegen Gehorsamsverweigerung aus der Armeeliste gestrichen war. Er sprach im Namen der türkischen Nation — bestand aber in Wirklichkeit nur aus Beamten und kurdischen (also nicht türkischen) Nomadenkriegern sowie den Vertretern der 20.000 armseligen türkischen Soldaten, die noch nicht entwaffnet waren und deren Offiziere deshalb zu Kemal Pascha hielten, weil er sie vor Demobilisierung und damit vor dem Hunger rettete.

Natürlich mußte der Sultan gegen diesen Ungehorsam einschreiten. Er — vielleicht der einzige Türke, der die

wahren Ziele des Paschas kannte — bat die Alliierten um die Erlaubnis, zwei Divisionen gegen Kemal Pascha zu schicken. Natürlich verweigerten die Alliierten diese Mobilisierung — zwei Divisionen in der Hand des Kalifen erschienen ihnen gefährlicher als zwanzigtausend zerlumppte Soldaten in der Hand Mustafa Kemals. So mußte sich Wahd-Eddin mit einem platonischen Haftbefehl gegen Kemal Pascha begnügen.

Kemal Pascha verlor keinen Augenblick. Er verstand das Geheimnis revolutionärer Bewegungen: Kongresse, Wahlen, Kongresse, Wahlen — er verstand, dem Volke das Gefühl zu geben, daß jeder Bauer, jeder Soldat, jeder Krämer mit seiner Stimme, mit seiner Person und seinem Rat das Schicksal der Türkei mitverantwortlich entscheide. Anfang August war der erste Kongreß in Erzerum auseinandergegangen, schon einen Monat später, am 4. September 1919, trat in Sivas — diesmal bereits im Herzen Anatoliens — eine Art Nationalversammlung zusammen, die auf Grund geheimgehaltener, ungesetzlicher Wahlen gebildet worden war. Nicht mehr Derwische und Kurdenhäuptlinge mit dem Dolch im Gürtel, sondern tatsächlich Vertreter ganz Anatoliens beschlossen in Sivas den „Nationalpakt“ — proklamierten die Unteilbarkeit und Unabhängigkeit des gesamten von Türken bewohnten Osmanischen Reiches ohne jegliche Beschränkung seiner Souveränität. Gleichzeitig erklärte Kemal Pascha mit Zustimmung frommer Kenner des religiösen Gesetzes, daß der erhabene und ruhmreiche Padi Schah derzeit als Gefangener der Ungläubigen betrachtet werden müsse; seine Befehle hätten keine Gültigkeit, und seine ganze Regierung bestehe zu Unrecht, bis er aus der Hand der Feinde befreit werde. Der Kongreß beschloß die Bildung einer nationalen Regierung.

Jetzt war Wahd-Eddin ernstlich beunruhigt. Dieser General, den er unvorsichtigerweise nach Anatolien geschickt hatte, wurde zu einer Gefahr, die bedrohlicher werden konnte als die Friedensbedingungen der Alliierten. Zuerst wurde ein Meuchelmord versucht, dann ein Aufstand der Kurden gegen den unbotmäßigen Kemal Pascha. Beides mißlang. Da beschloß der fromme Sultan, an das Wort des Korans zu appellieren. Er rief einen weisen Mann, der den

verlorenen Sohn dem Schoß des islamischen Kalifats wieder zuführen sollte. Es war dies der General Abdul Kerim Pascha, zugleich Oberhaupt eines Derwischordens. Als General war er dem Mustafa Kemal gleichgestellt — als Derwisch verfügte er über eine unvorstellbare Menge frommer Argumente und weiser Sprüche.

Um Mitternacht setzte sich der fromme General in Stambul telegraphisch mit dem unfrohen General in Anatolien in Verbindung. Schon seine Anrede war ein Beweis seiner vornehmen Bildung: er nannte Mustafa Kemal mit dem arabischen Ehrennamen „Kutb ul Aktab“ — „Pol der Pole“, und begann mit unzähligen Zitaten aus dem Koran und der mündlichen Überlieferung Mohammeds. Sodann beschrieb der eine General dem anderen General alle Qualen der Hölle und beschwor ihn, dem erhabenen Befehl des Kalifen Folge zu leisten, um besagten Höllenqualen zu entgehen. Mustafa Kemal verstand die Situation zu würdigen. Ganz im Stil des Derwisches telegraphierte er zurück:

„Ohne Zweifel, mein Verehrungswürdiger, ist die Hand Gottes über allen Händen — aber darum ist es nicht weniger wahr, oh meine Seele, daß man sich auf die gnadenvolle Eingebung des Allerhöchsten nicht unbedingt verlassen darf, sondern selbst Mittel und Wege finden muß, um Schwierigkeiten zu beseitigen.“

Nachdem also dem koranfesten Mustafa Kemal Pascha auch nicht mit Derwischargumenten zu imponieren war, versuchte der Kalif, sich mit ihm zu verständigen. Wahlen wurden ausgeschrieben und fanden statt. Ein Parlament mit einer kompakten nationalen Mehrheit wurde Januar 1920 nach Stambul einberufen und mit einer kaiserlichen Thronrede eröffnet. Das Parlament akzeptierte den „Nationalpakt“. Daraufhin landeten englische Truppen in Konstantinopel, besetzten (16. März 1920) das Parlament und die Ministerien und trieben die Abgeordneten auseinander. „Zuerst hatten die Engländer den türkischen Aufständischen ihren Führer geschickt — und jetzt schickten sie ihm gleich das Parlament nach“, schildert Ziemke diese staatsmännische Weisheit. Die Mehrzahl der Delegierten floh nach Anatolien, während der Sultan unter dem Druck der Alliierten Kemal Pascha zum Tod verurteilte und — in seiner Eigenschaft als Kalif — aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausschloß.

Wir haben schon gesehen, daß der Kalif nicht die Infallibilität des Papstes besitzt und daß seine religiösen Entscheidungen nicht hieb- und stichfest sind. Natürlich berief Mustafa Kemal Pascha eine Konferenz mohammedanischer Autoritäten, die den Beschluß des Kalifen für ungesetzlich und das Seelenheil Mustafa Kemals für ungefährdet erklärten. So begann er denn den neuen Staat aufzubauen — die Auszahlung der Steuergelder an den Sultan wurde verweigert, Offiziere wurden wieder unter die Waffen gerufen, Regimenter von Freischärlern gebildet, Munition herbeigeschafft. Die Alliierten vereinten um jene Zeit die größte militärische Macht, die die Welt je gesehen hatte — aber ihre Soldaten waren nicht bereit, nach bereits erfochtenem Siege ihr Leben weiterhin aufs Spiel zu setzen. In Südrußland meuterten die französischen Truppen, die gegen die Bolschewiken gesendet wurden; im Namen von Italien erklärte Nitti, daß seine Regierung nicht bereit sei, auch nur einen Soldaten gegen die Türken zu stellen. Die englische Öffentlichkeit verlangte die sofortige Demobilisierung.

Unter diesen Umständen blieb den Alliierten nichts übrig, als dem Sultan endlich — zu spät — die Genehmigung zum Kampf gegen Kemal zu erteilen.

Es war der letzte Feldzug des Kalifats. Die Armee erhielt den Namen eines „Heeres des Islams“; ihr Feldherr war ein berüchtigter, aber frommer tscherkessischer Räuber namens Ansawur, und eine Schar von Agenten des Kalifen wurde nach Anatolien und Kurdistan gesandt, um den Gläubigen den Aufstand gegen den gottlosen Mustafa zu predigen. Der Sultan erklärte diesen letzten Krieg seiner Dynastie zum Heiligen Krieg, zum Dschihad!

Der heilige Name des Kalifen, der Aufruf zum Dschihad, verfehlte nicht seine Wirkung auf die einfachen Herzen der anatolischen Bauern. Aufstände gegen den Pascha flakerten auf, eine ganze Division seiner Truppen streckte die Waffen, erschüttert durch den Anblick der Fahne des Propheten. Das „Heer des Islams“ stand dicht vor Ankara.

Die Lage Mustafa Kemals war verzweifelt. Zwar war es ihm gelungen, eine Art Sonderfrieden im Dezember 1919 mit Georges Picot, einem der Autoren des berühmten Sykes-Picot-Abkommens, zu treffen und dadurch Frankreich gegen



England auszuspielen — aber die Verhandlungen zerschlugen sich eben wegen des siegreichen Vormarsches der „Armee des Islams“. Da stießen im letzten und entscheidenden Augenblick die alliierten Mächte — so siegesgewiß und unbekümmert betrachteten sie den anatolischen Aufstand als eine interne Angelegenheit zwischen dem Sultan und dem „Bandenführer“ Kemal — dem Kalifat den berühmten Dolch in den Rücken: die Friedensbedingungen von Sèvres wurden am 11. Mai 1920 veröffentlicht.

Der Vertrag übertraf die allerschlimmsten Erwartungen der Türken. Bis auf ein paar armselige Provinzen im Norden Anatoliens verlor das Osmanische Reich sämtliche Gebiete, Smyrna, die Meerengen, Adrianopel, Erzerum — alles. Aber sogar der inneranatolische Rest wurde noch in „Interessensphären“ aufgeteilt. Der Tag der Veröffentlichung dieser Friedensbedingungen entschied den Endsieg Kemal Paschas.

„Arslan gibi geldik, itt gibi gidiorus — wie Löwen kamen wir in die Weltgeschichte, wie Hunde werden wir aus ihr hinausgejagt“ — dieser berühmte Wahlspruch der türkischen Patrioten wurde nunmehr von dem einfachsten und frömmsten Bauern Anatoliens wiederholt. Das Volk versagte der grünen Fahne die Gefolgschaft. Die letzte Armee des Sultans flutete in voller Auflösung nach Stambul zurück.

An dem Tag, an dem Sultan Mehmed VI. den Friedensvertrag unterschrieb, war dieser nur noch ein Fetzen Papier. Mustafa Kemal gab auf den Friedensvertrag die berühmte Antwort: „Ich werde dagegen kämpfen, sollte auch darüber die Welt zugrunde gehen.“ Aber nicht nur Kemal — jeder Türke, selbst der Sultan, waren entschlossen, bei der ersten Gelegenheit den Vertrag zu zerreißen.

Einer der Verfasser dieses Buches weilte um jene Zeit in Ankara, das Hauptstadt der neuen Türkei und Sitz der „Großen Nationalversammlung“ war\*). Aus eigener An-

---

\*) Mustafa Kemal Paschas Regierung war schon am 27. Dezember 1919 nach Ankara übersiedelt, da aber die Nationalversammlung von Konstantinopel von ihm formell anerkannt wurde, datiert Ankaras Erhebung zur Hauptstadt erst von Ende April 1920.

schauung können wir diese neue Residenz Kemal Paschas nicht besser als mit Worten seines Biographen Dagobert von Mikusch schildern:

„In einer alten Landwirtschaftsschule, einem Gebäude, nicht besser, nicht größer als die Mittelschule einer pommerschen Kleinstadt, schlug der Generalstab sein Hauptquartier auf. In dem kleinen Saal, wo man arbeitete, aß man auch und schlief in Reihen nebeneinander. Alte wacklige Holzhäuser wurden Amtssitze der Ministerien. Der Zeitungsverleger mietete einen Stall, baute eine Maschine auf, und bald erschien die erste Zeitung... Präsident und oberster Leiter Mustafa Kemal wohnte in zwei Zimmern des kleinen Stationsgebäudes unmittelbar neben dem Telegraphen.“

Und diese armselige, gottverlassene Stadt wurde, als geographischer Mittelpunkt der Türkei, nun nicht nur zur Hauptstadt der Türkei, sondern zum Mekka des erwachenden Asiens. Freiwillige aus allen Gebieten des Orients — Paschas aus Stambul, reiche Kaufleute aus Smyrna, Panislamiten aus Indien, Bolschewiken aus Rußland und dem Kaukasus — strömten in diese Stadt, die offiziell von der ganzen Welt ignoriert wurde. Sie wohnten in Zelten unter Moskitos und Ungeziefer, speisten in Restaurants, die zerfallene Hütten waren, promenierten auf dem „Korso“ rund um das winzige Stadthotel, in dem beim Scheine einiger Petroleumlampen die „Bujuk Millet Medschlessi“ tagte, die Große türkische Nationalversammlung.

Die Eröffnungsfeier dieser Nationalversammlung war schön und rührend: die grüne Fahne des Propheten an der Tête, marschierten die Abgeordneten in Reih und Glied zur Moschee, um Gottes Segen auf die erhabene Person des Kalifen herabzufenen, worauf nach alter mohammedanischer Sitte an der Pforte des neuen Parlaments zwei Hammel als Opfer geschlachtet wurden. Die späteren Gesetze des Parlaments entsprachen allerdings den Wünschen des Sultans sehr wenig: Die Nationalversammlung übertrug Mustafa Kemal zugleich das Amt eines Ministerpräsidenten und den Vorsitz in der Nationalversammlung — und nur der arme Sultan in Konstantinopel verstand, was nicht einmal die vertrautesten Gefährten Kemals wußten und wollten: daß damit die Türkei in eine Republik verwandelt war, deren Präsident Kemal wurde, und daß Kalif und Kalifat nur noch ein lästiges Anhängsel der neuen Republik waren, das bei der

ersten Gelegenheit über Bord fliegen mußte. Diese Gelegenheit konnte allerdings erst dann eintreten, wenn der Pascha einen Kampf gegen die gesamte Macht der Siegerstaaten führen — und siegen würde.

## GROSSGRIECHENLANDS LETZTER ASIENZUG

Ende Mai 1920 waren die Großmächte in einer recht unerquicklichen Situation: Sie hatten sich untereinander über die türkische Politik geeinigt, sie hatten die Türkei so aufgeteilt, daß nach Ansicht Englands jeder zufrieden sein konnte — außer den Türken. Sie hatten am 16. März 1920 „vorläufig“ Konstantinopel besetzen lassen und dadurch die türkische Regierung gefangengenommen; sie hatten ein Faustpfand in der Hand, mit dem sie drohen konnten: „Die Entente ist entschlossen, die Türkei der Stadt Konstantinopel nicht zu berauben; sollten jedoch, was Gott verhüten möge, allgemeine Unruhen oder Massaker ausbrechen, dann dürfte dieser Beschluß wahrscheinlich geändert werden.“ (Proklamation der alliierten Oberkommissare, P. 3.)

Soweit war alles schön und gut. Die Schwierigkeit lag nur darin, den Friedensvertrag nun auch auszuführen. Und da Mustafa Kemal Pascha sich dagegen wehrte, mußte man ihn zur Unterwerfung zwingen. Bekanntlich zwingt man am besten mit einer Armee. So blieb nur die Frage zu beantworten, wer diese Armee stellen solle. Diese Frage wurde zum Angelpunkt der englischen Weltpolitik — nicht nur der Orientpolitik — für die nächsten Jahre. Wir müssen daher mit ein paar Worten auf die englische Politik jener Zeit eingehen. Sie entschied das Schicksal des gesamten Europa bis auf den heutigen Tag!

Die englische Politik gegenüber der Türkei schwankte zwischen zwei Richtungen. Die eine können wir die Lord-Byron-Richtung nennen, die aus sentimentalischen Gründen die Türken aus Europa vertreiben wollte. Dabei spielten christliche Tendenzen ebenso eine Rolle wie romantische Erinne-

rungen an die Zeit von Perikles und Aspasia. Hellenische Kultur kontra asiatische Barbarei.

Die zweite Richtung läßt sich mit dem Namen David Urquhart in Verbindung bringen, dem Historiker, der gegen den Philhellenismus auftrat und in der Mitte des 19. Jahrhunderts Europa im allgemeinen und England im besonderen empfahl, die Türkei in Ruhe zu lassen und ihr zu helfen, in das europäische Staatensystem als mächtiger Staat einzutreten — im Namen des heiligen „Gleichgewichts der Kräfte“.

Lloyd George war — ebenso wie sein großer Vorgänger Sir Edward Grey — ein Gegner Urquharts und ein Anhänger Byrons. Er war entschlossen, die Türkei zu vernichten. Gestützt auf die Tatsache, daß es England war, das Palästina, Syrien und Mesopotamien erobert hatte, diktierte er den anderen Alliierten seinen Willen. Und sein Plan war — vom paneuropäischen Standpunkt aus betrachtet — ganz gewaltig, großzügig und konsequent. Lloyd George wollte das mohammedanische Vorderasien dadurch unter europäische Herrschaft bringen, daß er möglichst viele Staaten an der Unterjochung dieser Gebiete zu beteiligen suchte.

England sollte dabei den Löwenanteil bekommen: Mesopotamien und Palästina, dazu noch Kurdistan mit den Ölfeldern von Mossul. An Palästina werden ferner die Juden beteiligt, deren „Nationalheim“ einen Pufferstaat zwischen Ägypten und Arabien bilden sollte.

Frankreich sollte zunächst einmal aus dem Libanon einen zweiten (christlichen) Pufferstaat machen, der mit dem jüdischen Palästina gemeinsam eine Art europäischen Brückenkopfs bildet. Italien sollte Adalia an der Südküste von Anatolien erhalten, mit einem gewaltigen Hinterland, das fast ein Drittel der gesamten Türkei umfaßt.

Griechenland sollte rund um Smyrna einen vierten Block an der Küste besetzen, der die Türkei völlig vom Ägäischen Meer trennt.

Als fünfte Macht kam Armenien in Betracht, das nach dem Vertrag von Sèvres sowohl aus jenem Gebiet bestand, das auf russischem Boden lag, als auch aus türkischem Terrain mit einem Zugang zum Schwarzen Meer, so daß dadurch die Türkei von Rußland getrennt wäre.

Für dieses Armenien war ein amerikanisches Mandat vorgesehen; die Grenzen zwischen Armenien und der Türkei sollte niemand geringerer als Präsident Wilson bestimmen.

Schließlich wurde Frankreich außer seinem unmittelbaren Besitz im Libanon ein gewaltiges Interessengebiet zugewiesen — Syrien einerseits und Südanatolien andererseits, wo die französische Interessensphäre an Armenien im Osten grenzte und bis über Sivas hinweg nach Norden reichte.

Mit diesen Sicherungen noch nicht genug, wurde das ganze asiatische Territorium um die Küste des Marmarameers samt Dardanellen und Bosphorus in eine Meerengenzone verwandelt, die von England, Frankreich und Italien gemeinsam okkupiert wurde. Auf diese Weise hatte die Türkei praktisch alle Häfen außer den ungeeigneten Plätzen von Samsun, Sinope, Ineboli und Eregli verloren, war zu einem Binnenstaat geworden von der Größe eines seldschukischen Fürstentums.

Dieser Gedanke, sämtliche Mächte an der türkischen Beute zu beteiligen, war sehr vernünftig. Er war vielleicht nicht ethisch, aber gute Politik. Er scheiterte an unvorhergesehenen Hindernissen: an der Müdigkeit der Amerikaner, die von Armenien nichts wissen wollten, und an dem unstillbaren Appetit der Partner.

Der erste Partner, der mit seinem Anteil nicht zufrieden war und deshalb aussprang, war Italien. Da das Gebiet von Adalia eine türkische Mehrheit hatte, kam es als Mandatsland nicht in Betracht — nach den Prinzipien Wilsons. So blieb den Alliierten nichts anderes übrig, als den Italienern eine „wirtschaftliche Einflußsphäre“ zuzuweisen. Am 29. April 1919 hatten die Italiener Adalia besetzt und später ihr Gebiet bis zur alten Sultanstadt Konia, Sitz der mächtigsten Derwischorden, ausgedehnt. Aber sie fühlten sich trotzdem von England und Frankreich benachteiligt. Die beiden Großmächte betrachteten nach italienischer Auffassung die Festsetzung Italiens in der Türkei als unerwünschte Ausdehnung dieser Mittelmeermacht — „Einflußzonen“ hatte man den Italienern geben wollen, wirkliche Macht aber nicht. Und so nahm recht eigentlich damals und dort in dem romantischen, von hohen, felsenstarrenden Karstgebirgen umgebenen

Hafen Adalia jene Politik ihren Ausgang, die mit der Annektion Abessiniens endete.

Als die Griechen am 15. Mai 1919 unter dem Schutz einer englisch-französischen Flotte die Stadt Smyrna ohne jeden Vorwand besetzten, fühlten sich die Italiener betrogen. „Nicht eine Lira und nicht einen Soldaten“ wollten sie verlieren, um sich eine „Einflußzone“ zu sichern, die sie von den Türken durch friedliche Verhandlungen auf eigene Faust erhalten zu können hofften. Für England oder für Griechenlands Herrschaft in Smyrna zu kämpfen, schien absolut uninteressant. Schon im März 1920 sprach daher Nitti den Verzicht Italiens auf territoriale Erwerbungen in der Türkei aus. Zwar wurde trotzdem noch in den Vertrag von Sèvres die italienische Einflußzone aufgenommen, aber angesichts des Widerstandes Mustafa Kemals gab Nittis Nachfolger Graf Sforza alle Ansprüche Italiens auf. Einen Tag vor der Unterzeichnung des Vertrages von Sèvres durch den Sultan erklärte er in der Kammer:

„Der islamische Orient will leben und vorwärtsschreiten... wir haben den anatolischen Türken, die eine glorreiche militärische Geschichte besitzen, herzliche und aufrichtige Mitarbeit auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete anbieten wollen, wobei wir der Türkei Freiheit und Souveränität belassen. Dieses System entspricht unseren hochentwickelten moralischen Grundsätzen.“

Mustafa Kemal Pascha hatte es somit nur noch mit drei Gegnern zu tun: England, Frankreich und Griechenland. Er atmete auf.

Der zweite Partner, der bald danach aussprang, war Frankreich.

Hier rächte sich das zweideutige Spiel Englands in Syrien. Lloyd George wollte ehrlich Frankreich in Syrien haben, aber die Offiziere des arabischen Bureaus in Kairo waren dagegen, beeinflußt von den großarabischen Träumen des Obersten Lawrence. Der Vertrag von Mac Mahon mit König Hussein hatte — wie sich unsere Leser erinnern werden — ausdrücklich vorgesehen, daß die Araber nur das Gebiet westlich der Städte Damaskus, Homs, Hama, Aleppo an Frankreich abzutreten hätten, während diese Städte selbst zum „unabhängigen Arabien“ gehören würden. Der Sykes-Picot-Vertrag hatte für dieses Gebiet aber den Begriff der

französischen „Einflußzone“ vorgesehen. Nachdem nun Scherif Feisal zusammen mit Oberst Lawrence in Damaskus einmarschiert war, hatte er nicht die geringste Lust, von dort wieder wegzugehen. Er machte sich aus Syrien einen eigenen Staat. Der Chef der Administration Syriens, Ali Riza er Rikabi, war zu gleicher Zeit Präsident der Gesellschaft „Nadi el Arab“, die ausgesprochen antifranzösisch war. Beide standen unter englischem Einfluß, und die englischen Offiziere der Besatzungsarmee sahen nicht ein, warum sie irgend etwas den Franzosen abtreten sollten, was sie bereits fest in Händen hatten. Wenn die Franzosen sich über diese „syrische Frage“ beschwerten, dann antworteten die Engländer mit den Worten Lloyd Georges: „Ohne die englische Armee könnten die Franzosen überhaupt nicht über eine ‚syrische Frage‘ reden.“

So sah sich Frankreich gezwungen, gleich nach Kriegsende Truppen nach Syrien zu schicken. Statt die Armee in Europa abzurüsten, mußte es sie in die neue Kolonie entsenden. Die armenischen Bataillone vertrugen sich nicht mit den Arabern. Die Armenier verlangten stürmisch, in Cilicien zum Schutze ihrer Brüder gegen die Türken eingesetzt zu werden, statt sich in Syrien für Frankreichs Interessen mit den Anhängern Feisals herumzuschlagen. In Cilicien wiederum standen 1919 noch immer englische Regimenter. Frankreich fürchtete daher einen Verlust Ciliciens und schickte alle verfügbaren Truppen dorthin, löste im September 1919 die Engländer ab — und wurde sofort von den Kemalisten angegriffen, die sich bis dahin sorgfältig gehütet hatten, die Engländer anzugreifen. Natürlich trug das nicht zur Besserung der französischen Laune bei.

Clémenceau verzichtete daher zunächst auf das Petroleumgebiet von Mossul, auf Kurdistan und die angrenzenden Gebiete (gegen 25 % Beteiligung am gesamten mesopotamischen Ölvorkommen). Dafür versprach Lloyd George ehrliche Anerkennung der französischen Forderungen in Syrien. Auch Feisal nahm die französische „Hilfe“ in Damaskus an, anerkannte also endlich die französische Einflußsphäre gemäß dem Sykes-Picot-Abkommen. Britische Truppen zogen aus Syrien ab, französische Verstärkungen trafen im Libanon ein. Anfang 1920 schien der englisch-französische

Konflikt in Asien überwunden, die Bahn für ein Einverständnis auch in der Behandlung der türkischen Probleme offen.

Kaum war aber Feisal Ende Januar 1920 nach Syrien zurückgekehrt, änderte er seine Haltung. Die Erfolge Mustafa Kemal Paschas in Anatolien beeinflussten die syrische Bewegung sowie umgekehrt der wachsende syrische Nationalismus die Hoffnungen Mustafa Kemals stärkte. An Stelle des jahrzehntelangen Kampfes von Türken gegen Araber und von Arabern gegen Türken war auf einmal ein Gefühl klarer Interessengemeinschaft gegen Europa getreten. Türkische Offiziere schürten in Syrien die arabische Agitation gegen Frankreich.

Die Meinung der Araber drückt ein syrischer Nationalist in einem Artikel in „Le Populaire“ (16. II. 1920) ziemlich richtig aus:

„Frankreich und England sollen ein für allemal wissen, daß die Araber durch gemeinsame Religion mit den Türken verbunden sind und daß sie nicht die politische Einheit, die seit Jahrhunderten bestanden hat, deshalb aufgeben, um sich lediglich der Herrschaft einer europäischen Nation zu unterwerfen, gleichgültig, in welches Kleid sich deren Oberhoheit kleiden mag... Sobald Deutschland und seine Verbündeten machtlos waren, wurden die Versprechungen des Waffenstillstandes und die 14 Punkte von Wilson mit Füßen getreten. Die Verletzung der Versprechungen völliger Unabhängigkeit hat die Wiedervereinigung der Araber und Türken bewirkt, die in wenigen Monaten enger denn je zuvor wurde.“

Diese Behauptung war insofern richtig, als die Araber in Wirklichkeit ja niemals gegen die Türken rebelliert hatten, denn es hatte sich dabei nur um ein Manöver einer kleinen Oberschicht gehandelt. Diese Oberschicht arbeitete jetzt mit den Türken Hand in Hand; die Verweigerung der französischen Truppentransporte auf der Bahnlinie Damaskus—Aleppo war der erste Ausdruck dieser Kooperation. Als im März 1920 der „Syrische Kongreß“ den Scherifen Feisal zum König von Syrien, Libanon und Palästina wählte und die Anerkennung der Entente für diesen neuen Staat verlangte, erkannte Frankreich, daß es vor der Gefahr stand, Syrien endgültig zu verlieren. Bei jeder Gelegenheit unterstrich England, daß „eigentlich“ und im Sinne der „demokratischen Prinzipien“ Syrien unter ein englisches Mandat



fallen sollte. Diese Hinweise trugen nicht dazu bei, Frankreich englandfreundlich zu machen.

Es schickte Truppen über Truppen dem neuen Oberkommissar General Gouraud. Als im Mai 1920 die Regierung des „Königs“ Feisal endgültig das französische Mandat ablehnte, mußte Frankreich wählen, was ihm wichtiger sei — Unterstützung der englisch-griechischen Politik in der Türkei oder Bekämpfung der englisch-arabischen Politik in Syrien. Die Wahl konnte nicht schwer sein. Der bereits erwähnte Waffenstillstand mit den Kemalisten im Mai 1919 war der Auftakt; Frankreich sicherte sich im wilden, unwirtlichen Antitaurusgebirge den Rücken, um mit aller Energie gegen König Feisal vorgehen zu können, den es als Rebellen betrachtete.

Mitten während der Friedensverhandlungen von Sèvres platzte wie eine Bombe Frankreichs Ultimatum an Feisal, das zum „dreitägigen Krieg“ führte. Am 23. Juli 1920 begann, am 25. Juli 1920 endete der Widerstand der Araber. Französische Truppen waren in Damaskus einmarschiert, König Feisal war beinahe kampfflos über die Grenze geflohen — Frankreich konnte darangehen, Syrien zu pazifizieren.

Von diesem Augenblick an aber hatte es nicht die geringste Lust, den Engländern in der Türkei zu helfen. In der französischen Kammer wurde eine statistische Berechnung veröffentlicht, daß bei der Aufteilung der Türkei von deren 32 Millionen Einwohnern 15 Millionen unter englische Herrschaft gekommen seien, 11 Millionen der Türkei belassen wurden, während nur 3 Millionen an Frankreich fielen. Frankreich war der Ansicht, daß England für seine Waffenhilfe einen höheren Preis werde bezahlen müssen, und so verhielt es sich neutral. Nicht freundlich zur Türkei, aber abwartend. Es erklärte, derzeit mit Syrien so beschäftigt zu sein, daß es nicht imstande sei, Truppen zur Niederwerfung des kemalistischen Widerstandes zu verwenden.

Blieb als dritter Partner Armenien, das am 28. Mai 1919 seine Unabhängigkeit erklärt hatte und das imstande gewesen wäre, Mustafa Kemal im Rücken anzugreifen. Das

war ja die wirkliche Aufgabe Armeniens — zu diesem Zwecke wollte doch Lloyd George den armenischen Staat ausnützen. Aber wie überall in der Nachkriegszeit hatte England auch hier widersprechende Tendenzen. Man wollte um jeden Preis Amerika in die türkischen Händel einbeziehen und ihm das Mandat über Armenien übertragen. Amerika lehnte aber ab, Wilson fuhr böse nach Hause und England — evakuierte den Kaukasus. Die Engländer marschierten zurück, die Bolschewiken marschierten vor. Mitten während der Friedensverhandlungen von Sèvres, im Juli 1920, schiffte sich die letzte englische Abteilung in Batum ein. Die schwache armenische Republik stand der türkischen Rache auf der einen, dem bolschewistischen Angriff auf der anderen Seite schutzlos gegenüber. England war nicht bereit, für diesen jungen christlichen Staat auch nur ein einziges Armeekorps zu opfern.

Damit war auch der dritte Partner verloren.

Theoretisch gab es noch einen vierten Partner: den türkischen Sultan. Dieser wäre gerne bereit gewesen, Mustafa Kemal zu vernichten, wenn man ihm dabei geholfen hätte. Und tatsächlich hatte ja England den Standpunkt eingenommen, daß nur Sultan Mehmed VI. Wahd-Eddin und seine konstantinopler Puppen die gesetzmäßige Regierung der Türkei darstellten. Wollte aber England die Autorität des ihm hörigen Sultans gegen Mustafa Kemal Pascha ausnützen, dann mußte es ihm eine Autorität verleihen. Wollte es dessen Truppen gegen Mustafa Kemal schicken, dann mußte es diesen Truppen helfen. Das verstand aber England nicht. In unbegreiflicher Verblendung zerschlug Lloyd George ganz überflüssigerweise auch die Autorität seines vierten möglichen Verbündeten, der gar nichts anderes wünschte, als eine Ausrede, um sich England unterwerfen zu können. Als im Juli 1920 wiederum eine türkische Delegation in Spa vorsprach, um flehentlich um Milderung des unerträglich harten Friedens von Sèvres zu bitten — der zum Beispiel, von allen anderen Bedingungen abgesehen, die türkische Armee auf eine Leibwache von 700 Mann und eine Gendarmerie von 35.000 Mann reduzierte — wurde diese Dele-

gation von den übermütigen Siegern beschimpft. Damad Ferid Pascha mußte zurücktreten; das neue türkische Kabinett von Konstantinopel begann, im geheimen mit Mustafa Kemal zusammenzuarbeiten. Der vierte Partner war verloren.

So blieb England nur noch die Wahl, selbst Krieg zu führen oder — Griechenland ins Feuer zu schicken. Es war klar, daß England keineswegs daran interessiert war, einen neuen Krieg in Anatolien anzufangen. Wenn es 1920 sogar die Ölfelder des Kaukasus räumte, dann konnte man sich vorstellen, daß es keine Lust hatte, in die Salzsteppen von Zentralanatolien vorzumarschieren. Es gab Krieg und Kriegsgefahr in Afghanistan und den indischen Nordwestprovinzen, Unruhen in Ägypten, Aufstand in Mesopotamien — und einen einzigen lauten Schrei des englischen Steuerzahlers: Ruhe, Ruhe um jeden Preis! Unter solchen Umständen konnte Lloyd George aus innerpolitischen Gründen keine Truppen in die Türkei schicken. So blieb nichts anderes übrig, als sich auf den letzten Partner, auf das von Venizelos regierte Griechenland zu verlassen, das seine Unterstützung auf der Konferenz von Hythe in dem Augenblick anbot, da der Aufstand in Mesopotamien ausbrach und volle 100.000 Mann englischer Truppen zur Besetzung Mesopotamiens notwendig waren. Diese Unterstützung wurde von den Alliierten angenommen. Im Juni 1920 begann der letzte Kreuzzug Großgriechenlands auf kleinasiatischem Boden.

Venizelos wollte das Erbe der byzantinischen Kaiser antreten.

Uraltes Traumland der hellenischen Nation betraten die griechischen Regimenter, als sie vom Juni bis September 1920 ihre Offensive in türkisches Gebiet vortrugen. Es war das Ionien der hellenischen Träume, Mutterland der griechischen Sagen, das alte Ephesus und das alte Troja, das sie jetzt besetzten. Sie, die Griechen, vor achtzig Jahren noch Sklaven der Türken, konnten jetzt darangehen, ihre Herren aus den Gebieten zu vertreiben, die zur Zeit der größten Blüte Hellas griechisch gewesen waren. Die blauweiße Fahne mit dem Kreuz Griechenlands sollte wieder über den zwei

Millionen griechisch sprechenden Christen Kleinasiens flattern, sollte das Großgriechenland zu beiden Seiten des hellenischen Meeres bilden.

Die griechische Offensive hatte vollen Erfolg. Eine Armee eroberte die Küsten des Marmarameeres mit den Städten Brussa, Ismid, Panderma; eine zweite Armee eroberte Thrazien mit Adrianopel, eine dritte Uschak und vereinigte sich dort mit italienischen Grenztruppen. Die „Große Nationalversammlung in Angora“ machte eine Nervenkrise durch, die keineswegs dadurch kuriert wurde, daß im September 1920 Präsident Wilson die Grenzen Armeniens festsetzte und dabei noch mehr Land der Türkei wegnahm, als diese erwartet hatte und so wenigstens auf dem Papier ein großarmenisches Reich schuf.

Kemal Pascha stand also vor der Tatsache, daß ein sehr starker Feind — Griechenland mit englischer Unterstützung — ihn im Westen bedrohte, während ein sehr schwacher Feind — Armenien ohne irgendwelche Unterstützung — ihn im Osten angriff. Kemal beschloß, zuerst den schwachen Feind Armenien niederzuwerfen und sich erst dann gegen den starken zu wenden. Am 28. September 1920 überschritten seine Truppen die armenische Grenze. Eine panische Angst eilte den türkischen Kolonnen voraus. Die Armenier dieses Gebietes, die während ihrer kurzen Herrschaft sich mit maßlosen Greuelthaten an den Türken für die Massaker des Weltkrieges gerächt hatten, fürchteten jetzt die türkische Vergeltung. Von den Bolschewiken im Rücken bedroht, brachen sie zusammen. Fünf Tage dauerte der Krieg, sechs Wochen der Kriegszustand. Am 6. November baten sie um Waffenstillstand, am 2. Dezember wurde der Friede unterzeichnet, durch den Armenien aufhörte, eine Macht zu sein: es mußte an die Türkei einige Distrikte abtreten, die vor dem Weltkrieg russisch gewesen waren, vor allem die Festung Kars, und durfte nur noch eine Armee von 1500 Mann behalten. Ende 1920 hatte Mustafa Kemal Pascha nicht nur den Rücken frei bekommen — eine der Signatarmächte des Friedensvertrages von Sèvres hatte sogar an ihn Gebiete abgetreten, die vor 1914 nicht türkisch gewesen waren. Er war Mehrerer des Reiches geworden. Seine Armee stand nun bereit zum Kampf gegen Griechenland.

„Armee“, das ist ein großes Wort, das nicht ohne weiteres auf die nationalistischen Freischaren zutraf, die Anatolien verteidigten. Die Türkei hatte keine Waffen, keine Munition und kein Geld. Ihre Niederlage war unvermeidlich, wenn sie nicht einen Verbündeten fand. Und so suchte Mustafa Kemal krampfhaft nach einem Bundesgenossen, der ihm diese Dinge, die man zum Kriegführen nun einmal braucht, zur Verfügung stellen sollte. Nur ein Staat kam hierfür in Betracht, nur ein Staat wurde von der ganzen Welt ebenso hartnäckig beföhdet wie die Türkei. Nur ein Staat hatte von der Zwietracht der westeuropäischen Mächte ebensoviel zu erhoffen wie die Türkei — dieser Staat war Sowjetrußland. Ein Bündnis lag daher in der Luft. Die Russen konnten durch Unterstützung der Türkei den Kampf gegen Westeuropa bis an die Gestade des Mittelmeeres tragen, konnten Asien revolutionieren, Einfluß auf Konstantinopel und die Dardanellen gewinnen — den alten Traum russischer Außenpolitik nicht mehr gegen die Türken, sondern mit den Türken gemeinsam verwirklichen. Und die Türkei konnte von Rußland, und nur von Rußland, jene militärische Hilfe und jene politische Rückendeckung bekommen, die sie dringend brauchte. Ohne Rußland war Kemal Pascha noch immer nur ein nationalistischer Rebellenführer. Im Bündnis mit Rußland wurde er für England zur ernstesten Gefahr. Im Herbst 1920 wirkte sich die Freundschaft immer stärker aus. Gold, Waffen und Munition kamen über das Schwarze Meer in die anatolischen Häfen. Der kommunistische Rubel rettete die Armee der Türkei: aus Freischärlern wurden infolge des Rubelsegens allmählich reguläre Truppen. Der Preis, den Mustafa Kemal Pascha bezahlte, war nicht einmal hoch: Verzicht auf die turanischen Träume Enver Paschas, Verzicht auf Aserbeidschan, Turkestan, Buchara — kurz auf alle jene türkischen Gebiete Rußlands, deren Gewinnung möglich gewesen wäre, wenn . . .

Wenn Lloyd George nicht sentimentale Politik gemacht hätte. Wenn Lloyd George, statt die Türkei vernichten zu wollen, die Türken für Verluste im Westen mit Kriegsbeute im Osten entschädigt hätte. Wenn er die Türkei zum Kampf gegen Rußland, zur Eroberung des russischen Turans verwendet hätte, statt sie von der Landkarte streichen zu

wollen. So aber zwang England die Türken zum Bündnis mit Rußland.

Auf türkischem Boden hatte das neue Rußland die uralte Fehde gegen seinen britischen Konkurrenten gewonnen. Es war durch seine Waffenlieferungen an Kemal vom Feind der asiatischen Völker zu deren Freund geworden und hatte zugleich Großbritannien als den Tyrannen der orientalischen Nationen bloßgestellt.

In diesen Tagen des Jahres 1920 begann die neue Epoche der Weltgeschichte. Zwei Daten besiegeln ihre Geburt: der Friedensvertrag von Sèvres und das russisch-türkische Bündnis.

## DAS WUNDER AN DER SAKARIA

Aber noch kapitulierte Lloyd George nicht. Waren die britischen Soldaten kriegsmüde, wollte das britische Volk nichts mehr von Abenteuern im Osten wissen — noch blieb zum Schutz der Heiligkeit der Verträge von Sèvres und zum Schutz des Christentums im Orient die griechische Armee, verstärkt durch die britische Orientflotte. Griechenland allein war mit seinen etwa fünf Millionen Einwohnern kaum ein ernster Gegner für die acht oder neun Millionen Türken, die unter dem Machtbereich der Großen Nationalversammlung von Angora standen. Aber verstärkt durch die britische Flotte schien Hellas übermächtig.

Da kam Glück den türkischen Nationalisten zu Hilfe. Auch Griechenland war müde: seit dem Balkankrieg von 1912 stand seine kleine Armee nahezu ununterbrochen unter Waffen. Das Volk wollte endlich Ruhe, wollte nichts mehr von den kühnen und kostspieligen Plänen des schlaun Kretenser Staatsmannes Venizelos wissen. Bei den Wahlen des November 1920 erlitt dieser große Diplomat eine Niederlage, wie sie nur selten in der Weltgeschichte zu verzeichnen ist: Mit 990.000 gegen nur 10.000 Stimmen rief Hellas den Hohenzollernkönig Konstantin, den die Alliierten und Venizelos 1917 vom Throne gestoßen hatten, wieder zurück. Trotz schärfster Proteste der Entente wurde er im folgenden Monat in Athen gekrönt.

Jetzt sprang Frankreich endgültig aus. Niemand konnte ihm einen Kampf gegen die Türken zumuten, um „dem Schwager Wilhelms II. zu helfen“. Zwar kämpfte der Poilu noch immer in Cilicien gegen türkische Freischaren, aber Paris betrachtete Konstantin nicht weniger als Feind denn Mustafa Kemal.

Diese Wandlung bekam zunächst die unglückselige Delegation der armenischen Republik zu spüren, die vom Völkerbund gerade damals Rettung und Hilfe verlangte. Europa zuckte die Achseln, lehnte sogar ab, die auf ehemals russischem Territorium liegende armenische Republik, die Kemal Pascha weiterbestehen ließ, in den Völkerbund aufzunehmen. Denn diplomatische Aktionen waren aussichtslos, wie Lord Balfour mit der Begründung erklärte:

„Mustafa Kemal Pasha est un chef de brigands, un de ces hommes absolument insensibles à tous les sentiments auxquels la Société des Nations fait naturellement appel.“

Andere als diplomatische Aktionen wollte aber niemand. Rumäniens Vorschlag, eine interalliierte Armee von 40.000 Mann einmarschieren zu lassen, scheiterte, da niemand Soldaten für Armenien opfern wollte. So gewann Kemal Pascha zunächst einmal widerstandslos die ostanatolischen Gebiete, zu deren Befreiung er in Erzerum ein Jahr vorher die Nation zu den Waffen gerufen hatte.

Dieser sein erster Sieg war die unmittelbare Folge der Thronbesteigung des Hohenzollern Konstantin. Aber Konstantin, weit entfernt, die neuerworbene Macht in Ruhe zu genießen, setzte entschlossen die großhellenische Politik seines Feindes Venizelos fort. Kreuzfahrer-Romantik trug er in die Armee\*). Statt Konstantin der Erste nannte er sich Konstantin XIII. Die Unglücksziffer 13 war ein Programm. Verpflichtete ihn, sich als Nachfolger des letzten byzantinischen Basileus Konstantin XII. zu betrachten, der bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken gefallen war.

---

\*) Wirklich Romantik — uralte Prophezeiungen spielten dabei eine größere Rolle als politische Erwägungen. Die Griechen glaubten felsenfest an eine Prophezeiung, die dem letzten Paläologenkaiser Konstantin zugeschrieben wird: „Wenn über das Volk der Griechen ein Konstantin regiert, der mit Sophie (= Weisheit) vermählt ist, wird Byzanz wiedererstehen.“ Die Gattin König Konstantins aber hieß — Sophie!

Ermutigt von England kümmerte er sich nicht um das Desinteressement des Völkerbundes, nicht um die Feindseligkeit Frankreichs. Auf eigene Faust griff Griechenland an.

Die erste Offensive war eine politische, keine militärische. Der griechische Feldherr Papulas schickte nur drei Divisionen gegen die türkischen Stellungen an der Bahnlinie bei Eski-Schehir, die von Ismet Pascha in dem strategisch unbedeutenden Gefecht von In Önü am 7. Januar 1921 zurückgewiesen wurden. Und dennoch erlangte dieses Treffen Weltruhm, denn In Önü war jener Fleck Erde, wo Osman, Gründer der Türkendynastie, von einem Seldschukensultan, zum Dank für eine freiwillige Waffenhilfe, mit dem ersten Stück kleinasiatischen Bodens belohnt worden war. In Önü hatte den ersten Strahl der aufgehenden Sonne türkischer Macht gesehen — In Önü sah nun den ersten Sieg der türkischen Patrioten über das Heer des Kreuzfahrers Konstantin. Unermeßlich war die moralische Wirkung dieses symbolhaft gewerteten Treffens. Als später die Türkei nach europäischem Muster Familiennamen einführte, erhielt Ismet Pascha zum Dank den Ehrennamen In Önü, ewiges Gedenken an diese „erste Schlacht“.

Daß Griechenland diese Offensive auf eigene Faust ergriffen hatte, bot Großbritanniens Verbündeten Gelegenheit zu neuen Demonstrationen: Italien räumte (Ende Juni 1921) Kleinasien. Durch die Evakuierung von Adalia bekam Kemal Pascha einen Hafen an der Südküste Anatoliens und konnte nunmehr von dort mit Kriegsmaterial versorgt werden. Briand erklärte am 7. Juli 1921, daß „unter keinen Umständen Frankreich im griechisch-türkischen Konflikt intervenieren würde“, und schickte als Friedensunterhändler M. Franklin-Bouillon nach Ankara. England akzeptierte eine „Neutralitätsformel“, die ihm nur das eine Recht gab, den Griechen Waffen zu verkaufen.

König Konstantin stand allein gegen Mustafa Kemal. Das historische Duell begann.

Für Griechenland galt es, das heiligste Ideal des Großhellenentums, das neubyzantinische Kaiserreich, zu verwirklichen. Kaum fünf Millionen Hellenen lebten innerhalb der alten Grenzen — mehr als zwei Millionen Griechen aber wohnten in Konstantinopel, in Smyrna, im Hinterland der



beiden Großstädte. Ihre Befreiung hätte eine ägäische Macht geschaffen, die Hellas zum ebenbürtigen Partner der großgewordenen Serben und Rumänen gemacht hätte. Aber es ging um noch mehr als um diese politische Zielsetzung, durch die Griechenland endlich alle Hellenen unter der blauweißen Kreuzesfahne vereint hätte. Es ging um die Rache für den Fall von Byzanz. Sechs Jahrhunderte waren verflossen, seit die barbarischen Horden der osmanischen Wüstenreiter unter Mohammed dem Eroberer das Reich von Byzanz zerstört hatten — fast fünf Jahrhunderte, seit sie die göttliche Stadt mit Christenblut überschwemmt und auf die Kuppel der Hagia Sofia den Halbmond gesetzt hatten. Aber die Wunde schmerzte noch so, als sei sie ganz frisch.

Jetzt war die Stunde der Abrechnung gekommen — die Stunde der Vergeltung.

Auch die Türken wußten genau, was für sie auf dem Spiel stand. Viel mehr als für Griechenland. Für sie ging es nicht um eine Provinz mehr oder weniger; das Duell Konstantins XIII. mit Kemal entschied über Sein oder Nichtsein der türkischen Nation. So erfolgreich ihr Aufstand bisher gewesen war, so glücklich die russische Freundschaft sie entlastete, es war buchstäblich das allerletzte Aufgebot von Menschen und Kriegsmaterial, das sie nun, nach zehn Jahren ununterbrochenen Krieges, den anrückenden Griechen entgegenwarf. Die letzten wehrhaften Männer der Nation. So wurde der kleinasiatische Feldzug zu etwas anderem als einem Ringen, nach dessen Ende sich die Gegner an einem Beratungstisch friedlich finden. Es war ein Entscheidungskampf zweier Völker, bei dem nicht nur die Krieger, sondern auch Greise, Frauen und Kinder mitkämpften und mitlitten. Volk gegen Volk, nicht Heer gegen Heer.

Für europäische, vielleicht auch für mohammedanische Augen war dieser Krieg der — vorläufig letzte — Akt eines über zweitausend Jahre währenden Kampfes zwischen Asien und dem von Griechenland repräsentierten Europa. Er begann mit der asiatischen Offensive unter Xerxes; dann kam die europäische Gegenoffensive unter Alexander, dem Mazedonier, Philipps Sohn. Araber und Römer, Türken und Kreuzfahrer fochten auf diesem Boden, siegten und wurden

Jahrhunderte später wieder besiegt. Bis nun die vorerst letzte Offensive Europas auf asiatischem Boden ausgetragen wurde: Enkel jener Griechen, die als erste unter den Schlägen der Osmanli zusammengebrochen waren, zogen zum Kampf gegen die letzten Erben der türkischen Steppenreiter, um sie vom Boden des alten Hellas zu bannen.

Der einzige, der diesen Kampf anders auffaßte — nicht als Kampf von Asien gegen Europa, sondern als einen Krieg zweier Nationen ohne alle mystischen Hintergründe — war der Führer und Schöpfer der neuen türkischen Armee, des neuen türkischen Staates. Für Mustafa Kemal Pascha war das Reich, das er auf dem kargen, sonnverbrannten und windgepeitschten Boden des anatolischen Berglandes bauen wollte, kein asiatischer Staat. Für die Völker Asiens war der blonde Türkengeneral ein Vorkämpfer des Islams; für die Lenker der sowjetrussischen Außenpolitik war er ein Vorkämpfer des revolutionären Asiens: die Frommen erflehten in Indien und in Marokko so gut wie in Stambul den Segen Allahs für den mutigen Verteidiger der mohamedanischen Türkei — in der lybischen Wüste hörten wir damals bei einer Beduinenhochzeit den Märchenerzähler begeisterte Lieder zum Ruhm des heldenkühnen Kemal singen, des Verbündeten und Verteidigers Allahs.

Und Kemal wußte, daß beide irrten, die Russen so gut wie die Muslimen. Er kämpfte gegen Europa, damit er aus seinem Reich nach dem Sieg — ein Stück Europa machen könne. Er wußte, daß Europa diese Entwicklung stören würde. Und deshalb führte er seinen Krieg „um die völlige, restlose, uneingeschränkte politische, militärische und wirtschaftliche Souveränität der Türkei“.

Asien ist kein geographischer Begriff, ebensowenig wie Europa. Das hat schon vor einem halben Jahrhundert ein weiser ägyptischer Vizekönig gewußt, der proklamierte: „Ägypten liegt nicht mehr in Afrika, sondern in Europa!“ Ähnlich entschied Kemal Pascha. Er nahm die Hilfe der Asiaten für seinen Kampf gegen Griechenland in Anspruch, aber innerlich kämpfte er gegen eben dieses Asien. Der Sultan, der sich in seinem Palast vor den europäischen Generalen neigte, war Vertreter Asiens. Kemal, der auszog, um den letzten Europäer vom türkischen Boden zu ver-

jagen, wollte dadurch letzten Endes nur Europas Geist gewaltsam auf Asiens Erde verpflanzen.

Das wußte aber um 1921 niemand — nicht die Türken und nicht die Griechen. Und nicht Asien, dessen Schicksal sich hier entschied.

Mit dem Kreuz segnete König Konstantin seine Truppen, als sie im Juli 1921 gegen den Schlüsselpunkt der Eisenbahn Eski Schehir und Afium Karahissar marschierten, ins Innere Anatoliens. Nur zehn Tage lang konnten die Türken Widerstand leisten, dann brach ihre Front am vorgeschobenen Posten bei Kutahia zusammen. Kemal Pascha mußte seine letzte Eisenbahnlinie opfern, um seine letzte Armee zu retten. In ungeordneten Haufen strömte das besiegte türkische Heer zurück. In einem armseligen Abteil des letzten Zuges, das zerschlagene Scheiben hatte und von einer Petroleumlampe nur dürftig erhellt war, trat das Hauptquartier seinen Rückzug an:

„Durch die zerbrochenen Scheiben sah man auf der kahlen, mondbeschiedenen Hügellandschaft das fliehende Heer; schattenhafte Gestalten schlichen gebeugt dahin in dünnen, langgezogenen Kolonnen, manche schon zu Tropfen kleiner Trupps zerreißen, die letzten spärlichen Rinnsale eines versickernden Stroms. War dieser Haufen noch eine Armee zu nennen? Da sagte der Pascha in das Schweigen, so, als zöge er das Resultat langen Nachdenkens: ‚In vier Wochen werden wir den Feind geschlagen haben.‘ Aber so wenig schien dies im Bereich der Möglichkeit zu liegen, daß man geneigt war, an irre Halluzination zu glauben.“ (Mikusch, Mustafa Kemal)

Um mehr als 150 Kilometer mußte die Front zurückgenommen werden, bis der Pascha sein Wort erfüllen konnte. Kaum 100 Kilometer vor Ankara gruben sich die letzten türkischen Soldaten hinter der sumpfigen Linie des Sakariaflusses ein, dort, wo ihn die Eisenbahn nach Ankara überquert. Dem gegenüberliegenden Ufer näherten sich die Griechen.

In den wenigen Wochen vor der Entscheidung vollbrachte Kemal Pascha ein Wunder. Sprachen die Franzosen vom Marnewunder, so darf der Islam mit größerem Recht vom „Wunder an der Sakaria“ sprechen, wo sich das Geschick Asiens entschied. Mustafa Kemal hielt sich in diesen Tagen nur noch mit Alkohol aufrecht. Das vom Koran verbotene „berauschende Getränk“ rettete diesmal die Sache des Pro-

pheten, verlieh Kemal Pascha die Kraft, dem gesamten türkischen Volk seinen Geist restlos opferbereiter Entschlossenheit einzuflößen. Es gab keine Waffenfabriken in der Türkei, so mußten Dorfschmiede und Handwerker auf der Drehbank Waffen und Munition herstellen, um die Materialverluste der Schlacht von Kutahia auszugleichen. Frauen mit Büffelkarren brachten die Munition und die Nahrungsmittel an die Front. Ein paar abgestürzte feindliche Flugzeuge wurden repariert und bildeten die „Luftflotte“. Die Bevölkerung gab der Armee ihre letzten Schuhe, Wäsche, Kleider und Mäntel. Männer und Frauen, Kinder und Greise erhoben sich zur letzten verzweifelten Anstrengung.

Die Schlacht an der Sakaria, zu Füßen der blauen Berge, einst die erste Weidestatt der türkischen Hirtenvölker in Anatolien, begann Ende August. Drei Wochen lang verbluteten beide Völker am Ufer des schmalen Flusses. Beide Feldherren kommandierten persönlich. Majestätisch flatterte am linken Ufer des Flusses die byzantinische Standarte des Königs Konstantin. Am rechten Flußufer, in einem kleinen Bauernhaus, saß der Pascha. Ein kleiner Stab treuer Offiziere umgab ihn. Er selbst war krank. Fieber, eine gebrochene Rippe. Jetzt, in diesen Wochen, sollte es sich entscheiden, ob der ewig Unnachgiebige als Held oder als Verbrecher in die Geschichte eingehen würde.

Vierzehn Tage griffen die Griechen an. Im Hochsommer, vor Hitze, Durst und Hunger vergehend. Schritt für Schritt trieben sie die Türken zurück. Schon besetzten sie das linke türkische Ufer des Flusses. Nachts erkletterten sie die Höhe von Tschal-Dagh, den strategischen Schlüssel Ankaras. Die Schlacht schien für die Türken verloren. In Ankara, in der Großen Nationalversammlung, wurden bereits Stimmen hörbar, die den Pascha beschuldigten, durch seine Unnachgiebigkeit die Türkei ins Verderben gestürzt zu haben. Er selbst erwog bereits im Anblick des zusammenschrumpfenden Heeres den Rückzug, der dieses Mal tatsächlich das Ende des türkischen Volkes bedeutet hätte.

Es war am 7. September 1921, um zwei Uhr nachts. Im Bauernhäuschen des Paschas saßen die Staboffiziere. Er selbst, über die Schlachtpläne gebeugt, schwieg. Plötzlich

läutete das Feldtelefon. Der kleine, schwerhörige Ismet Pascha, der an der vordersten Linie weilte, verlangte den Oberbefehlshaber. Die Stabsoffiziere horchten auf. War es die Nachricht von der endgültigen Niederlage? Waren die letzten Verteidiger in den Schützengräben verblutet? Kemal nahm den Hörer. Sein Gesicht wurde plötzlich gespannt. „Was sagen Sie, Exzellenz? Die Griechen weichen zurück? Tschal-Dagh ist geräumt?“

Das Schicksal Asiens war entschieden!

In diesem Erschöpfungskampf der Völker waren die Griechen die ersten, die erschöpft wurden, die ersten, die buchstäblich nicht mehr weiter konnten, vielleicht nur um einige Stunden früher als die Türken. Von Durst und Hunger gequält, gaben sie den Sieg aus der Hand. Sie verließen die eroberten Stellungen und zogen sich auf das linke Ufer der Sakaria zurück. Sieben Tage später befahl Kemal den Angriff. Am 16. September gab sich der griechische Befehlshaber General Papulas geschlagen. Die Standarte mit dem byzantinischen Kreuz wurde niedergeholt. Die Griechen traten den Rückzug an.

Dieser Rückzug war eine Flucht. Die Zerstörung des Traumes von Byzanz trieb die Griechen zur Verzweiflung. Türkische Quellen berichten und europäische Augenzeugen bestätigen, daß die Griechen auf ihrer 22tägigen Flucht das ganze Land verheerten. Türkische Männer, Frauen und Kinder wurden niedergemetzelt. Moscheen in die Luft gesprengt. Dörfer niedergebrannt. Das ganze Land war eine Wüste.

Aber die Türkei triumphierte. Es war ihr glorreichster Sieg seit den Dardanellenkämpfen. Es war mehr als ein Sieg, es war die Rettung der Nation. Die Nationalversammlung verlieh dem Retter Mustafa Kemal Pascha den prunkvollen Titel „El Ghasi“ — der „Siegreiche“. Den Titel für Helden, die im Kampf gegen Ungläubige ein mohammedanisches Volk errettet haben. In der Tat, nie zuvor hat ein Mohammedaner diesen Ehrennamen mit größerem Recht getragen.

Durch diesen Sieg gewann Kemal über Nacht Weltruhm. Ganz Asien, nicht nur der Islam, verehrte in ihm seinen Helden. Als erste Großmacht nahm Frankreich von dieser

veränderten Lage Kenntnis: Sofort verzichtete Franklin-Bouillon im Abkommen von Ankara auf die fruchtbaren Gebiete Ciliciens, auf die strategisch wichtige Bahnlinie vom Mittelmeerhafen Mersina nach dem Innern Anatoliens, auf den besten Kriegshafen der Südküste der Türkei, auf den Schutz der christlichen Minoritäten — er verpflichtete sich sogar dazu, Kemal Pascha Kriegsmaterial zu liefern, an dem die Türkei so brennend Not litt. Laut Friedensvertrag übergab Frankreich 10.000 Mausergewehre und komplette Ausrüstungen, 2000 Pferde, 10 Flugzeuge und das Material der Sendestation von Adana. Außerdem lieferte es in den folgenden Monaten (ohne Vertrag) weitere 7 Flugzeuge, 100.000 Gewehre, 2000 Maschinengewehre, 2500 Tonnen Kriegsmaterial, 150 Tonnen Sanitätsmaterial. Kemal Pascha atmete auf. Jetzt war er den Griechen an Ausrüstung ebenbürtig, an Menschenzahl überlegen.

Frankreichs Presse und Parlament gaben unverhohlen zu, daß der Vertrag von Ankara den Zweck hatte, dem verhassten Lloyd George einen Streich zu spielen. Vielleicht eine kleine Revanche für die Krönung des Königs Feisal, des „Rebellen von Damaskus“, zum König von Mesopotamien, oder, wie es jetzt offiziell hieß, von Irak. Vergeblich protestierte Lord Curzon gegen den Separatfrieden Frankreichs mit der Türkei. Der Druck der türkischen Waffensiege einerseits, Sympathiekundgebungen der mohammedanischen Inder (Panindischer Kongreß von Ahmedabad am 27. Dezember 1921) andererseits zwangen zum Einlenken. Wieder einmal versammelte sich ein Orientkongreß, diesmal in Paris: Neue Konzessionen an die Türkei! Griechenland weigerte sich jedoch, Smyrna zu evakuieren, dessen griechische Mehrheit der türkischen Rache ausgesetzt war. Daher brach Kemal die Verhandlungen ab. Drei Tage später gab er Befehl zur Offensive — in fünf weiteren Tagen war die königlich griechische Armee zerschlagen. Am 9. September 1922 zogen die Türken in Smyrna ein — auf asiatischem Boden stand kein einziger griechischer Soldat mehr.

Und bald kein einziger Grieche mehr. Die große, reiche, blühende Handelsstadt, wegen ihrer vielen Europäer „Giaur Ismir“, das Smyrna der Ungläubigen geheiß, ging in Flammen auf. Die Stadt, in der mehr Lebens-

freude, mehr Reichtum und Eleganz zu Hause war als in Marseille und Alexandrien, wurde in Brand gesteckt. Furchtbar rächten die Türken die Grausamkeiten der griechischen Eroberer.

In Flammen gingen die Dörfer und Höfe der Christen auf. Griechische Bauern und Krämer, Pächter und Händler wurden erschlagen, wo man sie fand. Wer nicht rechtzeitig die Flucht ergreifen konnte, wer zu weit von der Küste, zu weit von Bahn und Landstraße entfernt war, büßte mit seinem Leben den Traum von Byzanz. Ein Heer von Flüchtlingen, die um ihr Leben zitterten, wälzte sich zum Meer, strömte nach Smyrna, um Rettung zu suchen.

Eine Million und vierhunderttausend Christen — die überwiegende Mehrzahl Griechen, der Rest Armenier und Bulgaren — verließen in diesem und den folgenden Monaten Anatolien und später Thrazien und wanderten nach Griechenland aus. Wurden gegen die Türken „ausgetauscht“, die bis dahin unter griechischem Kreuz gelebt hatten. Die größte Völkerwanderung der humanen Neuzeit — einziges Mittel, um endlich Frieden zwischen Türken und Griechen zu schaffen.

So wurde Hellas besiegt. Endgültig.

In Kleinasien gab es keine „christlichen Minderheiten“ mehr. Auch aus Cilicien waren sie geflüchtet — 70.000 von 80.000 christlichen Einwohnern. Es gab keine Smyrnafrage mehr. Und kein Smyrna. Mit Blut und Eisen hatte Kemal Pascha den Kampf gegen Griechenland beendet. Und Europa schwieg.

Lloyd George allerdings schwieg noch nicht. Nicht so sehr um Smyrna ging es ihm, als um die Herrschaft über die Dardanellen, die vielleicht Britanniens köstlichster Gewinn aus dem Weltkrieg waren — gab doch die interalliierte Besetzung der Meerengen ihm die Macht, Rußland jederzeit von Westeuropa abzuschneiden. Und gegen die Dardanellen marschierte jetzt der siegestrunkene Türke unter Führung des Generalstabschefs Ismet Pascha. Höchst unhöflich forderte Ismet Pascha den General Harrington, Kommandanten der alliierten Truppen, auf, raschestens Tschanak am asiatischen Ufer der Dardanellen zu räumen und sich mit seiner Armee auf das europäische Ufer zurückzuziehen.

Lloyd George und Churchill erließen als Antwort einen Aufruf an die britischen Dominions und die Balkanstaaten, gemeinsam mit Waffengewalt die Neutralität der Meerengen zu verteidigen. Aber weder die Balkanstaaten noch Kanada, Australien, Südafrika waren dazu bereit — und Frankreich revanchierte sich neuerlich für Englands Haltung im Rheinland mit dem „Dolchstoß von Tschanak“: Die französischen (und italienischen) Truppen zogen sich zurück. In der französischen Presse herrschte beispielloser Jubel. Das „Journal des Débats“ schrieb, die Begeisterung sei derart, daß man glauben könnte, die Türkei sei nicht ein Feind, sondern ein Verbündeter Frankreichs im Weltkrieg gewesen! Griechenland mußte kapitulieren. Thrazien wurde geräumt; die Regierung des Sultans in Konstantinopel löste sich auf. Am 4. November 1922 übernahm ein Delegierter Mustafa Kemals die Verwaltung der Kalifenstadt.

Der Kampf war entschieden. Es gab nur mehr eine türkische Regierung — eine einzige. An ihrer Spitze stand der „Chef von Banditen“, der „Ghasi“. Auf der Friedenskonferenz von Lausanne erschienen seine Delegierten nicht als Besiegte, sondern als Sieger. Ismet Pascha, der kleine, schwerhörige türkische General bat nicht mehr, sondern er forderte.

Er gewährte zwar mit einigen höflichen Worten allen Gebieten der Türkei, welche nicht von einer türkischen Majorität bewohnt waren, die „Freiheit“, aber für die nationaltürkischen Gebiete verlangte er nicht nur volle Unabhängigkeit, sondern Aufhebung aller jener Privilegien, die Europa und die christlichen Kirchen zum Teil seit zweihundert Jahren, zum Teil schon seit der Eroberung Vorderasiens durch die Mohammedaner, als selbstverständliche Rechte gekannt hatten. Keine Ausnahmestellung von Ausländern vor dem Gesetz, keine Steuerfreiheit, keine Privilegien in Prozeßverfahren; von einer Beschränkung der Heeresstärke, ausländischen Ratgebern im Heer und Zollwesen, wirtschaftlichen Konzessionen und ähnlichem ganz zu schweigen. Nur die Neutralisierung der Meerengen sowie den Verzicht auf deren Befestigung gestand die Türkei zu — bis sie 1936 auch diese Konzession annullierte. Die Türkei weigerte sich, Kriegsentschädigung zu zahlen, verlangte sie aber von



Griechenland. Hatte doch Griechenland „zu unrecht“ angegriffen!

Europa brauchte Zeit, um sich an diese neuen Gedankengänge der alten Türken zu gewöhnen. Die erste Konferenz von Lausanne endete ergebnislos. Aber der Ghasi hatte Zeit. Auf der zweiten Konferenz fielen die Alliierten um. Als am 23. Juli 1923 der Türke seine Unterschrift unter den Friedensvertrag setzte, war die Türkei als erstes größeres mohammedanisches Land nicht nur nominell, sondern in Wirklichkeit frei geworden. Sie war aber auch der erste Besiegte des Weltkrieges, der bewiesen hatte, daß man Diktate der Sieger nicht annehmen muß. Türkisches Beispiel verwandelte die ganze Psyche des Morgenlandes. Nicht die Kämpfe der Europäer untereinander haben den Respekt Asiens vor Europa schwinden lassen und nicht die Teilnahme farbiger Formationen an den Schlachten Frankreichs und Englands — erst der Sieg Mustafa Kemals erweckte die Hoffnung des Orients auf Freiheit durch eigene Kraft.

In der Tat: es war ein peinliches Ende eines genau zweihundertvierzigjährigen Angriffskrieges Europas gegen den Orient, begonnen von Prinz Eugen von Savoyen, beendet im Frieden von Lausanne. In dieser Erkenntnis verzichteten die Vertreter der Großmächte auf die salbungsvollen Reden, die sonst jeden Friedensschluß begleiten.

Sehr still und sehr bescheiden fuhren die Herren Delegierten nach Hause.

## MUSTAFA KEMAL TRENNT SICH VON ASIEN

Die Türkei war frei, war unabhängig. Nun galt es, den Weg abzustecken, auf dem diese neue, verjüngte Türkei vorwärtsschreiten sollte. Denn von Freiheit allein kann ein Staat nicht leben, auch wenn er ohne Freiheit zu leben nicht gewillt war. Niemand kannte diesen Weg außer dem Ghasi.

Der Ghasi ist ein nüchterner, harter Mann ohne Illusionen, ohne Vorurteile für romantische Vergangenheit. Er kannte die Türken, und weil er sie kannte, war er entschlossen, sie zu ändern. Er bejahte sie nicht, sondern sie

waren für ihn wie Ton in der Hand des Töpfers. Material, aus dem ein großer Staatsmann ein Staatsvolk bauen kann, bauen muß. Weil er kein anderes Material besitzt.

Nomaden waren die Ahnen der Osmanen gewesen, und im Grunde ihres Herzens blieben es auch ihre Nachkommen. Das Modell, nach dem sie ihre Städte und Paläste erbauten, war das Zeltlager der nomadisierenden Horden. Selbst der Palast des Padi Schah in Konstantinopel mit seinen zahllosen Kiosken und Pavillonen war ein steingewordenes Abbild eines Nomadenlagers von 1400. Ein neuer Sultan zog in ein neues Palais, so wie ein Beduine nach dem Tod eines Familienoberhauptes ein neues Zelt errichtet. Und so wie der Nomade auf einen neuen Weideplatz zieht, wenn ihn sein Herz dazu treibt, seine Lagerstatt zu verändern, so wanderten die Türken von Land zu Land. Zentralasien, die Wolgaebene sind voll Ruinen namenlos gewordener Türken-siedlungen, die ein Hirtenstamm auf seinen Wanderungen gebaut und grundlos nach ein, zwei Generationen verlassen hat.

Bis heute steckt dies Erbe dem Türken im Blut. Die türkische Wohnung kennt fast keine Möbel. Zierliche, zusammenlegbare Tischchen, kleine Wandschränke, die leicht verpackt werden können, Teppiche, wie sie auch der Beduine webt, als Belag für die harte Erde, als Vorhang an die Wand — das ist das türkische Heim. Der einzelne Mensch und die Geschichte der Nation — beide kennen keine Sesshaftigkeit.

Heimat des Türken ist die Unendlichkeit der Steppe. So wie sein Blick ans Grenzenlose gewohnt ist, so war auch seine Politik von grenzenlosen Plänen erfüllt. Weleroberung träumte er einst, später Herrschaft über den gesamten Islam, dann das großturanische Imperium: alles nur verschiedene Formen der gleichbleibenden Steppenpsychologie des Wüstenreiters, der keine engen territorialen Grenzen kennen will, weil ihm das Wandern im Blut steckt. Auch in anderer, in religiös-philosophischer Beziehung verrät sich der Nomade. Abwechselnd waren sie Heiden und Buddhisten, Juden (die zum Judentum übergetretenen Chazaren Südrußlands waren Türken) und Christen. Vielleicht keine einzige andere asiatische Rasse hatte innerhalb eines knappen Jahrtausends so viele seelische Wandlungen erlebt wie

die türkische. Auch die Weltanschauung ist für sie nur ein Lagerplatz — man verläßt ihn, sobald ein Führer ruft.

Der Ghasi wollte sein Volk zu einem neuen seelischen Lagerplatz führen, zur geistig-sittlichen Welt des Westens. Schrittweise, wie ein Karawanenführer der Wüste, leitete er die neue Türkei dahin.

Seinen ersten Schlag führte er, natürlich, gegen den Sultan Mehmed VI. Auf dieser Etappe konnte der Führer seiner Gefolgschaft sicher sein. Alle Türken waren darin einig, daß der Sultan, der den Retter der Nation zum Tode verurteilt hatte, der zum gehorsamsten Diener des Feindes geworden war, schleunigst zu verschwinden habe. Wahd-Eddin unternahm nur einen schüchternen Versuch, seine Stellung zu behaupten. Er sandte dem Pascha ein Telegramm, in dem er ihn zum Sieg beglückwünschte. Die Antwort des Ghasi war so kühl und zurückhaltend, daß Wahd-Eddin verstand, daß seine Stunde geschlagen hatte. Der Gedanke einer Republik war allerdings den Türken noch fremd. Zu offensichtlich erschienen den Frommen wie den weniger Frommen die Vorteile der Beibehaltung der monarchischen Staatsform, die gleichzeitig den Anspruch auf die islamische Weltherrschaft in sich barg. In der Nationalversammlung in Angora wurde allerdings nicht mit Ausdrücken gespart, die den armen Wahd-Eddin als Verräter der Nation brandmarkten und seine Absetzung forderten. Aber keine Stimme erhob sich gegen die Monarchie als Regierungsform. Da beschloß Kemal, die Türken auf eine wirklich groteske Art allmählich mit republikanischen Gedanken vertraut zu machen.

Als die Nationalversammlung wieder einmal gegen den Verräter Wahd-Eddin wettete und seine Absetzung verlangte, erhob sich plötzlich der Ghasi und schlug in aller Harmlosigkeit vor, zugleich mit dessen Entthronung das Sultanat vom Kalifat zu trennen, das Sultanat abzuschaffen und „durch die Große türkische Nationalversammlung das an Wissen und Charakter beste Mitglied der Dynastie Osman jeweils zum Kalifen zu erwählen“.

Das Parlament war sprachlos. Für jeden Mohammedaner war der Vorschlag des Ghasi sinnlos. Der Kalif ist weltlicher Herrscher in viel höherem Maße als Sultan; ihn zu einem Geistlichen zu degradieren, schien unmöglich.

Die Delegierten der Großen Nationalversammlung gaben offen zu, daß sie sich in dieser kitzligen Frage, die der Ghasi angeschnitten hatte, nicht zurechtfänden. Was tut ein Parlament, das von einem Problem nichts versteht? Es überträgt die Angelegenheit einer Kommission. Diese Kommission, die entdecken sollte, wie man die siamesischen Zwillinge Kalifat und Sultanat derart auseinanderschneidet, daß bei der Operation nur einer, das Sultanat, zugrunde gehe, bestand aus den würdigsten Kennern des kanonischen Rechtes. Auch die Kommission war nicht minder ratlos als das Parlament. Sie durchstöberte sämtliche Gesetzesbücher, die sechs Sammlungen der beglaubigten Aussprüche des Propheten und alle möglichen Kommentare — aber eine religionsgesetzliche Grundlage zur Trennung des Sultanats vom Kalifat fand sie nicht. Da erhob sich der Ghasi mitten in der Versammlung der Gelehrten des islamischen Rechtes und sprach in beherrschendem und kategorischem Ton:

„Die Souveränität, meine Herren, wird nicht übertragen, sondern erobert. Früher hat sie das Haus Osman erobert, jetzt die Nation. Wenn die Kommission der Nationalversammlung vorschlagen wird, diese bestehende Tatsache formell anzuerkennen, so wäre das meiner Ansicht nach sehr zweckmäßig. Sollte das nicht eintreffen, so wird die Realität sich trotzdem in der nötigen Form durchsetzen. Aber dann ist es möglich, meine Verehrten, daß einige Köpfe abgeschlagen werden.“

Der alte Gelehrte, der den Vorsitz führte, blickte den Ghasi mit klugen und müden Augen an. Er antwortete höflich: „Wir danken für diese Belehrung. Wir sehen die Frage jetzt in einem anderen Licht.“

Das neue Gesetz wurde angenommen. Der letzte Sultan-Kalif Wahd-Eddin verließ an einem nebligen Morgen sein Palais und stieg an Bord eines englischen Panzerkreuzers, der ihn in die Verbannung trug. Das Schwert Osmans, das Symbol der weltlichen Macht der Dynastie, wanderte ins Museum. Als Nachfolger Wahd-Eddins warf Abdul Medschid, jüngster Bruder des ermordeten Thronfolgers Jussuf Issedin als Kalif den Mantel des Propheten um seine Schultern.

Er sollte diesen Mantel nicht lange tragen.

Die Trennung des Sultanats vom Kalifat übte nicht die Wirkung aus, die der Ghasi erwartete. Für die Mehrzahl der Türken war zwischen Sultan und Kalif kein Unterschied. Die Tatsache, daß der neue Herrscher nur Kalif hieß, war dem Volke kaum zum Bewußtsein gekommen. Für den Bauer, für den Soldaten, ja sogar für jeden frommen General war der Kalif wie immer der Beschützer des Glaubens, der Herrscher, der oberste Heerführer, kurz der Monarch.

Am Hofe des Kalifen ging es nicht anders zu als am Hofe eines Monarchen. Es gab Kämmerer und Zeremonienmeister, es gab Empfänge und Audienzen. Aller Macht entkleidet, war der Kalif immer noch die sichtbare Spitze des Staates, der eigentlich schon längst eine Republik war. Es gab nur eine Möglichkeit, den Kalifen in das einfache Dasein eines geistlichen Würdenträgers zu versetzen: ihm das Geld abzunehmen. Nach und nach begann also der Ghasi die Bezüge des „Schatten Gottes auf Erden“ zu kürzen. Nach und nach verschwanden die Hofmeister, Zeremonienmeister und Kämmerer, verschwand der Prunk des kaiserlichen Haushaltes und damit die Illusion der Macht. Doch selbst der Kalif ohne Macht und ohne Geld war immer noch eine Gefahr. Seine Adjutanten waren politische Propagandisten, jede Moschee war seine Festung, und wenn in der Nationalversammlung vorsichtige Politiker vom „obersten Amte“ im Staate sprachen, so war es niemandem klar, ob damit der Ghasi oder der Kalif gemeint war.

In unerwarteter Weise beschloß der Ghasi, diese Frage unzweideutig zu klären. Als ihn der Kalif einmal um die Erhöhung seiner Bezüge bat und sich über die vollständige Ignorierung seiner Person beklagte, antwortete der Ghasi: „Das Verlangen des Kalifen, daß Regierung und offizielle Körperschaften mit ihm in Verbindung treten, bildet eine flagrante Verletzung der Souveränität des Staates. Das Amt des Kalifen hat weder materiellen Sinn noch Daseinsberechtigung. Es gibt keine Verpflichtungen, die dieses Amt ihm auferlegt. Für seinen Lebensunterhalt müssen auf jeden Fall solche Bezüge genügen, die niedriger sind als die des Präsidenten der Republik. Pomp und Gepränge sind nicht vonnöten.“

Abdul Medschid las diesen Bescheid und schwieg. Sein Vater Abdul Asis und sein Bruder Jussuf Issedin waren eines gewaltsamen Todes gestorben. Er hatte Ursache zu schweigen.

Der Ghasi schwieg aber nicht, sondern handelte. In der Nacht zum 2. März 1924 war ein Kreis treuer Generale und hoher Beamten bei ihm in heiterer Stimmung vereint. Aber während die Kriegsgefährten sich unterhielten, während die Diener immer wieder die Gläser füllten, saß der Präsident finster und schweigsam auf seinem Platz. Plötzlich rief er mitten in die Schar der Zechenden hinein:

„Morgen proklamieren wir die Republik. Der Kalif wird abgesetzt.“

Am nächsten Tag wurde das Gesetz der Nationalversammlung vorgelegt.

Das war am 3. März 1924. Noch waren keine vierhundert Jahre vergangen, seit der große Sultan Mohammed der Eroberer seine Krieger zum letzten Kampf gegen die Mauern des christlichen Byzanz geführt hatte. „Drei Bedingungen gibt es für euren Erfolg“, rief der Gewaltige. „Den Sieg wollen, sich vor der Niederlage fürchten und mir gehorchen.“ Als er dann die besiegte Stadt betrat, zog er zuerst zum verwaisten Palast des letzten Kaisers von Byzanz und schrieb an die Wand des kaiserlichen Thronsaales den zarten persischen Vers:

„Perdedari miküned ber Kassri Kaiser ankebut / Bumi nöbet misened ber Künbedi Efrosiab“ — „Es zieht in Kaiserburgen an dem Tor / Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor. / Und in Efrosiabens Königshallen / Hört man die Heermusik der Eule schallen\*.“

Danach aber ritt der fürstliche Dichter über einen Berg von Leichen zur Kirche der „Heiligen Weisheit“. Dort tauchte er seine Hand in das Blut der Feinde und preßte sie an die Kirchenwand. Der Abdruck dieser schweren Barbarenhand wurde zum Wappen des Osmanischen Reiches.

Noch 1924 schmückten die mit Gold ausgelegten Linien dieser Hand die Marmorportalen des kaiserlichen Palastes — aber besser hätte die Inschrift von Spinne und Eule dorthin

---

\*) Efrosiab heißt ein kriegerischer König im persischen Heldenepos „Schah-Name“ — ein kleines Kompliment für den erschlagenen byzantinischen Kaiser.

gepaßt. Lautlos wanderten die wenigen Wärter durch die prunkvollen Säle. Irgendwo in einem fernen Gemach ruhte ein älterer Herr mit grauen Haaren. Ihm gehörte der Palast und das goldene Wappen an der Pforte, die Erinnerung an den großen Ahnen mit der schweren, blutigen Barbarenhand. Ihm, der noch immer der Beherrscher der Gläubigen hieß, Statthalter des Gesandten Gottes. Kalif Abdul Medschid ibn Abdul Asis Khan. Er war der letzte einer langen Herrscherreihe. Noch immer war sein Reich groß. Doch in Wirklichkeit herrschte er kaum noch über die Diener seines Palastes — der Schattenkalif.

Schon lange gab es keine Besuche und Empfänge mehr. Kein offizielles Dokument nannte seinen Namen. Es war still um ihn, wie um einen, den man vergessen hat und an den man nicht mehr erinnert werden will.

In der Nacht zum 4. März meldete man ihm einen Offizier, einen Boten des Ghasi. Abdul Medschid blickte erschrocken auf. Mord? Befohlener Selbstmord?

Es war nicht so schlimm. Die Türkei wurde immer europäischer. Es war ein Kurier mit einem Schriftstück aus Ankara. Der Kalif las:

„Die Große türkische Nationalversammlung hat beschlossen: das Kalifat wird abgeschafft, da es im Sinne und Begriff von Regierung und Republik wesenhaft enthalten ist!“ Der Kalif verstand diese Begründung nicht ganz, aber nur zu gut, was dieser Satz sagen sollte. Er las weiter. Ein anderes Gesetz: „Der Kalif wird mit sämtlichen Angehörigen des Hauses Osman für immer aus dem Lande verwiesen, das seine Ahnen erobert haben. Er hat innerhalb von zehn Tagen das Gebiet der Republik zu verlassen. Das Vermögen des Herrscherhauses wird ohne Entschädigung eingezogen.“

Im Nachtgewand, dürftig bekleidet, mußte der Kalif dem Offizier durch den Palast folgen. Im großen, leeren Thronsaal, wo einst seine Ahnen die Huldigungen der ganzen Welt entgegennahmen, blieb der Offizier stehen. Er hieß den Greis den Thron besteigen. Diener eilten herbei, brachten Licht. Und vor dem Delegierten des Ghasi und den erschrockenen Dienern verlas der letzte Kalif mit bebender Stimme das Schreiben, das ihm der Bote vorlegte:

„Ich, Abdul Medschid ibn Abdul Asis, verzichte für

mich und das gesamte Haus Osman auf alle Rechte des Sultanats und des Kalifats.“

Am nächsten Tag verließ er das Gebiet der türkischen Republik. Die Welt des Islams erfuhr, daß es keinen Stellvertreter Mohammeds auf Erden mehr gab. In dieser Nacht zum 4. März 1924 starb die Idee der Einheit aller Menschen in der Brüderschaft des Islams, die Idee des Staates Gottes.

Die wenigen Türken, die es noch wagten, den Kalifen zu verteidigen, bekamen den ganzen Zorn des Ghasi zu spüren. Einem verdienten General entgegnete der Ghasi grimmig: „Kann man ein Volk als zivilisiert betrachten, das sich von einem Haufen Scheichs, Dedes, Tschelebis, Babas und Emirs ins Schlepptau nehmen läßt, das sein Schicksal Magiern, Traumdeutern, Chiromanten, Zauberern, Loswerfern und Amulettenverkäufern anvertraut?“ Einen neuen Geist wollte der Schöpfer der neuen Türkei:

„Völker, die im Geist des Mittelalters verharren, sind zum Untergang verurteilt. Der Türke soll Glied der internationalen Zivilisation werden. Das muß auch äußerlich in Erscheinung treten... Wir werden Schnürstiefel, Hosen und Jacketts, Kragen und Krawatte tragen und auch einen Hut mit Rand und Schirm.“

Gesetze, Verordnungen und Befehle regneten nieder, die diese Wandlung beschleunigten. Alle religiösen Stiftungen, das ganze Vermögen des Waqf, der toten Hand, wurden verstaatlicht. Die geistlichen Schulen — auch die der Christen — geschlossen. Türkisch wurde offizielle Sprache aller Schulen, die Derwischorden wurden aufgelöst, ihre Führer des Landes verwiesen. War früher das Tragen des Hutes verboten, so wurde jetzt das Tragen des Fez zum Verbrechen. Das Religionsgesetz des Islams — keineswegs das schlechteste — wurde außer Kraft gesetzt. Mußte noch vor zehn Jahren eine Türkin ins Gefängnis wandern, wenn sie sich unverschleiert auf der Straße zeigte, so drohte dieses Schicksal jetzt jeder Frau, die durch einen dichten Schleier ihr Antlitz vor Männerblicken verbergen wollte. Das schweizerische Bürgerliche Gesetzbuch wurde wörtlich übersetzt und zum türkischen Recht erhoben, während unter englischer



Regierung in Cypern und Palästina noch immer das alte türkische Recht in Kraft blieb. Frack und Zylinder wurden die offizielle Kleidung der Republik. Das lateinische Alphabet verdrängte die edlen Schnörkel der uralten arabischen Schrift. Das europäische Schutzzollsystem verdrängte die vom kanonischen Recht allein erlaubten niederen Einheitszölle und gab den Anstoß zur Industrialisierung der Türkei. Kurz, alle Requisiten des Orients wanderten auf den Schutthaufen. Der europäische Tanz und der christliche Wein wurden Bestandteile offizieller Feste. Die romantischen Paläste, die adeligen Moscheen und die engen Straßen Stambuls wurden verlassen, und rund um die alten Viertel des Festungsberges von Ankara entstanden die „geplanten“ modernen Stadtviertel der neuen Hauptstadt der Türkei.

Selbstverständlich fehlte es nicht an Protesten. Die Mohammedaner Indiens, die so manches dazu beigetragen hatten, daß England Kemal Pascha nicht mit ganzer Energie entgegentrat, hatten nicht der Türkei, sondern dem Kalifen zuliebe den Briten mit Aufstand gedroht. Und jetzt war das Kalifat abgeschafft, nicht durch Englands Schuld, sondern von den Türken selbst. Als aber die enttäuschten Inder den Ghasi bewegen wollten, sich selbst zum Kalifen zu proklamieren, antwortete er brutal: „Nach dem Religionsgesetz schuldet jeder Muslim dem Kalifen Gehorsam. Sind die Inder imstande, meine Befehle zu erfüllen? Die Ägypter, die Tataren, die Araber?“

Damit war zwischen dem Panislamismus und der neuen Türkei der erste Trennungsstrich gezogen. Der Türke interessierte sich nicht mehr für die Mohammedaner der europäischen Kolonialreiche.

Wichtiger für Kemal Pascha war, daß in der Türkei selbst ein starker Widerstand gegen den neuen Geist im Wachsen war. Im Februar 1925 organisierte ein vertriebener Derwisch in Kurdistan einen nicht ungefährlichen Aufstand, der die Mobilisierung starker Truppen notwendig machte. Die Kurden verlangten die Wiederherstellung des Kalifats. In Konstantinopel selbst war man unzufrieden mit der Verlegung der Hauptstadt nach Ankara. Es entstand eine „alt-

türkische“ Richtung, die gegen die Modernisierung des schönen und harmonischen türkischen Lebens auftrat. Selbst die ältesten Freunde des Paschas protestierten. Eine Verschwörung wurde entdeckt, deren Fäden bis zu den Kriegskameraden des Ghasi führten.

Mit der Energie, mit der er die Griechen geschlagen hatte, vernichtete Kemal den Feind im Innern. Aufständische Dörfer wurden niedergebrannt, die engsten Freunde des Ghasi wurden erbarmungslos gehängt oder ins Gefängnis geschleppt. Die oppositionellen Zeitungen für immer verboten, Chefredakteure lebenslänglich verbannt, das alte jungtürkische Komitee vernichtet, seine Führer hingerichtet.

Diese Strenge wirkte mehr als die schönsten Reden des Ghasi. Es gab keine Opposition mehr, ja nicht einmal die Möglichkeit einer Opposition. Der Ghasi wurde satzungsgemäß zum unabsetzbaren Präsidenten der „Republikanischen Volkspartei“, deren Parteifunktionäre und Parlamentskandidaten er ernennt, und die zugleich die einzige Partei der Türkei darstellt. Das Parlament ist nicht Widerspiel von Meinungen — sogar Interpellationen in der Kammer dürfen nur auf Grund eines Parteibeschlusses erfolgen. So hatte der Ghasi freie Hand, um alle, auch die kühnsten Reformen ungehindert durchzuführen. Die 19 Millionen Einwohner der neuen Türkei bilden eine einzige Macht in seiner Hand. Der Ghasi oder — wie er heute heißt — „Atatürk“, „Vater der Türken“, hat alles erreicht, was ein Mensch nur erträumen kann: aus tiefster Erniedrigung und Ohnmacht hat er sein Volk zuerst auf dem Schlachtfeld an drei Fronten zum Sieg geführt, sodann hat er ihm an Stelle eines korrupten, entarteten Herrschergeschlechtes eine neue, starke Regierung gegeben und es schließlich aus dem Mittelalter in eine neue Zeit geleitet, in der es seine Energien entfalten konnte.

Ob er ihm aber mit der Trennung vom Dar ul Islam, von der Gemeinschaft der Gläubigen, einen Dienst erwiesen hat? Ob die türkischen Menschen in Zylinder und Frack glücklicher sein werden als im altertümlichen Salonrock mit dem Fez? Allah barif — Gott allein weiß es.

Denn: so stark ausgeprägt auch das Antiklerikale, fast Antireligiöse in der Entwicklung der neuen Türkei ist — noch ist nicht das letzte Wort gesprochen. Eine Reihe wichtiger Anzeichen deuten daraufhin, daß die Periode des Atheismus nur eine kurze Etappe bleiben wird.

Der türkische Islam hat seine arabischen Bindungen verloren, hat den orientalischen Charakter aufgegeben, aber in anderer Beziehung ist er heute mehr Alleinherrscher als er je zur Zeit des Kalifen war. In der heutigen Türkei herrscht keine Toleranz für fremde Religionen. Weder Christ noch Jude kann heute Staatsämter — außer in seltenen Ausnahmefällen — erreichen. Der Islam hat in der Türkei aufgehört, eine Religion unter vielen zu sein — er ist die einzige Staatsreligion geworden.

Damit gewinnt eine zweite Tendenz immer größere Bedeutung: die Tendenz der mohammedanischen Konzentration auf türkischem Boden. Mustafa Kemal hat 1923/24 die Dreiviertelmillion türkischer Mohammedaner Griechenlands „ausgetauscht“ gegen 1,400.000 Griechen, Armenier und Bulgaren und dadurch die Türkei zu einem Staat ohne nationale Minoritäten gemacht. Der Versuch hat sich gelohnt. Und so schritt die moderne Türkei vor kurzem zu einem zweiten Versuch in gleicher Richtung: noch leben etwa 800.000 Mohammedaner in Bulgarien und etwa 200.000 in Rumänien — diese Million Auslandtürken wird ebenfalls zurückgerufen und in Ost- und Westthrazien angesiedelt, um den europäischen Grenzwall rund um Konstantinopel zu einer soliden türkisch-mohammedanischen Mauer zu machen.

Diese Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, aber schon zeichnen sich die Konturen der neuen Lage am Horizont: die Dardanellen und der Bosphorus wieder befestigt wie einst — Konstantinopel seiner vorwiegend christlichen Einwohner weitgehend entledigt, zu einer rein türkischen Stadt gemacht — Thrazien beiderseits des Maritzaflusses durch eine Million türkischer Einwanderer aus Bulgarien und Rumänien verstärkt . . . das heißt nicht mehr und nicht weniger als Verschiebung des Schwergewichtes des türkischen Staates wieder in der Richtung zum Goldenen Horn.

Kommt aber wieder Konstantinopel hoch, dann wird der

magische Zauber des Kalifats auch neu erstehen. Die Türkei von 1936 ist nicht mehr die von 1922. Damals weniger als 15 Millionen Einwohner, hat sie 1937 (durch Rückwanderung und Geburtenüberschuß) bereits gegen 19 Millionen — während Irak, Syrien, Libanon zusammen nicht einmal ein Drittel dieser Zahl aufbringen und Persien kaum die Hälfte. Die Türkei, von dem endlos langen Krieg erholt, der 1908 begann und erst 1923 endete, entwickelt sich in gewaltiger Schnelligkeit und wird, ob sie will oder nicht, in den nächsten Jahren wieder die Vormacht des Islams werden.

Und schon tauchen in der türkischen Jugend, der neuen Generation, wieder alte Pläne, alte Machtträume auf. Mustafa Kemal hat diesen Romantizismus verleugnet, die Türkei zu einem nüchternen, armen Kleinstaat reduziert. Klein, aber frei. In den dreizehn Friedensjahren ist sein Land gewachsen, wurde zum Mittelstaat und kann morgen schon wieder die Rolle einer Großmacht im Orient übernehmen. Nicht ohne Eindruck blieb es auf das türkische Selbstbewußtsein, daß der junge englische König Eduard VIII. im September 1936 als erster britischer Monarch nach Konstantinopel auf Besuch kam — die junge Türkei wächst und reckt sich. Bekommt wieder Appetit auf neue Erwerbungen .

Und mit diesem Appetit wird auch der Geist des Islams wieder lebendig werden. In verjüngter, erneuerter Form. Es mag noch ein Jahrfünft dauern oder ein Jahrzehnt oder noch etwas länger — aber die Rolle des Türken als Bannerträger des Propheten ist noch nicht zu Ende.

Wenn wir mit diesem Ausblick in eine nahe Zukunft den Siegesang der wiedererstandenen Türkei schließen, des Werkes Kemal Atatürks, so wollen wir nicht vergessen, daß dieser Staatsmann und General überall erfolgreich war — gegen Armenier und Griechen, gegen Kurden und Kalifen, gegen Jungtürken und Monarchisten, gegen Italien und Frankreich, an den Dardanellen und am Bosphorus — überall, nur in einem einzigen Punkt nicht: die türkisch-kurdische Provinz Mossul mußte er preisgeben. Hier stieß er auf den ehernen, zum äußersten entschlossenen Widerstand

Großbritanniens. Für Mossul war sogar das England der Nachkriegszeit zu einem Krieg bereit.

Und da Mossul mit der Existenz des neuen arabischen Staates Irak untrennbar zusammenhängt, wollen wir diese Teilfrage näher betrachten.

### „ALLAH IST GROSS — ÖL IST GRÖßER“

Der Kampf zwischen Islam und Christentum wurde bisher in großer Linie als politische — nicht wirtschaftsbedingte, sondern eher weltanschauliche — Geschichte des Niederganges und der Wiedergeburt des Osmanischen Reiches geschildert, ohne auf die zahllosen Nebenlinien einzugehen, die die großen Fronten der beiden Gegner durchbrechen und ihre Tendenzen durchkreuzen. Man kann aber jedes Problem von den verschiedensten Seiten betrachten. Hinter religiösem und nationalem Fanatismus stecken oft Wirtschaftsinteressen, hinter patriotischen Kundgebungen brutale Habgier — und beides schließt nicht die Echtheit des Patriotismus und die Aufrichtigkeit des Fanatismus aus. Die blutige Nachkriegsgeschichte des Islams hat zum Schlachtruf den heiligen Ruf „Allahu Akbar“ — „Allah ist groß“. Daneben aber läuft eine nicht minder blutige Geschichte, deren Seiten von Öl befleckt sind und deren Wahlspruch lauten könnte: „Neft Akbar“ — „Petroleum ist größer!“ Denn: neben Amerika sind es die Länder des Islams, die das flüssige Gold liefern, um das und mit dem Kriege geführt werden.

An drei Stellen ist der Ölreichtum des Orients konzentriert: Südpersien, Kaukasus, Irak. Südpersien war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die unbestrittene Domäne Englands; der Kaukasus gehörte ebenso unbestritten den Russen. So blieb also als nicht vergebenes Ölgebiet der Zukunft nur noch das Öl des Irak. Und dieses Öl erstreckt sich über einen weiten Landstreifen vom Norden des Mossulvilajets über Khanikin hinweg nach Südpersien. Viele Völkerschaften und Nationen bewohnen und durchstreifen dieses Land. Im Gebirge sitzen die Kurden, im Süden vermischt mit persi-

schen Stämmen, im Norden mit den nestorianischen „Assyryern“ und den katholischen „Chaldäern“. In der Ebene streifen die Araber, in den Städten wohnen die Türken. Die Mehrzahl der Einwohner des Landes sind Nomaden. Das Land ist wüst, die Ebene kahl. Nomadenweiber ziehen hin und wieder Eimer voll Öl aus einem Brunnen und bestreichen damit ihr Vieh. Brennende Gase schlagen aus der Erde. Schmiede errichten an solchen Stellen ihre Werkstätten, und Frauen kochen an diesen Feuern ihre Linsen und Erbsen. Die Ortschaften aber, die hier liegen, waren zum Privateigentum Seiner Majestät des Sultans Abdul Hamid erhoben worden, als sich Interessenten für das Öl gefunden hatten.

Noch in den Zeiten des blutigen Sultans kämpften um den Besitz dieser Ortschaften Engländer, Deutsche und Amerikaner.

Um diese Zeit entsandte die „Shell“, eine der drei größten Ölkompagnien der Welt, ihren fähigsten Agenten, den Armenier Calust Sarkis Gulbenkian nach Stambul. Gulbenkian war ein Genie auf dem Gebiete der orientalischen Intrige, und es dauerte nicht lange, bis er die erste unblutige Schlacht um das Öl Mossuls gewonnen hatte. Am 23. Oktober 1912 unterschrieben im Festsaal der Hohen Pforte drei Partner einen Vertrag: die Deutsche Bank, die Shell und die Türkische Nationalbank. Gulbenkian feierte den ersten Sieg. England, also die Shell, war mit 25% am Mossulöl beteiligt. Von den restlichen 75% erhielten die Deutsche Bank 25% und die Türkische Nationalbank 50%. Dieser Sieg war aber selbstverständlich nur ein Vorgeplänkel für die kommenden kriegerischen Handlungen. 25% befriedigten die mächtige Shell keineswegs. Zwei Jahre kämpft Gulbenkian um einen weiteren Erfolg. Er gibt den türkischen Ministern Ratschläge, baut sich einen Palast in Konstantinopel, veranstaltet Feste und entdeckt endlich irgendwelche alte Briefe eines längst verstorbenen Großveziers, in denen unbestimmte Versprechungen enthalten sind. Gulbenkian konstruiert daraus ein Recht. Er verteilt Millionengeschenke, und da kein türkischer Würdenträger um jene Zeit auch nur eine Ahnung hat, was die Wüste bei Mossul wert ist, erreicht der Armenier wieder sein Ziel. Am 19. März 1914 verzichtet die Türkische Nationalbank zugunsten Englands auf ihre 50%.

Nur noch 25% des Ölschatzes bleiben in fremden, nicht-englischen Händen. Als aber fünf Monate später der Weltkrieg begann, veröffentlichte England eine Erklärung, wonach die 25% der Deutschen Bank ohne irgendwelche Entschädigung an die Shell übergingen.

Von da ab hörte man nichts mehr vom Öl Iraks. Man muß sich aber dieses Öls erinnern, um die nun einsetzenden Geschehnisse zu begreifen. Im März 1916, während vor Verdun die deutschen Geschütze donnern, treffen sich die Vertreter Englands und Frankreichs. Monsieur Georges Picot soll feststellen, was Frankreich von der Kriegsbeute zu erwarten habe. Der Engländer Mark Sykes hat den Auftrag, Frankreich neuen Mut einzuflößen — er ist großzügig. Eine Landkarte wird ausgebreitet, Sykes umrahmt mit einem Blaustift Syrien, Cilicien, Ostanatolien — dann zögert er einen Augenblick und beschreibt noch einen Kreis um das kleine Vilajet Mossul mit den kurdischen Bergen: die blaue Zone. Mit einem Bleistiftstrich hatte England auf alle Früchte der Arbeit Gulbenkians verzichtet.

Diesen Geheimvertrag vom 16. Mai 1916 zu schließen, dürfte den Engländern kaum schwergefallen sein. In Mossul saßen damals Deutsche und Türken und verteidigten Mesopotamien: sie hatten gerade vier Wochen vorher die Engländer zur Kapitulation bei Kut el Amara gezwungen. Wenn jemand Mossul bedrohte, so waren es damals nicht die Briten, sondern die Russen, die schon in Rowandus standen. Außerdem aber hatten die Engländer für jede Eventualität noch einen Trumpf in der Hand: den berühmten Vertrag von Mac Mahon mit König Hussein.

Es ist sicher, daß Oberst Lawrence 1916 noch keine Ahnung davon hatte, daß der Scherif Hussein und seine Söhne eigentlich ein Gebiet erobern sollten, das Sykes an Frankreich abgetreten hatte. Und es ist ziemlich sicher, daß der vornehme, idealgesinnte Sykes keine Ahnung hatte, daß Oberst Lawrence mit seinen Arabern das Öl von Mossul für England erobern sollte, nachdem es rechtsgültig an Frankreich abgetreten war. Aber ein anderer Engländer war zweifellos darüber informiert: der Oberkommissar von Ägypten, Sir Arthur Mac Mahon, der das Bündnis mit den Arabern abschloß — denn Seine Exzellenz wurde später, gewisser-

maßen im Nebenberuf, Direktor der Royal Dutch and Shell Company.

Als der Krieg zu Ende ging, waren es aber nicht die Franzosen, sondern die Engländer, die am 3. November 1918 in Mossul einzogen. Während nun den Franzosen viel daran lag, daß das Abkommen Sykes-Picot erfüllt werde, hatte man in London und Mossul wenig Lust dazu.

Im Jahre 1920 bereitete Frankreich die Besetzung der Ruhr vor und bedurfte dazu des englischen Einverständnisses. England war bereit, aber es stellte Bedingungen. Am 25. April 1920 trafen sich in den Palmengärten San Remo Sir John Cadman, Vertreter des englischen Öltrusts, und Monsieur Philipp Berthelot, Vertreter der französischen Ölfirmen. Beide Herren kamen überein, das Abkommen Sykes-Picot gründlich zu vergessen. Die französische Republik erhielt freie Hand in Deutschland, Syrien und 25% des Mossulöls, dieselben 25%, die einst der Deutschen Bank gehört hatten. Und England — den Rest.

Die so aufgeteilte Welt wollte sich aber nicht aufteilen lassen, nicht zuletzt darum, weil weder England noch Frankreich mit dem Abkommen von San Remo restlos einverstanden waren. Und so erschien auf der Bühne der Ölpolitik der kämpferische Islam oder, richtiger gesagt, als seine Vertreter die Türken, die Araber, die Kurden und die nicht-mohammedanischen Drusen. Ein typisch orientalisches Spiel setzte ein: Syrien wurde wohl Frankreich zugesagt, den Besitz erwerben mußte aber Frankreich selbst. In den Bergen Syriens rebellieren die wilden Stämme, der Aufstand wird von England nicht unfreundlich betrachtet. Aber Frankreich schickt den tüchtigen General Gouraud mit Verstärkung. Gouraud siegt. Frankreich vergißt aber weder die englische Munition, die es bei den gefangenen Rebellen findet, noch die verlorenen 75% des Mossulöls. Es nimmt kaltlächelnd Revanche: im Oktober 1921 unterzeichnet Franklin-Bouillon in Ankara einen Freundschaftsvertrag mit Englands Feind, mit Kemal Pascha, und anerkennt darin ausdrücklich die heiligen Rechte der Türkei auf die Wüste von Mossul, in der Hoffnung, von der Türkei das Petroleum zu bekommen.

Leichte Verwirrung in London. Die Schachfiguren haben sich selbständig auf dem Brett verschoben, das muß korri-



giert werden. Also wird der bewährte Emir Feisal von den Engländern nach Bagdad geschickt und zum erblichen Herrscher über das Königreich Irak proklamiert. Die Lage bleibt aber gespannt, denn Feisal hat keine wirkliche Macht. Dicht hinter Mossul blitzen die Bajonette der neuerstandenen und augenblicklich franzosenfreundlichen Türkei. Die unschätzbaren Ölquellen sind in Gefahr, die City in London erkennt das; altbewährte Fachleute, wie Calust Sarkis Gulbenkian und Sir Basil Zaharoff, tauchen wieder auf.

Die Bühne wird umdekoriert. Lloyd George studiert die Geschichte der Kreuzzüge. Das Christentum muß seiner Ansicht nach über den Islam siegen. Das östliche Christentum heißt Griechenland. Sein Führer ist der König Konstantin. Der Grieche Zaharoff erledigt alles andere. König Konstantin zieht in den Heiligen Krieg gegen die rebellische Türkei. In den stillen Arbeitszimmern der Ministerien weiß man genau, was dieser Krieg bedeutet: nicht Christentum und Islam, nicht Griechenland und die Türkei führen Krieg. Es ist ein Krieg zwischen England und Frankreich um die Ölquellen von Mossul.

Dieses Mal siegt die Türkei, siegt Frankreich. Die Reichtümer Mossuls sind zum Greifen nahe, doch noch einmal gibt Frankreich die Früchte seines Sieges im Orient preis. Zur allgemeinen Überraschung und zur größten Bestürzung der Türken erklärt Poincaré, daß die Republik die Ansprüche des Königreiches Irak auf Mossul unterstütze! Erst nach Wochen erfährt man, daß für diesen Verzicht England den Franzosen die volle Unterstützung bei der Besetzung des Rhein- und Ruhrgebietes zugesagt hat. Deutsche Kohle soll die Franzosen für das Öl von Mossul entschädigen.

Der türkische Traum von Mossul ist augenscheinlich ausgeträumt. Am 22. November 1922 ziehen die Truppen des Königs Feisal in Mossul ein. Schon zwei Jahre vorher hatte England seine Stellung zum Irak staatsrechtlich geklärt. Am 25. April 1920 betraute der Vorsitzende des Völkerbundes das Britische Reich mit dem Mandat über Irak. Begründung: „Um es dem Glücke und der Kultur entgegenzuführen.“

In der trostlosen Wüste von Mossul, deren Einwohner

gar nicht wußten, wie heißumstritten sie seit Jahrzehnten waren, sehnte man sich aber offenbar weder nach Glück noch nach Kultur. Englandfreundliche Politiker wurden mit Bomben bedroht, aufständische Stämme zogen durch die Steppe, und selbst die Annahme des Anglo-Irak-Vertrages (Juni 1924), der für Jahre Englands Macht im Irak sicherte, vermochte in der Mossulwüste keine Ruhe herzustellen. Denn die Türken hörten nicht auf, Mossul für sich zu verlangen. Interessant, mit welchen Argumenten um den Besitz von Mossul gestritten wurde, ohne daß von einem der beiden Gegner das Wort „Petroleum“ auch nur in den Mund genommen wurde:

Die Türken rechneten für nur	Die Engländer rechneten für
drei Distrikte des Vilajets:	vier Distrikte des Vilajets:
282.000 Kurden	455.000 Kurden
147.000 Türken	66.000 Türken
43.000 Araber	186.000 Araber
31.000 Christen und Juden	79.000 Christen und Juden

Beide waren darüber einig, daß die Araber eine verschwindende Minderheit seien. Die Türken behaupteten, daß die Kurden zu den Türken gehören und turanischen Ursprungs seien. Die Engländer behaupteten, obgleich die Encyclopaedia Britannica die turanische Abstammung der Kurden angibt, daß die Kurden Arier seien. Als ob das eine Ursache dafür wäre, sie semitisch-arabischer Herrschaft zu unterwerfen.

England und die Türkei einigten sich schließlich, die Entscheidung über die Zugehörigkeit des Vilajets Mossul einer neutralen Kommission des Völkerbundes zu übergeben. Merkwürdigerweise begann genau eine Woche nach dem Eintreffen der Völkerbundkommission der kurdische Aufstand in der Türkei gegen Mustafa Kemal Pascha, über den wir im vorigen Kapitel berichtet haben. Inwiefern dieser Aufstand die Kommission beeinflusste, ist nicht festzustellen — immerhin, das Ergebnis ist bekannt: Der Völkerbund sprach Mossul den Arabern des Irak zu. England war am Ziel.

Am 15. März 1925 meldete Reuter aus Bagdad:

„Seine Majestät der König Feisal von Irak hat der Irak-Oil-Company das alleinige Recht der Olausbeutung im Irak erteilt. Der Wert der Konzession beträgt tausend Millionen Pfund.“

Eine Milliarde Pfund — die Arbeit des Herrn Gulbenkian war beendet.

Die zwei Welten, die um die Herrschaft in Asien ringen, sind England und Rußland. Imperialismus gegen Bolschewismus, bürgerliche Demokratie gegen proletarische Diktatur, Christentum und Smoking gegen das Hemd des russischen Atheisten — so sehen die Fronten von der einen Seite betrachtet aus. Von der anderen Seite: Russische Ölfront gegen englische. Die russische Öllinie beginnt im Kaukasus und zieht über Turkestan bis zur chinesischen Grenze. Die englische beginnt in Mossul und zieht über Südpersien bis Indien. Der Kampf um das Vilajet in Mossul war nur ein kleiner Ausblick auf den nie endenden Kampf um das Petroleum Asiens. Solange das synthetische Benzin und das synthetische Schweröl nicht das natürliche Petroleum verdrängen, herrscht in Asien der, der dieses Öl besitzt. Als England von Mossul nach Haifa eine Röhrenleitung mit zehn Millionen Pfund Kosten durch die Wüste zog, handelte es sich nicht darum, Öl in Haifa billiger kaufen oder verkaufen zu können als jenes, das auf den Petroleumdampfern von Südpersien her rund um Arabien in vierzehntägiger Fahrt ins Mittelmeer gelangt. Nein: die Öltanks von Haifa machen diese Stadt zum Singapur des Mittelmeeres, zur mächtigen englischen Flottenbasis an der Zufahrt des Suezkanals. Der Weg nach Indien wird vom englischen Öl beschützt und vom russischen bedroht. Zwischen diesen beiden Ölfronten aber lebt eine Welt, die noch immer zu Allah betet und nicht zum Götzen Petroleum.

Vielleicht ist es falsch, wenn man davon spricht, daß England gegen Rußland, Juden gegen Araber, Franzosen gegen Syrer kämpfen. Vielleicht müßte man sagen: Allah kämpft gegen Öl. Die schmalen Röhrenleitungen von Mossul nach Haifa und von Baku an das Schwarze Meer — sie sind für die Welt des Islams viel schwierigere Hindernisse als alle sichtbaren Zeichen des Vormarsches europäischen Geistes und abendländischer Herrschaft.

## DIE INTERNATIONALE LENINS GEGEN DIE INTERNATIONALE ALLAHS

„Mohammedaner des Orients, Perser und Türken, Araber und Inder, alle diejenigen, mit deren Freiheit und Heimat die gierigen Räuber Europas jahrhundertlang Handel trieben, alle diejenigen, deren Länder die Plünderer, die den Krieg begonnen haben, verteilen wollen: Wir erklären, daß die geheimen Verträge des gestürzten Zaren über die gewaltsame Besetzung Konstantinopels jetzt zerrissen und vernichtet sind. Wir erklären, daß der Vertrag über die Teilung Persiens vernichtet und zerrissen ist. Wir erklären, daß der Vertrag über die Teilung der Türkei und die Wegnahme Armeniens vernichtet und zerrissen ist. Verliert keine Zeit, Mohammedaner des Orients, und schüttelt von euren Schultern die hundertjährigen Räuber eurer Länder ab. Überlaßt ihnen nicht mehr eure heimatlichen Herde zur Plünderung. Ihr müßt selbst Herren eurer Länder sein. Ihr habt das Recht dazu. Euer Schicksal liegt in eurer Hand.“

Es war um das Jahr 1918 den Mohammedanern des Orients schwer, den verführerischen Lockungen dieser pathetischen Sätze des kommunistischen Aufrufes an Asien zu widerstehen.

Um dieselbe Zeit, als die Länder Europas die endgültige Aufteilung des Orients beschlossen, verkündete die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken die Freiheit allen Orientalen! Sie verzichtete auf alle Länder, auf die der Zar seine schwere Hand gelegt hatte, und diese Geste gewann ihr das Vertrauen der Perser, Türken, Araber und Afghanen. Persische Prinzen, arabische Scheiks, indische Theologen, türkische Paschas entdeckten plötzlich kommunistische Gefühle in ihren Herzen, die um so aufrichtiger wurden, je weniger die Sowjets vorderhand die Grundsätze des Islams oder das Wort des Korans antasteten.

So fern auch den Orientalen der Gedanke einer kommunistischen Revolution sein mochte — für die Waffen, die die rote Union der Türkei lieferte, hatten sie volles Verständnis. In den Jahren 1919 und 1920 glaubten daher viele, daß sich die Internationale Lenins mit der Internationale Allahs vereinen würde, um gemeinsam Europa Kampf anzusagen.

Die große Verbrüderung der beiden Internationalen fand im September 1920 statt, als die Sowjets einen Kongreß der unterdrückten Völker des Orients nach Baku luden.

Schon die Einladung zu diesem Kongreß zeigte, daß die Union nötigenfalls ihre marxistischen Grundsätze mit Zitaten aus dem Koran und dem Hinweis auf die heiligen Aussprüche des Propheten zu belegen verstand:

„Bauern und Arbeiter Persiens! Die Regierung der Kadscharen von Teheran mit ihrem Gefolge von Khanen\*) hat euch seit Jahrtausenden ausgeplündert. Der Boden — nach dem heiligen Religionsgesetz des Islams gemeinsames Eigentum von euch allen — ist immer mehr in den Besitz der Lakaien der Teheraner Regierung übergegangen, die Persien an die englischen Kapitalisten verkauft haben.“

So wurde Volk für Volk einzeln angerufen und dann schloß die Einladung mit den berühmten frommen Sätzen:

„Wir wünschen uns, mit Euch in Baku auszusprechen. Seit Jahren wandert Ihr durch die Wüsten zu den heiligen Orten, wo Ihr Eurer Vergangenheit und Eurem Gott Ehrfurcht bezeugt — jetzt wandert über Wüsten, Berge und Flüsse, um gemeinsam erörtern zu können, wie die Knechtschaft zu brechen sei und um in brüderlicher Eintracht als freie und gleiche Menschen zu leben.“

Die Völker des Orients strömten nach Baku. Der Kongreß, dem einer der Verfasser als Zuschauer beiwohnte, bot mit seiner vieltausendköpfigen Menge von Arabern und Persern, Afghanen und Türken ein seltsames Bild. Während der pathetischen Rede Sinowjews stürzten plötzlich alle Delegierten zur Tür, durch die gerade Enver Pascha eintrat, knieten nieder und küßten ihm die Hand. Nachher zogen sie in die Moscheen, um Allah anzurufen. Ein andermal wurden die Sitzungen des Kongresses unterbrochen, weil die schiitischen Abgeordneten während des Moharremfestes zu Ehren des heiligen Hussein ihren Leib kasteien und peinigen mußten. Mit solchen taktischen Feinheiten wurde unterstrichen, daß die Heilslehre des Korans und die neue Lehre von Marx sich vortrefflich vereinen ließen. Diese Fiktion hielten die Sowjets noch einige Zeit aufrecht: den Ring, den die Blockade der Siegerstaaten um sie schloß, versuchten sie mit Hilfe des Islams in Asien zu durchbrechen. Ihr Verzicht auf die imperialistische Politik des Zaren bedeutete keineswegs ihr Desinteressement an Asien, sondern im Gegenteil:

---

\*) Die Kadscharen waren die bei Kriegsende regierende Dynastie des persischen Kaiserreiches; Khan ist teils ein erblicher Titel für mächtige Nomadenhäuptlinge — etwa einem Grafen entsprechend — teils ein Hoftitel, etwa gleichwertig mit „Exzellenz“.

Eroberung Asiens von innen, statt Unterjochung von außen. Gleichschaltung des kommunistisch werdenden Islams in Vorderasien und Zentralasien sollte das Weltreich der Sowjets an Stelle des europäischen Kolonialreiches in Asien setzen. Diese Eintracht dauerte bis zum Friedensschluß zwischen Polen und Rußland und bis zur allmählichen Anerkennung der Sowjets durch Westeuropa. Sobald dieses Bereitschaft zeigte, die orientalische Trumpfkarte der Kommunisten zu honorieren und als Gegenleistung für verhältnismäßige Passivität der Roten in Asien ihnen in Europa Ruhe zu gewähren, änderte sich allmählich die kommunistische Taktik. An Stelle der selbstlosen proislamitischen Haltung traten langsam und vorsichtig die alten imperialistischen Methoden des Zarismus.

Zuerst traten diese den mohammedanischen Völkern des alten Rußland gegenüber zutage. Es war das Unglück der Mohammedaner, daß sie auf einem Boden saßen, auf dem es Petroleum gab — in der schönen Ebene von Aserbeidschan. Mitten während des russisch-polnischen Krieges besetzten die Sowjets die kaukasisch-mohammedanische Republik Aserbeidschan, sobald die Engländer in unbegreiflicher Verblendung von dort abgezogen waren. Die Mohammedaner wehrten sich. Es half ihnen wenig. In Gandscha, der zweitgrößten Stadt Aserbeidschans, wurde ihnen demonstriert, was Sinowjew unter „brüderlicher Eintracht und Freiheit und Gleichheit der unterdrückten Völker“ verstand.

Die Patrioten wurden niedergemetzelt. In Gandscha wurden zehntausend aufständische Aserbeidschaner von den Roten mit Maschinengewehren zusammengeschossen. Nur achtundvierzig Mann, darunter einer der Verfasser, überlebten das Gemetzel. Zugleich wurde die zweite mohammedanische Republik des Kaukasus, Daghestan, von den Sowjets mit Waffengewalt erobert. 1921 war der ganze Kaukasus wieder in russischem Besitz.

Ähnlich in Zentralasien und Turkestan. Es gab plötzlich in Buchara, der alten Hauptstadt des östlichen Islams, in Samarkand, in Chiwa und Ashabad lokale Unruhen. Natürlich mußten die bolschewistischen Truppen einmarschieren, um Ordnung zu schaffen; nicht lange dauerte es, und die mohammedanischen Länder von Turkestan waren als So-

wjetrepubliken Turkmenistan und Usbekistan Rußland angeschlossen.

Nachdem auf diese Weise die Grenzen des Vorkriegsrußland in Asien wiederhergestellt und die mohammedanischen Völker — allerdings mit weitgehender sprachlicher Autonomie — dem neuen Rußland fest einverleibt waren, schrieben die Sowjets statt des Bündnisses mit Allah den Kampf gegen Allah auf ihre Fahnen. Wurde durch Kemal Pascha in der modernen Türkei Allah „vom Staat getrennt“, so ist er aus dem russischen Orient verbannt. Die Mehrzahl der Moscheen und religiösen Schulen wurde geschlossen oder in Arbeiterklubs verwandelt. Das kanonische Recht des Islams, das unter dem Zaren wenigstens teilweise gültig war, wurde aufgehoben. Den dreißig Millionen Mohammedanern Rußlands ist jede Verbindung mit dem panislamitischen Gedanken untersagt: der Islam in Sowjetrußland ist zum Absterben verurteilt.

Aber dennoch gibt es Stellen und Behörden in der Sowjetunion, wo das Wort des Propheten von Staats wegen gelehrt wird: es sind die Akademien der Dritten Internationale und der G. P. U. Dort werden die Diplomaten, dort die Propagandisten für den Orient vorbereitet. In jahrelangen Studien werden sie mit den Gesetzen und Gebräuchen des Islams so vertraut gemacht, daß sie jederzeit eine Diskussion mit einem gelehrten Professor aus Al Azhar aufnehmen können. Als 1924 die erste Sowjetgesandtschaft nach Arabien geschickt wurde, um freundschaftliche Beziehungen zu dem alten König Hussein herzustellen, da waren die Araber des Hedschas baß erstaunt über die theologischen Kenntnisse und die fromme Gesinnung des Sowjetdelegierten Nadir-Bey Torakoloff, der sich besser in den Gesetzen und Überlieferungen des Islams auskannte als die Araber selbst.

Aber: wurde auch in Rußland der Islam niedergeworfen, verloren auch die Mohammedaner innerhalb der Sowjetgrenzen ihre Zugehörigkeit zur Internationale des Islams, so daß sie heute eigentlich nicht mehr zum mohammedanischen Gesamtstaat gezählt werden dürfen — die kurze Zeitspanne von 1919 bis 1922, da Rußlands neue Herrscher eine Verbrüderung zwischen Allah und Lenin anstrebten,

brachte den Völkern des Islams doch große und bleibende Vorteile.

Nie wäre es unter dem Zaren möglich gewesen, nie hätte selbst ein demokratisches Rußland es zugelassen, was die Bolschewiken nicht nur gestatteten, sondern sogar organisierten und unterstützten: die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität für drei mohammedanische Staaten, die Türkei, Persien und Afghanistan mit zusammen rund fünf- unddreißig Millionen Muslimen. Gewiß war das treibende Motiv der Sowjets nicht selbstlose Liebe zu den Mohammedanern Anatoliens und Irans. Sicherlich ging es ihnen in allererster Linie darum, diese drei Länder dem britischen Einfluß zu entziehen. Vielleicht hofften sie auch, später einmal diese Reiche, ähnlich wie Turkestan und die kaukasischen Staaten, dem „Bund der Sowjetrepubliken“ angliedern zu können. Vielleicht. Aber während Lenin mit Allah zu spielen glaubte, spielte Allah mit dem roten Zaren.

Willig nahmen Türken und Perser die politische und materielle Unterstützung der Sowjets für ihren Befreiungskampf an. Als aber die drei mohammedanischen Staaten ihre Freiheit erkämpft hatten, verschlossen sie sorgfältig ihre Pforten vor dem marxistischen Gedankengut. Je näher die russischen Grenzen lagen, je enger die politische Interessengemeinschaft war, je größer und unmittelbarer die russische Hilfe, desto geringer war die Auswirkung der kommunistischen Propaganda. Es waren mohammedanische Nationalstaaten, die mit russischer Hilfe entstanden — und deshalb wehrten sie sich gegen den internationalen, übernationalen Charakter der Heilslehre Lenins. Als ihre Werbetätigkeit am stärksten war, um 1922, überstieg die Zahl der organisierten Mitglieder der Partei in jedem dieser Länder kaum eintausend! Und als die Komintern begann, ihre Arbeit zu verstärken, als sie ihre besten Agitatoren in die befreundeten Nachbarstaaten schickte, da verboten kurzerhand alle drei Regierungen die kommunistischen Landesorganisationen, verhafteten und verbannten ihre Mitglieder. Allahs Rache an Lenin . . .

Rußlands Außenpolitik verlangte gute Miene zum bösen Spiel. Sein Hauptaugenmerk ist auf den Fernen Osten gerichtet — die 450 Millionen Chinesen sind wichtiger als die



35 Millionen Muslimen im Nahen und Mittleren Orient. Und so verträgt es sich weiter mit den drei Staaten. Heute, wo die Türkei wiederum Befestigungen an den Dardanellen und dem Bosphorus bauen darf, wo sie also neuerdings die politische Macht von 1914 repräsentiert — entlastet von den unhaltbaren arabischen Provinzen und von einer unfähigen, rückständigen Regierung —, wird die Freundschaft Rußlands noch stärker werden, noch sorgfältiger auf alle innerpolitischen Wünsche der türkischen Regierung eingehen.

Dennoch bleibt der Druck des russischen Kolosses auf Vorderasien bestehen. Rein bevölkerungspolitisch: 165 Millionen Einwohner der Sowjets lasten auf 35 Millionen Vorderasiaten, die nicht einmal unter einheitlicher Führung zusammengefaßt sind. Um diesem ungeheuren Druck auf die Dauer zu widerstehen, ist der Nahe Osten gezwungen, einen Gegendruck herauszufordern — den Großbritannien, das noch lange nicht auf seine asiatischen Pläne verzichtet hat, wenn es auch seit Kriegsende eher satt und zufrieden erscheint. Politik in Vorderasien heißt daher heute so gut wie 1900 die Kunst, zwischen Rußland und England zu lavieren, ohne sich einem der beiden allzusehr anzuschließen.

Innerlich aber steht Vorderasien, obwohl es sich unter Kemals Führung von der orientalischen Gedankenwelt immer mehr lossagt, fremd und ablehnend beiden Partnern gegenüber und beiden Geisteswelten, die diese verkörpern. Dem satten, reichen und bürgerlichen England so gut wie dem dynamischen, hungrigen, erobrerungsfrohen Rußland. Das Schicksal der 30 Millionen der „turanischen“ Länder, die unter roter Herrschaft allmählich vergessen, daß sie Mohammedaner sind, erschreckt die mohammedanischen Massen. Nie wird die Führung der islamischen Revolution russischen Händen anvertraut werden, wie Lenin es wollte! Sein Geist widerstreitet dem Geist Allahs. Die kommunistische Bewegung widerstrebt dem Grundprinzip der freudig-friedvollen Ergebenheit in Gottes Fügung, das den Islam charakterisiert. Die Lehre des Klassenkampfes widerspricht seiner Grundauffassung, daß Reichtum und Armut nichts Wesentliches seien, sondern nur Fügung, Zufall, Geschick. Daß wesentlich nur die seelische Haltung ist: die Mildtätigkeit des Reichen, die fromme Zufriedenheit des Armen

und die Demut beider, die sich vor Gott als Brüder betrachten, mit gegenseitigen Pflichten und Rechten.

Diese Seelenhaltung zerstört der Kommunismus — und diese Seelenhaltung ist das Wertvollste, Erhabenste am Islam. Sie verleiht dem mohammedanischen Bettler jenen gelassenen Stolz, der Europas widerwillige Bewunderung und heimlichen Neid hervorgerufen hat. Der Bettler, der für ein Almosen nicht dem Spender dankt, sondern Allah, der eine Menschenhand zu seiner Gabe benützt — dieser Bettler hat für die wahre Kultur Asiens, ja der Menschheit mehr bedeutet als die Baumeister der spanischen Kalifen und die Übersetzer der Abbassidenherrscher, die Griechenlands Geist in arabischer Sprache dem Abendland retteten. Islamische Kultur ist nicht die Dichtung von Tausendund-einer Nacht und nicht das Lied persischer Sänger. Nicht die traumhaft schöne Moschee und nicht das edelste Grabmal der Mogulenkaiser Indiens. Nicht griechisch-persische Weisheit und nicht die indisch-arabische Algebra und Geometrie.

Islamische Kultur ist der selbstverständliche Stolz des Ärmsten wie des Reichsten. Das Sichfügen in die Lebenslage, in die Allahs Willen den Menschen trägt. Die Anerkennung des fremden Ichs ohne Aufgabe des eigenen. Die Sicherheit, daß es ein Morgen gibt, und der Verzicht auf das Hasten und Jagen, das doch nichts nützt, wenn nicht Allah es will. Islams Kultur heißt: äußere und innere Ruhe — Höflichkeit und Stolz. Und Vertrauen auf Allahs Barmherzigkeit.

Diese Kultur verträgt nicht den Geist von Moskau. Unüberbrückbar sind die Gegensätze. Der Islam kann modernisiert werden, kann die schönen, edlen Traditionen der Form aufgeben. Kann auf das tägliche fünfmalige Gebet verzichten und auf die Waschungen. Kann Champagner trinken statt Scherbet, und Zylinder tragen statt des Turbans mit dem sieben Ellen langen Leichentuch, das den Muslim ständig an seinen Tod erinnern soll. Und bleibt doch Islame, solange er daran glaubt, daß jedes Menschen Schicksal von Allah bestimmt wird und nicht von seinem eigenen Willen und Handeln. Daß Allah will und nicht er, der kleine Erdenwurm, der „aus einem faulenden Tropfen Samen“ entstanden ist. Und — daß Allah groß ist und

nicht Marx, nicht Lenin, nicht Stalin, nicht irgendein Staubgeborener. Aber der Kommunismus kann diesen Gedanken nicht ertragen. Für den Marxisten ist ja der Mensch allmächtig und nicht Gott. Und daher konnten die Wege der beiden Internationalen — Lenins und Allahs — nur eine kurze Zeit nebeneinander laufen. Dann mußten sie sich trennen.

Schon auf dem Vierten Kongreß der III. Internationale stellte ein holländischer Delegierter, der Java vertrat, bestürzt fest, daß Allah noch nicht tot sei, daß der Islam noch nicht vor Marx die Waffen gestreckt habe.

„Der Panislamismus verbirgt sich jetzt unter den Formen eines nationalen Befreiungskampfes. Denn der Islam ist für die Muslimen alles — nicht nur Religion, sondern auch Staat, auch Wirtschaftssystem, auch Ernährungsweise, kurz: alles. Daher frage ich nochmals: Sollen wir in diesem Sinne den Panislamismus unterstützen? Und wie weit dürfen wir dabei gehen?“

Die Antwort gab die Rote Union in klarer Weise: Sie vertrieb Allah aus ihrem Gebiet, bemühte sich aber um seine Neutralität im fernen Ausland.

Die Vertreibung des religiösen Machtwillens aus den mohammedanischen Territorien der Sowjetunion war nur eine wenig wichtige Episode in dem zwanzigjährigen Ringen des Bolschewismus um seine künftige Lebensform. Aber eine Episode von blutiger Tragik und antiker Erhabenheit. Der Krieg, den Allahs Verteidiger gegen Lenins Macht in den Wüsten Turkestans führten, war so zäh und erbittert, wie eben ein Kampf zweier Weltanschauungen, zweier Religionen sein muß.

Ein Abschnitt dieses jahrelangen Ringens, eine Saga vom letzten Akt des Trauerspiels, das auf dem Balkon des Olympia Palace-Hotels in Saloniki mit der Volksrede des jungen Revolutionärs Enver begann und das in Buchara endete, wird im folgenden berichtet.

## ENVER PASCHAS REITERTOD

Auf dem Throne Bucharas saß zu Beginn unseres Jahrhunderts Seine Hoheit der Emir Sayd Olim Khan, ein Va-

sall des Zaren. In seiner Jugend war Olim Khan Page am russischen Hofe gewesen. Doch hatte diese Ausbildung keine sichtbaren Spuren in seinem Gemüt hinterlassen. Als er den Thron seines Vaters bestieg, schwor er den Ulemas, keine Neuerungen einzuführen, die Grundsätze des Glaubens zu wahren und alles zu verteidigen, was von altersher für gut und heilig galt. Diesem Schwur blieb er treu. Da Bucharas unter unzähligen Emiren, die nach gleichen Grundsätzen regierten, glücklich war, schien es unwahrscheinlich, daß es gerade unter Olim Khan unglücklich sein würde.

Doch selbst im frommen und heiligen Bucharas gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts Menschen, die Veränderungen im Staat ersehnten.

Diese Menschen bildeten die „Jung-Bucharische Partei“. Die Behörden hatten alle Hände voll zu tun, um diese Jungbucharen in den verschiedenen Verliesen des Emirats unterzubringen.

Die Lage änderte sich aber, als der Zar stürzte und die russischen Bajonette, die bis dahin das Mittelalter in Bucharas verteidigt hatten, plötzlich verschwanden. Der Emir war nicht umsonst Erbe einer langen Reihe orientalischer Herrscher. Er versuchte sofort, mit der neuen Zeit — so wie er sie verstand — zu paktieren. Er öffnete seine Verliese und befreite die Jungbucharen, er versammelte die Ulemas und ließ von ihnen feststellen, daß die demokratischen Grundsätze des Islams die Einführung einer modernen Verfassung geradezu forderten. Und gab dementsprechend dem Lande 1917 eine Konstitution. Diese Verfassung lebte genau vier Wochen. Zur Feier der jungen Freiheit machten die Jungbucharen eine Demonstration auf dem Registanplatz. Sie hatten rote Fahnen, schrien Hoch und Nieder, marschierten in Reih und Glied mit unreinen Juden und Christen. Der Emir sah von den Fenstern seiner Burg den Zug und wurde traurig. Da gingen in seiner heiligen Stadt Juden und Christen neben frommen Muslimen, ja sogar entschleierte Frauen marschierten mit und entweiheten die heilige Ordnung des Propheten.

Das war zu viel für den Erben Tamerlans. Die Verfassung wurde aufgehoben, die Jungbucharen abermals verhaftet, gefoltert, einige Dutzend hingerichtet. Aber einem

der jungen Rebellen gelang es, der emirischen Gerechtigkeit zu entgehen: der später berühmt gewordene Feisulla Hodschaeff floh nach Russisch-Turkestan und rief die russischen Bajonette zu Hilfe. Dieses Mal kamen sie aber nicht mehr als Träger des kaiserlichen Doppeladlers, sondern unter der roten Fahne der Sowjetunion. 40 Elefanten, ein Geschenk des Maharadscha von Kaschmir, und ebensoviel Maschinengewehre, ein Geschenk des Emirs von Afghanistan, stellte Olim Khan den Russen entgegen. Doch die Russen waren stärker.

Olim Khan bestieg einen seiner indischen Pachydermen und ritt, hoch zu Elefant, jeder Zoll ein Erbe Tamerlans und Nachkomme des Propheten, über die Grenze nach der afghanischen Stadt Herat. Die Geschichte vom Glanz und Untergang des uralten Emirats hätte somit ein Ende.

Aber so kurz und prosaisch war das Ende des Emirats doch nicht. Geheimnisvoll verflochten sich miteinander die Gehehnisse, ein Rad greift ins andere, und im Alltagsgeschehen offenbart sich ein verborgener Sinn und eine erhabene, tragische Majestät.

In den Tagen, da Sayd Olim Khan noch am russischen Zarenhofs Page war, wurde auf dem Gebiete des bucharischen Nomadenstammes Lokai ein Knabe geboren, der den Namen Ibrahim erhielt. Die Lokaier waren von Beruf, Weltanschauung und Neigung Pferdediebe. Das war ihnen, soweit sie es außerhalb der Grenzen ausübten, erlaubt, und ihr mutmaßlicher Gewinn wurde sogar besteuert. Der junge Ibrahim vergriff sich aber an einem andern Besitz seiner Mitmenschen, er entführte die Frau eines Müllers. Der Gatte, tief verletzt, beschwerte sich beim Bey von Hissar, dem zuständigen Gouverneur. Dieser ritt zu den Lokaiern und belehrte sie über den Unterschied zwischen Diebstahl und Frauenraub. Sei es, daß dieser rechtsphilosophische Vortrag auf Ibrahim einen tiefen Eindruck machte, sei es, daß die Müllerin nicht das hielt, was er sich von ihr versprochen hatte, genug, ihn packte die Reue. Er bekannte seine Schuld, gab die Frau zurück und erhielt fünfzig Stockhiebe auf die Fußsohlen. Seltsamerweise erfüllte diese Strafe Ibrahim mit tiefster Achtung vor der Weisheit der emirischen Gesetze.

Als Jahrzehnte später die fürstlichen Elefanten mit dem fliehenden Emir durch das Gebiet der Lokaier stampften, kam Ibrahim zum Zelt des Emirs, hörte, wie dieser zum Kampfe gegen die ungläubigen Roten aufforderte und schwor, sein Leben der Befreiung Bucharas zu widmen. Auf dem großen „Kurultai“ der Nomaden, der in den Steppen Ostbucharas abgehalten wurde, ward er zum Führer gewählt und entfachte einen Aufstand, der sich bald über ganz Zentralasien ausbreitete. Er wurde der erste Kurbaschi (Häuptling) der berühmten Basmadschi, jener mohammedanischen Rebellen, die jahrelang in Turkestan und Buchara den Sowjets trotzen. Aus dem fernen Afghanistan sandte der Emir den Basmadschi und ihrem romantischen Führer seinen monarchischen Segen, englische Maschinengewehre und indische Rupien. Ganz Ostbuchara war bald in den Händen des rebellischen Ibrahim. Mit Feuer und Schwert bekämpfte er die Gottlosen. Russen, ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit, wurden erbarmungslos erschlagen, Dörfer ausgeplündert, Felder verwüstet. Die Nomaden der bucharischen Wüste kämpften den letzten heroischen Kampf für den Islam.

Doch nicht wegen ihrer romantischen Opferbereitschaft, nicht wegen der Mord- und Heldentaten Ibrahim-Beks, nicht wegen des Vernichtungszuges, den die Bolschewiken als Rache gegen Ostbuchara unternahmen, ist die Geschichte Olim Khans wichtig. So farbig auch die einzelnen Bilder dieses Kampfes sein mögen, in der Geschichte vom Niedergang und Aufstieg des Islams bedeuten sie an und für sich nichts. In jener magischen Bindung aber, die alle Dinge der Welt rätselhaft miteinander verknüpft, spielen Olim Khan und Ibrahim-Bek, die Basmadschi und die roten Reformatoren Alt-Bucharas eine geheimnisvolle Rolle. Denn hier endete eine gewaltige Idee, die jahrzehntelang den Orient erschüttert und vielleicht sogar den Weltkrieg mit hervorgerufen, zumindest aber seinen Ausbruch beschleunigt hat, und die heldenhaft lebte und tapfer zu sterben verstand. Es war die Idee von Groß-Turan, die Idee, der Achmed Enver Pascha diente, Vizegeneralissimus des Ottomanischen Kaiserreiches und jetzt — Verbannter und Flüchtling.

Als der Sultan Mehmed VI. seine Häscher aussandte, um

Enver, Talaat und Dschemal zu verhaften, da war die bescheidene Wohnung Talaats ebenso leer wie der prunkvolle Konak Envers. Alle drei waren rechtzeitig ins Ausland geflohen. Noch aber gaben sie den Kampf nicht auf. Im Ausland fochten sie weiter für die Sache, der sie ihr Leben geweiht hatten. Enver, der für das Traumland Turan die besten Regimenter des osmanischen Heeres geopfert hatte, gab nun, da er keine Regimenter mehr hatte, sein Letztes: sich selbst. Für Turan war er bereit, sich mit Gott und dem Teufel zu verbünden. Da der Kalif die Sache Allahs aufgegeben hatte, blieb ihm nur der zweite Bundesgenosse übrig: der Bolschewismus.

Frei von Sentiments, ging er diesen Weg zum einzigen Staat, der noch den Kampf gegen Westeuropa nicht eingestellt hatte. Am 12. Februar 1920 ließ er sich durch den Volksbeauftragten für Äußeres, Karachan, bei Lenin melden. Oh, Ironie der Weltgeschichte! Der Armenierschlächter Enver wohnte, aß und schlief bei dem armenischen Außenminister Karachan in Moskau.

Auf Lenin mußte die Persönlichkeit Envers nicht weniger abstoßend wirken als auf Karachan. Der kühl rechnende Russe haßte und verachtete nationalistische Schwärmer und Zukunftsträumer von der Art des türkischen Generals. Er sah in Enver nur ein Werkzeug. Nicht den Mann wollte er benutzen, sondern dessen Kriegsruhm und Heldenmythos sollte den Bolschewiken helfen, die Brandfackel des Aufstandes in die europäischen Kolonien Asiens zu tragen. Umgekehrt haßte und verachtete Enver Pascha den marxistischen Staatsmann als Erben des russischen Zaren. Er sah in ihm eine Gefahr für Turan, für seine Pläne und war entschlossen, ihn zu übertölpeln, mit russischer Waffenhilfe die Ziele des eigenen Ehrgeizes zu verwirklichen.

Sehr ausführlich setzte der Feldherr dem Zivilisten Lenin seinen Plan auseinander: er schlug nicht mehr und nicht weniger vor, als Indien mit Hilfe einer Armee zu erobern, die er selbst in Turkestan unter den turkmenischen und afghanischen Nomaden ausheben wollte. Anfang 1920, als Rußland noch in Polen um seine Existenz zu kämpfen hatte, gab es wohl außer Enver Pascha niemanden in Moskau, der instande gewesen wäre, einen strategischen Plan von

gleicher Kühnheit nicht nur auf dem Papier zu entwerfen, sondern auch auf dem Schlachtfeld zu verwirklichen. Doch Lenin war nicht der Mann, um die Ideen eines „Schwieger-  
sohnes Seiner Majestät des Sultans“ zu teilen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit einer Revolutionierung Indiens. Er verfolgte ein anderes Ziel. Er war sicher, daß die wilden Horden, die Enver in Turkestan sammeln würde, an der Grenze Indiens jämmerlich von den Engländern zusammengeschossen würden. Aber England würde durch einen solchen Angriff gezwungen sein, seine ganze militärische Kraft in Indien zur Abwehr dieses neuen Babur Khans zu sammeln! Welche Entlastung für die Revolution in England, für die Revolution in Europa!

So wurde das Bündnis dieser zwei Menschen mit so verschiedenen Zielen wirklich geschlossen. Enver Pascha fuhr nach Baku und verkündete auf dem schon erwähnten „Kongreß der unterdrückten Völker“ die nahende Befreiung des Orients!

Inmitten der blutigsten Revolution der Weltgeschichte begann das letzte Märchen des Orients, das Märchen vom Ende Enver Paschas.

Halbgöttliche Ehren wurden Enver in Baku zuteil. Die Mitglieder des Kongresses, der der Welt den Kommunismus verkünden sollte, fielen in die Knie beim Anblick des Schwiegersohnes des Kalifen. In der kleinen Moschee Taza-Pir predigte Enver vom Mischar, der Kanzel, herab zugleich den Panislamismus, den Panturkismus und die Ausrottung der Europäer, so daß die Kommunisten, die die Aufsicht über Enver hatten, bereits befürchteten, daß dieser Bundesgenosse den kommunistischen Kongreß in einen Kalifatskongreß umwandeln würde. Trotz seiner Niederlage war Envers Ansehen gewaltig, und die Vertreter Asiens betrachteten nicht Lenin, sondern Enver als ihren geistigen Führer. Die Bolschewiken waren davon nicht begeistert. Ein junger Fanatiker namens Reisiz schoß sogar auf Enver, ohne ihn zu treffen, und nun legte man Enver nahe, sich nach Buchara zu begeben und sich der Organisation einer eingeborenen roten Armee zu widmen. Mit insgesamt 27 türkischen Offizieren, die sich allmählich um ihren Feldherrn sammelten, betrat er unter den wachsamen Augen der Bol-



schewiken zum erstenmal in seinem Leben den gelben Sand seines Turan, der Urheimat aller Türken.

Noch einmal — zum letztenmal — triumphierte Bucharasesch-Scherif, die uralte, heilige Stadt über das 20. Jahrhundert und den roten Alltag. Als Enver Pascha, der Held Asiens, an einem warmen Novembertag des Jahres 1920, goldschimmernd in der Galauniform eines türkischen Generals, in seine Tore einzog, da schienen die Tage des alten Glanzes wiedergekehrt.

Am Basar Maidan standen auf den flachen Dächern der niedrigen Häuser die Frauen. Ihre Gesichter waren mit dichten weißen und bunten Schleiern verhüllt. Sie standen regungslos; sie schrien nicht wie die begeisterten Männer unten auf der Straße. Als aber der Pascha sein Roß zum Basar Maidan lenkte, da rissen sie alle wie verabredet ihre Schleier herunter: entblößten ihr Gesicht vor dem Helden. Das ist die größte Ehre, die der Orient einem Mann entgegenbringen kann. Für die Frauen Bucharas war Enver kein Mann mehr, sondern ein Heiliger, ein Gesandter Allahs.

Enver begriff, was diese Ehrung zu bedeuten hatte. Er beschloß, wieder einmal alles auf eine Karte zu setzen: die Eroberung Indiens aufzugeben, sich von den Bolschewiken zu trennen und an der Spitze der rebellischen Basmadschi im Herzen Asiens ein neues Reich zu gründen. Und so groß war der Zauber seiner Persönlichkeit, daß die von den Bolschewiken eingesetzten Minister Bucharas sich ihm, dem landlosen, geldlosen Verbannten anschlossen. Sie waren bereit, mit ihm zu fliehen. Nach wenigen Tagen verließ eine festliche Kavalkade die Stadt. Enver, der kleine Stab seiner türkischen Offiziere und die bucharischen Minister ritten auf die Jagd in die Wüste von Shirabad. In Buchara wartete man Tage, Wochen — aber weder Enver noch die Minister kamen wieder. Weit in der Wüste traf Enver Ibrahim-Bek, und wenige Tage darauf erhielt der Emir von Buchara in der fernen Stadt Herat eine seltsame Nachricht. Ibrahim-Bek, der damals gerade die Burg Hissar belagerte, meldete seinem Oberherrn: „Es reist durch die Wüste Enver Pascha mit 27 türkischen Offizieren. Ich kann ihn gefangennehmen, wenn du willst. Enver Pascha behauptet aber, daß er für

den Islam kämpfen will. Sage, o Emir, was soll mit ihm geschehen?“

Der Emir war ein kluger Mann. Er wußte, daß kein Mohammedaner in der weiten Welt sich an Kriegserfahrung und Heldenmut mit Enver vergleichen konnte. Er beschloß, dies auszunützen und schrieb später in seiner Broschüre: „Die Stimme des unterdrückten Buchara“ (1929) in etwas naiver Weise wörtlich:

„Ich schrieb an Ibrahim-Bek, daß der Schwiegersohn des Kalifen aller Muselmanen ein Mann sei, der im Kriegführen nicht nur eine gewisse Erfahrung (!), sondern hierzu auch besonderes Talent besitze (!). Demgemäß ersuchte Ich Ibrahim-Bek, Enver Pascha mit allen ihm zustehenden Ehren zu empfangen und ihm zu sagen, daß, wenn er für Unsere Sache kämpfen wolle, Wir zu ihm Vertrauen hätten. Nachdem nun Ibrahim-Bek diesen Befehl in Händen hatte, schickte er Soldaten nach allen Richtungen aus, um Enver Pascha aufzufinden. Man führte ihn mit sämtlichen gebührenden Ehren zu Ibrahim-Bek, der Enver ersuchte, sich über seine Absichten zu äußern. Enver erklärte freudig, daß er fest entschlossen sei, den Muselmanen seine Kräfte zur Verfügung zu stellen, worauf er mit der Führung Meiner gesamten Armee betraut wurde.“

Ihre besten Truppen und ihre besten Feldherren, den General Frunse und die berühmte Reiterarmee Budjennys mußte die rote Union nach Turkestan schicken, um Buchara gegen den neuen Feind zu schützen. 48 Stunden lang kämpfte Enver mit seinen Nomaden vor den Toren der Stadt Buchara und obwohl es Frunse gelang, die Stadt zu retten, war das ganze umliegende Land bald in den Händen Envers.

Drei Jahre lang währte Envers Kampf für Turan, und so groß war sein Ruhm in den Wüsten, daß die Steppenbewohner ihm den stolzen Beinamen Orchan-Padja verliehen, eines sagenhaften Helden der türkischen Nation.

Alle Anstrengungen der Bolschewiken, den Aufstand niederzuwerfen, blieben erfolglos. Der Fanatismus der Basmadshi und die Strategie Envers siegten über die Gewalt der roten Truppen.

Da beschloß die rote Union, den Kampf von einer anderen, orientalischen Seite anzupacken. Nicht die Basmadshi, sondern Enver sollte zunächst vernichtet werden. Die G. P. U. Turkestans wurde mit dieser Aufgabe betraut, und

ihr fähigster Agent Aghabekoff begab sich, als einheimischer Hausierer verkleidet, in die Wüste, um den Sitz Envers und seines Hauptquartiers auszukundschaften. Es gelang ihm, festzustellen, daß sich Enver mit seinen türkischen Offizieren und kaum hundert Basmadschi als Bedeckung in der Oase Sary-Hissar am Flusse Wachs-Surchat aufhalte. Dreitausend auserwählte Reiter Budjennys wurden daraufhin in bucharische Gewänder gesteckt und zogen aus, um Sary-Hissar zu überfallen.

Am 4. August 1922 erblickte Enver am Horizont eine Staubwolke. Er griff hastig zum Feldstecher. Der kleine Kreis des gebogenen Glases, der die Welt des Fernrohres begrenzt, zeigte ihm deutlich den militärisch geordneten Ritt russischer Kavallerie. „Russen“, rief Enver. „Ein russischer Überfall!“ Die Offiziere eilten herbei. Trotz der bucharischen Tracht bestand kein Zweifel: eine feindliche Truppe wälzte sich durch die Wüste dem Lagerplatz Envers entgegen. Die Türken sprangen auf die Pferde: „Wir müssen in die Berge fliehen“, riefen sie erregt, „wir können nicht einen Kampf gegen diese Übermacht aufnehmen!“ In der klaren, durchsichtigen Wüstenluft zeichneten sich die Gipfel der afghanischen Grenzberge deutlich ab. Hinter ihnen lag die Rettung. Leicht schwang sich Enver in den Sattel des Rosses, das ihm der Emir geschenkt hatte. Die hundert Basmadschi machten sich kampfbereit. Sie wußten, was ihre Pflicht war: den ersten Anprall der Russen aufzuhalten, damit der vergötterte Pascha in die Berge entfliehen könne.

Dreißig Offiziere jagten durch die Steppe den Bergen entgegen. Die Tiere keuchten schwer. Immer näher wuchs die steile Mauer der Berge vor ihnen. Da hielt plötzlich Enver seinen Schimmel an, hob die Hand zum Halt. Hoch oben auf den Felsen zeigte sich eine kleine graue Wolke: trocken knatterte ein Maschinengewehr. Die Türken waren umzingelt. Die Offiziere sahen einander an. Enver wandte mit einem kräftigen Ruck sein Pferd. Er sah in der Ferne die roten Reiter seine letzten Basmadschi niedermetzeln. „Es ist aus, meine Herren“, sagte er ernst. „Wir wollen kämpfend sterben. Wir sind Soldaten.“

Er erhob sich im Sattel. Sein Blick bohrte sich tief in die Augen der Offiziere. „Ergreift die Säbel!“ kommandierte er,

und ihm war, als ob er wie einst als junger Offizier seine Abteilung gegen den Feind führe — in Mazedonien, in Tripolis. Er griff in die Tasche. Wie durch ein Wunder hatte er — noch vom Einzug in Buchara her — ein Paar Glacéhandschuhe bei sich. Enver streifte sie über die Finger und lachte den treuen Offizieren zu: „Die kaiserliche Garde reitet in Glacéhandschuhen Attacke.“

Dann zog er den Degen, schwang ihn über dem Kopf und kommandierte den Angriff. Dreißig Offiziere, der Pascha allen voran, jagten gegen den Feind, attackierten dreitausend Russen.

Noch einmal erlebte der Generalissimus die Freude des Kampfes, die letzte Reiterattacke der kaiserlich osmanischen Garde. Zum letztenmal floß Blut für das Traumland Turan. Plötzlich hörten die Offiziere im Sausen des Windes die Stimme Envers. Zuerst leise, dann immer lauter kam von seinen Lippen die Melodie des „Ja Sin“, der Koransura, die man über dem Sterbenden singt. Die Offiziere griffen die Melodie auf. Sie nahmen Abschied vom Leben. Immer näher rückte die breite Linie des Feindes.

Enver raste in die Menge der Russen hinein. Die Offiziere folgten ihm. Einer nach dem andern sank blutüberströmt zu Boden. Ein hühnenhafter Russe drang bis zum Pascha vor. Er hob den Säbel. Envers Gesicht wurde starr: da war es, das Ende.

Mit einem einzigen mächtigen Hieb schlug der Russe dem Pascha den Kopf und die linke Schulter ab. Bei der Leiche Envers wurde der Koran, das Eiserne Kreuz I. Klasse und das Bild seiner Frau, der Prinzessin, gefunden. Alles wurde zur G. P. U. nach Taschkent geschickt. Dort kam es zu den Akten. Der Fall Enver war erledigt.

Den blutüberströmten Kopf des Helden steckte ein Russe auf eine Lanze. In der Oase Dennau bewunderte die ganze erste Reiterarmee diesen Kopf.

In der fernen Stadt Herat in Afghanistan notierte der Emir Sayd Olim Khan in seinem Tagebuch: „Enver starb den Heldentod am Ort Sary-Hissar, im Gebiet Baldschuan. Dieses geschah am 4. August 1922. Möge Allah seiner Seele gnädig sein. Er war ein mutiger Krieger und Held. Ich, Olim Khan, traure ihm nach.“

Am 4. August 1922 aber starb mehr als Enver Pascha und eine Schar Offiziere. Es starb die Idee von Turan, die am Bosphorus geboren ward und im Sande Ostbucharas ihr Ende fand.

Nach dem Tode Envers zerfiel die Basmadschi-Bewegung allmählich, 1930 wurde Ibrahim-Bek von den Sowjets gefangen und getötet. Unter den Sowjets machte Turkestan einen gewaltigen wirtschaftlichen und zivilisatorischen Aufstieg mit, es schied aus der Welt des Islams aus. Der Weg des Islams war nicht mehr der Weg Bucharas oder Samarkands.

Und was geschah mit den anderen Jungtürken, die Sultan Mehmed VI. zum Tode verurteilt hatte? Keiner von ihnen entging dem Schicksal, das ihm im „Buch“ geschrieben stand. Dschemal Pascha wurde 1922 von einem Armenier erschossen, als er in Tiflis spazierenging. Talaat Pascha wurde 1921 von einem Armenier in Berlin Unter den Linden erschossen. Und der letzte, der Generalsekretär des jungtürkischen „Komitees für Einheit und Fortschritt“, Dr. Nazim Bey, wurde 1926 von einem Gericht Mustafa Kemal Paschas wegen hochverräterischer Umtriebe zum Tode verurteilt und gehenkt, zugleich mit dem ehemaligen Finanzminister der Jungtürken Dschavid Bey.

Mit Blut wird die Geschichte des Orients geschrieben. Mit Galgen und Schwert.

## DAS REICH DES SILBERNEN LÖWEN

Die Symbolik der Wappen macht den Unterschied zwischen beiden mohammedanischen Extremen, zwischen Persien und der Türkei, sinnfällig:

Das Wappen der Sultane — die blutgetränkte Handfläche des Erobers; ihre Flagge — das blutrote Fahmentuch mit dem zum heraldischen Halbmond umgebogenen Krummsäbel über dem Stern des Islams.

Und Persiens Wappen — ein silberner Löwe vor der aufgehenden Sonne. Dieses Wappenbild hat eine Geschichte,

und diese Geschichte gibt fünf Jahrhunderte persischer Historie im Gleichnis wieder.

Ein Seldschukenfürst Hayass Eddin Keichosra, der einige Zeit vor Timur dem Lahmen über Teile von Persien regierte, war in eine seiner Frauen, eine schöne Georgierin, verliebt. Um an diesem Glück auch seine Untertanen teilnehmen zu lassen, befahl er, sein Bild zusammen mit dem seiner Geliebten auf Münzen zu prägen. Man kann sich denken, in welche Aufregung dieser Befehl die Frommen des Reiches versetzte. Die Mollahs und Ulemas kamen sittlich entrüstet zum Sultan und protestierten: solch Vorhaben sei in krassem Widerspruch zum Gesetz des Islams und dürfe nicht ausgeführt werden. Der Seldschuke rollte wild die Augen und wiederholte den Befehl.

Da kamen die Gelehrten auf die erlösende Idee: sie beschlossen, den Willen ihres Herrschers symbolisch wiederzugeben. Sie stellten den Herrscher als einen Löwen dar, der einen Säbel in der Pranke hält. Und dahinter zeigten sie seine Frau — als Frau Sonne mit strahlendem Gold. Der Sultan war zufrieden, die Ulemas waren zufrieden, und Persien hat bis heute dieses Wappen, das nicht mehr und nicht weniger darstellt, als die Herrschaft des Harems über das Schwert und die Herrschaft des Schwerts über die persische Geistlichkeit. Denn dies ist einer der wichtigsten psychologischen Unterschiede zwischen dem politischen Geschehen in der Türkei und in Persien: in der Türkei, wo die Sunna herrscht mit ihrem demokratischen Prinzip des Kalifats als einem Amt, über das das Volk entscheidet — bildeten Herrscher und Geistlichkeit nach innen und außen eine Einheit. Der Kalif ernannte die obersten Geistlichen. Und die Geistlichen beteten in den Moscheen für Ruhm und Macht und langes Leben des Kalifen.

In Persien aber herrscht die Schia\*), die „katholische Kirche des Islams“. Die Schia lehnt grundsätzlich das Prinzip des Wahlkalifats ab und anerkennt nur Legitimität. Von Mohammed auf dessen Lieblingsneffen Ali und von da

---

\*) „Schia“ heißt auf arabisch „Partei“ oder „Gefolgschaft“; es ist die Abkürzung von Shiat Ali, also die Partei des Kalifen Ali, den die „Schia“ als rechtmäßigen Herrscher anerkennt.

zu den Nachkommen Alis geht die Reihe der gesetzlich anerkannten „Imame“, wie in der Sprache der Schia der Kalif tituliert wird. Zwölf derartige Imame kennt die Schia — der letzte ist lebend verschwunden und wird am Tag des Jüngsten Gerichtes wiederkehren. Unterdessen dürfen von Rechts wegen nur Erben Alis die Herrschaft über die schiitischen Gläubigen führen. Die meisten Dynastien aber, die über Persien regierten — die Seldschuken, die Mongolen, die ketzerischen (sunnitischen) Afghanen ebenso wie die Kadscharen, die im letzten Jahrhundert herrschten, sie alle sind nicht Nachkommen der göttlichen Dynastie Alis, also in den Augen der Geistlichkeit Usurpatoren. Benimmt sich der Fürst dem Klerus gegenüber besonders loyal, ist er sehr fromm, macht er große Geschenke, dann verzeiht ihm der Klerus seine unedle Abstammung. Versucht aber der Fürst, seinen Willen gegen die Geistlichkeit durchzusetzen, rührt er an die Schätze ihrer Klöster, dann entbrennt ein Kampf zwischen Priestern und Herrschern, der gewöhnlich für die Fürsten unangenehmer ist als für ihre gelehrten und frommen Untertanen.

Dieser ständige Gegensatz schadete der Entwicklung des Landes. War die sunnitische Türkei in der Mitte des 19. Jahrhunderts reaktionär und um ein Jahrhundert hinter Europa zurückgeblieben, so war das schiitische Persien um ein Jahrhundert hinter der Türkei zurück. Wüstester Aberglaube war die Folge der beispiellosen Macht der persischen Geistlichkeit. Derwische zogen als Amulettenhändler von Ort zu Ort. Zigeuner und Juden behandelten mit Zaubersprüchen Krankheiten, denen die eingeborenen Ärzte nicht gewachsen waren. Die Straßen waren Fußpfade oder überbreit — im Sommer Staubmeere, im Winter grundlos. Paläste, die der Vater errichtet hatte, ließ der Sohn verfallen. Jeder Stammeshäuptling war mächtiger als ein Gouverneur des Schahs, aber der Astrologe des Häuptlings war am mächtigsten, denn kein Raubzug wurde unternommen, kein Dorf wurde überfallen, keine Frau geheiratet und kein Aderlaß angeordnet, ehe nicht der Astrologe die Konstellation der Gestirne geprüft und richtig befunden hatte\*).

\*) Die Astrologen des Schahs bekamen bis zu vier Millionen Dollar jährlich Gehalt!

So sah Persien aus, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kadscharen den Thron bestiegen. Der Gründer dieser Dynastie war — bezeichnend genug — ein Eunuche, Aga Mohammed Khan, der an der Spitze seines Stammes die Herrschaft über ganz Persien an sich gerissen hatte. Dieser Eunuche hatte starkes Interesse für Statistik und exakte Naturwissenschaften. Als er z. B. Teheran eroberte, wollte er wissen, wieviel die Augen der Einwohner dieser Stadt wogen. Er ließ daher auf dem Hauptplatz eine Waage aufstellen, allen Bewohnern der eroberten Stadt die Augen ausreißen und sie auf diese Waage werfen. Nachdem er 1798 von zwei Dienern ermordet worden war, kam sein Neffe Baba Khan auf den Thron, der als erster Fürst seit etwa vierzig Jahren wieder den Titel Schah trug und sich Feth-Ali Schah nannte. Feth-Ali und die Fürsten, die nach ihm kamen, waren ebenso grausam wie der erste Kadschare, ebenso habgierig, fast ebenso geizig — aber sie waren keine Eunuchen! Feth-Ali hatte achthundert Frauen und eine entsprechende Anzahl von Kindern. Wie eine Schar von Heuschrecken breiteten sich die Prinzen dieses fruchtbaren Fürstenhauses über Persien aus. Die Verwaltung des neuen Reiches war ebenso primitiv wie konsequent: ihr einziges Ziel war die Bereicherung der ungeheuren Sippe der Kadscharen. Der Schah verkaufte Gouverneurposten, Ministerwürden, militärische Chargen. Die Gouverneure und die Minister verkauften alle untergeordneten Posten der Provinzialverwaltung. Der einzige, der nichts zu verkaufen hatte, aber für alles bezahlen mußte, war der Bauer. Die klügeren Bauern aber, zur Verzweiflung gebracht durch die unbarmherzige Eintreibung der Steuern, die oft den ganzen Jahresertrag ausmachten, verließen ihren Boden und flohen. Viele flüchteten auf türkisches oder turkestanisches Gebiet. Viele schlossen sich zu Räuberbanden zusammen und machten auf diese Weise, ohne kaiserliche Genehmigung, den Ministern, Gouverneuren und Generalen erfolgreich Konkurrenz.

Aber erst 1905 wurde allmählich das Maß der Dynastie voll. Die Kadscharen rühmten gerne, daß sie nicht durch die Gnade Gottes, sondern durch die des Schwertes über Iran herrschten. Und die Geistlichkeit wollte endlich den



Kadscharen zeigen, daß die Gnade Gottes wesentlicher sei.

Das Signal zu dieser echt orientalischen Revolution gaben merkwürdigerweise die russischen Sozialisten. Als sie sich 1904 gegen den Zaren erhoben und Kaiser Nikolaus II. auf sie mit Kartätschen schießen ließ, wurde auch in Persien, das damals vorwiegend unter russischem Einfluß stand, die Stimmung ungemütlich. Der Schah beschloß, ein Exempel zu statuieren, noch ehe es zu einem Aufstand käme: er ließ einige Kaufleute und Geistliche, die ihm verdächtig erschienen, verhaften. Am 28. November 1904 bekamen sie vor einem großen Zuschauerkreis auf dem Hauptplatz Teherans ein paar Dutzend Stockhiebe auf die Fußsohlen. Damit war der Kampf gegen den Klerus eröffnet.

Die Geistlichkeit erwiderte mit einem Gegenschlag: zwei Tage später wanderten zwei würdige Nachkommen des Propheten, die Sayds Tabatabai und Babahani, durch die weiten Hallen des Basars von Teheran und befahlen den Kaufleuten, die Läden zu schließen, in die Moscheen zu gehen und dort so lange zu bleiben, bis der Schah die Verfassung geben würde. Die Kaufleute gehorchten: Im Namen Allahs begann die Revolution damit, daß die Basare geschlossen wurden und das Volk in die Moscheen strömte. Der Schah gab zunächst nach. Er versprach eine Konstitution. Die Basare wurden geöffnet. Dann aber ließ er die Anstifter und viele andere „Liberale“ verhaften und einsperren.

Wieder rebellierten die Geistlichen. 14.000 Notabeln, Kaufleute und Priester verließen Teheran und schworen, nicht wiederzukehren, ehe der Schah die Konstitution gewährt hätte. Die Führer der schiitischen Geistlichkeit sammelten sich auf türkischem Boden in der heiligen Stadt Nedschef und erklärten auf Grund der Heiligen Schrift, daß eine liberale Verfassung ein religiöses Gebot sei. Am 18. Dezember unterschrieb der Schah gramgebeugt diese gottgewollte Verfassung. Er konnte aber die Niederlage nicht verschmerzen. Der stolze Kadschare starb eine Woche später an Herzschlag.

Sein Nachfolger, der sechste Kadscharenfürst, Mohammed Ali versuchte es mit Energie. An der Spitze seiner persi-

schen Kosakenbrigade marschierte er gegen Teheran, verbrannte das Parlament, ließ Revolutionäre hinrichten und jene heiligen Nachkommen des Propheten, deren er habhaft werden konnte, einsperren. Diesen Zeitpunkt hielten die Ritter, Räuber und Nomaden Persiens für geeignet, um einmal im Großen zu tun, was sie bis dahin im Kleinen getan hatten, nämlich das Land auszuplündern. Sie ließen sich zunächst von der Geistlichkeit den Segen Allahs versprechen und marschierten dann — der Räuberstamm der Bachtianer allen voran — gegen Teheran. Teheran wurde besetzt, der Schah flüchtete, die Verfassung wurde wiederhergestellt und auf den Thron des Reiches wurde als siebenter und letzter Kadschare der arme elfjährige Ahmed geschleppt.

Im Norden und im Süden, im Osten und Westen Persiens wütete aber der Bürgerkrieg. Prinzen und Landadelige, Räuber und Revolutionäre, Fromme und Ketzer kämpften miteinander und gegeneinander. Selbst in den Hauptstädten des Landes traute sich nach Sonnenuntergang kein Mensch mehr auf die Straße. Hunger und Not herrschten im Land, das sich rasch in selbständige Fürstentümer, Nomadendistrikte und Räubergebiete auflöste.

Jetzt hielten England und Rußland den Zeitpunkt für gekommen, um sich über Persiens weiteres Schicksal zu einigen. Galt die Türkei für den „kranken Mann“, so war Persien zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein verwesender Leichnam.

Friedlich teilten die beiden Großmächte das Erbe von Kyros, Xerxes und Darius: Am 18. August 1907 schlossen sie einen Vertrag. Der Norden mit Täbris und Teheran wurde russische Einflußzone, der Süden englische, die Mitte überließ man den einheimischen Räubern. Sofort besetzten die Russen Täbris und die Nordprovinzen militärisch. Persien konnte aus der Liste der souveränen Länder gestrichen werden.

## DAS ENDE DER KADSCHAREN

„Alles Europäische ist von außen schön — alles Asiatische von innen. Ein Gewand aus einfacher Wolle ist mit Seide gefüttert. Be-

denke die Sitte: über das teure Kleid wird eine billige Hülle geworfen. Mögen die Menschen es überlegen: der Körper, den das Gewand bedeckt, ist schöner als dieses — und das Herz, das im Körper verborgen ist, ist von allem das Schönste. Denke: wie wird ein Haus in Asien gebaut? Von außen farbloser Lehm, im Innern aber viele Farben und reiche Kunst. Der Europäer baut sein Haus, um der staunenden Straße die Fassade zu zeigen. Das Zimmer aber, in dem er schläft, ist das schäbigste in seinem Haus. Denke daran, wenn du an Europa denkst!“

Mit diesen anspruchsvollen Worten versucht der moderne bucharische Dichter Amir Sargidjan den Unterschied zwischen Ost und West klarzumachen. Europa verachtet den Orient als „unkultiviert“ und meint, daß er aus Mangel an Kultur untergehe. Das Gegenteil ist richtig. Die orientalische Kultur ist groß, voll Zartheit und Gefühl; nicht an Unkultur, sondern an Überkultur ging der Orient zugrunde.

Der Prophet Mohammed hat diese Entwicklung mit der instinktiven Naivität des Wüstenmenschen gefürchtet. Er hat Dichter und Künstler verachtet. Er hat alle gehaßt, die die brutale Kraft des jungen Glaubens mit dem Geist einer verfeinerten Kultur durchtränken wollten.

Er hat recht behalten. Sein Nachfolger Omar, der nur sein Schwert und seinen Koran kannte, gründete das Weltreich des Islams. Als aber spätere Geschlechter Aristoteles übersetzten, Gedichte schrieben und über die Willensfreiheit spekulierten, da entfiel ihren Händen das Schwert des Glaubens. Robuste und kräftige Nomaden, erschütternd in ihrer anfänglichen Barbarei, gründeten neue Staaten — das osmanische Kalifat, das persische Reich, die Sultanate von Afghanistan und Turkestan.

Das gewaltigste Beispiel dieses immer wiederkehrenden Auf und Ab der Eroberung durch brutale Barbaren und des Untergangs durch feinsinnige oder genußsüchtige Kulturträger bietet Persien. Die edelste Blüte persischer Hochkultur ist mit den Namen der Sefewiden-Dynastie verbunden, deren berühmtester Herrscher Schah Abbas (gest. 1628) für die Kunst Persiens das bedeutet, was der Sonnenkönig für Frankreich. Da sich aber Kunst und Islam schlecht vertrugen, so verfiel unter seinen Nachfolgern das Reich; türkische Nomaden aus Afghanistan überschwemmten Persien,

und ein Mann niedrigster Herkunft, Nadir Schah, eroberte Teile von Indien und Bagdad. Er schlug die Türken und einte das Reich.

Auch die letzte Dynastie Persiens, die Kadscharen, liefern ein Beispiel für den Fluch höfischer Kultur. Ihr Gründer, der robuste Eunuch Aga Mohammed, schlief auf nackter Erde, marschierte mit seinen Truppen, hungerte mit ihnen, und ein Militärlager machte er zu seiner Hauptstadt. Er machte sich noch eine Ehre daraus, wie sein ärmster Soldat schwarzes Brot zu essen und saure Milch zu trinken, aber schon sein Nachfolger schlief auf einem Kristallbett, schrieb einen Band zarter Liebesgedichte und widmete täglich einige Stunden der Pflege seines Bartes.

Aber im 19. Jahrhundert war die Zeit vorbei, da wilde Nomaden einen verweichlichten Herrscher stürzen konnten. Statt der Tataren und Turkmenen erschienen nun an Persiens Grenzen Engländer und Russen und begannen, das Land, dessen Literatur, Architektur und Kunst der Stolz ganz Asiens war, in aller Stille unter sich aufzuteilen. Als der Weltkrieg ausbrach, erklärte Persien zwar eifertig seine Neutralität — aber dies beschleunigte seinen Zerfall nur noch mehr. Kein Kriegführender kümmerte sich um diese Erklärung. Die Türken marschierten gegen Kermanschah und Hamadan, die Engländer und die Russen griffen von Süden und Norden her an, deutsche und österreichische Agenten, wie der heldenhafte Konsul Wasmus, hetzten die kriegerischen Stämme Kurdistans und der Bachtieren gegen beide. Jedem war klar, daß dem Sieger in diesem Ringen Persien zufallen würde.

Die russische Revolution 1917 veränderte diese Lage nur vorübergehend. Wohl räumte Rußland das persische Territorium, aber dies hatte nur zum Ergebnis, daß der persische Trümmerhaufen nunmehr dem einzigen Sieger, England, überlassen blieb. Auf diesem Trümmerhaufen blühte aber eine geisterhaft raffinierte Kultur, die keineswegs auf den Hof beschränkt war. Der schäbigste persische Provinzialbeamte, der unfähig war, auch nur das kleinste Polizeirevier zu verwalten, las in seinen Mußestunden die klassischen Dichter und kannte sie auswendig. An den Abenden versammelten sich in der Provinz die Beamten, die Notabeln,

die reichen Kaufleute in einer dunklen Teestube oder beim Gouverneur, und robuste Männer weinten voll Rührung, wenn ein Rezitator die Liebesseufzer des Hafis oder die pessimistischen Sprüche des weisen Mathematikers Omar-Khayam ertönen ließ. Den Problemen eines Katasteramtes oder eines Straßenbaues standen dieselben Männer aber völlig hilflos gegenüber. Je mehr die Kenntnis der klassischen Kunst zunahm, desto mehr nahm die Sicherheit in den Provinzen ab.

Auch in der Hauptstadt war das Leben ein seltsames Gemisch von weltfremder Kultur und unbeholfener Gleichgültigkeit dem wirklichen Leben gegenüber. Die Gesetze der persischen Regierung glichen lyrischen Ergüssen. Nach Ansicht der letzten Kadscharen mußte ein Gesetz vor allem wohlklingend sein. So lautete denn zum Beispiel § 35 der persischen Konstitution: „Das Reich ist ein Geschenk des Volkes an den gottbegnadeten Herrscher“, und die Verfassung endete mit dem poetischen Satz: „Gut und klug sind diese Gesetze, und Unsere Majestät will sie, wenn Gott es auch will, genau befolgen. Auch Unsere Erben und Nachfolger mögen, so Gott sie erleuchtet, diese heiligen Grundsätze wahren.“

Das staatliche Denken der letzten Kadscharen erschöpfte sich, außer in ständigen Bemühungen um Anleihen, in der Verteilung feierlicher Titel. Es gab persische Beamte mit Titeln wie „Löwe des Kaiserreiches“, „Säule der Gerechtigkeit“, „Glück des Königtums“. Wenn sich aber diese Würdenträger zu einer Sitzung versammelten, so wurden belanglose, ja lächerliche Fragen erörtert. So trat zum Beispiel knapp nach dem Weltkrieg einmal ein Ministerrat zusammen, weil eine junge, unverheiratete Perserin als Sekretärin einer persischen Gesandtschaft ins Ausland reisen wollte. Der Ministerrat verwarf die Bitte des Mädchens, da „das Ansehen der persischen Frau in der Welt dadurch erschüttert werden könnte“.

Die gleichen Minister aber konnten stundenlang mit hoher Sachkenntnis über die Schönheit eines alten Teppichs oder einer zarten Miniaturzeichnung sprechen. Die Europäer, die immer nur über Zölle, Konzessionen, Banken und Straßenbau redeten, erschienen ihnen als Wilde, ohne Sinn für höhere Werte. Da aber diese Europäer Soldaten hatten und

diese Soldaten Gewehre, waren viele persische Staatsmänner bereit, den Schutz des Staates den Fremden zu überlassen, um selber ungestört in den Sphären der höheren Kultur schweben zu können. Denn Persien selbst hatte keine Soldaten und besaß weder die Möglichkeit noch die Absicht, sich welche zu verschaffen.

Bei den zartbesaiteten Trägern der persischen Regierungsgewalt galt der Beruf des Soldaten als verpönt und niedrig. Die Siege der Heere Irans gehörten der Vergangenheit an, und je mehr sich ein Perser in die epischen Dichtungen über die Taten eines Rustem oder Sorab und der anderen Helden vertiefte, von denen das Heldenepos Schah-Nameh berichtet, desto weniger Lust verspürte er, zum Gewehr zu greifen.

Bei Ende des Weltkrieges wurde somit das Land von Prinzen und Staatsmännern regiert, die, im Bewußtsein ihrer höheren Kultur, ihr Land verkauften und verrieten, brandschatzten und plünderten, nur um das gewohnte Schmarotzerleben in ihren Palästen aufrechtzuerhalten.

Seelische Kultur paart sich sehr wohl mit vollendeter Korruption.

Um das Jahr 1919 war Persien — nach dem Zusammenbruch Rußlands und der Türkei — herrenlos, und das Britische Reich mußte, zur Sicherung des Landweges nach Indien, sich dieses herrenlosen Gutes annehmen. Im Auftrage Lord Curzons kam Sir Percy Cox nach Teheran und schlug der persischen Regierung einen Vertrag vor, der sie für immer der Sorge um Sicherung der Grenzen, Organisation eines Heeres, der Finanzen, der öffentlichen Ordnung befreit hätte.

Es muß zugegeben werden, daß gerade die öffentliche Ordnung zu wünschen übrig ließ. So berichtet der Brigadegeneral Sir Percy Sykes, daß kurz vor Kriegsausbruch eine Räuberbande von indischen Soldaten festgenommen wurde, während sie eine Karawane in der Nähe des Zentrums Ostpersiens, Mesched, beraubte. Der Generalgouverneur kam dann zum Engländer und entschuldigte sich — der Eigentümer der Räuberbande war der Distriktsgouverneur gewesen, der, wie der Generalgouverneur als mildernden Umstand ausführte, damit nur einer alten Sitte huldigte. Im

Jahre 1917 hatte der Gouverneur von Ispahan an je eine Räuberbande jede der Straßen, die zu seiner Hauptstadt führten, gegen ein tägliches Pachtgeld vermietet; außer diesem Fixum behielt er sich aber Tantiemen in Form einer hohen Prozentbeteiligung bei Verkauf des geraubten Gutes vor.

England war bereit, alle diese Mißstände zu beseitigen: Offiziere, Waffen und Munition zu liefern, Eisenbahnen zu bauen, Ratgeber mit „entsprechenden Vollmachten“ zur Verfügung zu stellen, den Zolltarif zu reformieren — ja sogar eine Anleihe von zwei Millionen Pfund mit dem (damals nicht hohen) Zinsfuß von 7% zu gewähren. Der persische Premierminister Wassugh ed-Dawleh hatte nichts dagegen, das weitere Schicksal seines Landes den bewährten Händen Englands anzuvertrauen. Verschiedene persische Abgeordnete behaupteten allerdings, daß das britische Außenamt an drei Minister des damaligen Kabinetts die Kleinigkeit von 131.000 Pfund als Bestechung gezahlt habe. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen: die Engländer waren aber nach der Behauptung der Perser so wenig großmütig, diese Bestechungssumme in die Zweimillionenanleihe einzurechnen und sich vom persischen Volk mit 7% verzinsen lassen zu wollen.

Diese Beschuldigung erregte bei allen rechtlich fühlenden Persern ungeheure Empörung. Es war eine junge Generation herangewachsen, die entschlossen war, mit der alten persischen Schande der Korruption und Bestechlichkeit Schluß zu machen. Zur Schilderung der Situation wollen wir einem der führenden Persienpolitiker Englands, Sykes, das Wort geben, der in seinem Werk „Persia“ (S. 174) den britischen Gesichtspunkt vertritt:

„Die Welt, vor allem Amerika und Frankreich, glauben zu Unrecht, daß wir Persien in ein privates Monopol verwandeln wollen. In Wirklichkeit haben wir nur erkannt, daß Persien eine nahezu herrenlose Macht war, mit der uns starke Bande der Sympathie verknüpften, gegründet auf eine dreihundertjährige Zusammenarbeit und unsere Verehrung für seine glänzende Vergangenheit. Wir hatten wenige oder gar keine Illusionen über die gegenwärtige und zukünftige Armut des Landes — mit Ausnahme seines Petroleums. Aber wir empfanden es als unsere Pflicht, diesem unserem Nachbarland die Hilfe und Führung angedeihen zu lassen, die es retten

konnte. Und wahrlich: wäre der Vertrag angenommen und im Geiste gegenseitigen Vertrauens ausgeführt worden, würde er Persien gerettet haben.

Es ist aber sehr schwer, in einem so rückständigen Land irgendwelche Maßnahmen zu Ende zu führen.

Die Perser sind außerstande, als Partner zu fungieren. Sie sind stets bereit zu destruktiver Kritik, aber sie können nicht aufbauen . . . Die Perser sind außerordentlich eitel. Sie haben eine so hohe Meinung von ihrem wüsten und unfruchtbaren Land, daß sie sich nicht vorstellen können, daß das Agreement ein Werkzeug bildet, das für diesen besonderen Zweck bestimmt war . . . Dazu kam noch, daß persische Ministerien sich keiner langen Lebensdauer erfreuen und, da die Verhandlungen neun Monate gedauert hatten, war es von vornherein unwahrscheinlich, daß dieselben Minister sie ratifizieren würden, die sie begannen hatten.“

Immerhin, man begann mit der Durchführung des Vertrages: ein englischer Finanzratgeber erschien, ein englischer „Oberster Militärischer Ratgeber“ sollte die Armee reorganisieren, die damals aus 8000 Kosaken (unter weißrussischen Offizieren), 8400 Gendarmen (unter schwedischen) und 6000 „Südpersischen Schützen“ (unter englischen Oberoffizieren) bestand. Zweifellos wäre trotz aller Proteste der Nationalisten der Vertrag ausgeführt worden — da kam aber ein unvorhergesehener Umstand dazwischen: auch in dem verweichlichten, überkultivierten Persien stieg der Islam zu Pferde. Auch Persien griff zum Schwert.

Schon im Jahre 1918 wurde diese Wendung vorbereitet. Im Norden des Landes bildete sich unter Führung eines Rebellen namens Mirza Kutschuk Khan eine Bruderschaft, die sich „Ittihad al Islam“ — Vereinigung der Gläubigen — nannte. Niemand wußte genau, wer dieser Kutschuk Khan war, woher er kam und was er wollte. Er war eines Tages barfuß und im Bettlergewand auf den Basaren der nordpersischen Städte aufgetaucht, hatte seine dürre Hand emporgestreckt und drohend gerufen:

„Ich sehe, wie die Sonne im Westen aufgeht!“

Dieser Ruf, der die Umkehr der bisherigen Weltordnung ankündigte, leitete begeisterte und verstiegene Reden ein. Einer der Verfasser hatte Gelegenheit, wahrzunehmen, wie diese Worte das neugierige Volk zutiefst erschütterten. Bald folgten zahlreiche Anhänger dem neuen Propheten, der nicht



nur Wunder wirkte, sondern auch eine gerechte Verteilung aller irdischen Güter versprach. Außer dieser religiösen „Vereinigung der Gläubigen“ bildete der Prophet noch eine zweite Bruderschaft, die sich zu kriegerischen Zwecken um ihren Meister schloß: die „Dschengheli“ — Waldbrüder — leisteten einen Schwur, Haare und Nägel so lange nicht zu schneiden, bis der letzte Ungläubige von der heiligen Erde Irans vertrieben sein würde. Religiös-revolutionäre Bruderschaften dieser Art waren in Persien keine Seltenheit, und die Regierung von Teheran hätte wahrscheinlich der neuen Bewegung nicht mehr Beachtung geschenkt als anderen Räuberbanden, die um jene Zeit das unglückliche Reich ausplünderten. Aber Kutschuk Khan war ehrgeizig: er wollte gegen Teheran marschieren und die Regierung stürzen. Der englische General Dunsterville erkannte die Gefahr und zersprengte die Waldbrüder des neuen Propheten. Der Khan war aber nicht nur ein Heiliger, sondern auch ein Politiker. Er sah ein, daß die unbeschnittenen Nägel seiner Bruderschaft nicht ausreichten, um die Engländer zu vertreiben, und wandte sich daher im nächsten Jahr mit der Bitte um Hilfe an die Bolschewiken.

Für die Russen war diese Bitte ein willkommenes Anlaß, sich wieder in die Angelegenheiten Persiens einzumischen. Für den Plan einer Weltrevolution waren die Reisplantagen Nordpersiens nicht weniger wichtig als die Steppen von Anatolien. Der Vorwand zur Einmischung bot sich bald: im Frühling 1920 flüchteten die 15 Schiffe der weißrussischen, konterrevolutionären Flotte in den persischen Hafen von Enzeli am Kaspischen Meer. Die Engländer ließen sie zwar sofort abrüsten und internieren, aber die Bolschewiken unter dem roten General Raskolnikow gaben diese günstige Gelegenheit nicht so rasch aus der Hand. Sie bombardierten Enzeli, besetzten die Schiffe und marschierten nach Rescht, der nahen Hauptstadt der Provinz Gilan weiter, wo sie eine „provisorische Regierung“ bildeten. Und an die Spitze dieser Regierung setzten sie den Wundertäter Mirza Kutschuk Khan. Eine ganze russische Armee stand ihm zur Verfügung.

In Teheran herrschte Panik. Die persischen Minister machten — nicht ganz mit Unrecht — ihre englischen Pro-

tektoren oder „Ratgeber“ verantwortlich für die Landung der Bolschewiken. Das war doch der Sinn des Bündnisvertrages, daß England die Integrität des Landes gegen feindliche Invasionen wahre. Man machte ihnen Vorwürfe, daß sie nicht sofort eine Armee gegen die „Roten“ warfen.

Doch konnte das kriegsmüde England nichts weiter tun, als „altruistisch die Löhnung für die persische Kosakendivision vorzuschießen“ (Sykes), die unter ihren weißrussischen Offizieren gegen die Bolschewiken marschierte.

In Gilan, am sandigen Ufer des „weißen Flusses“ Sefidrud wurde sie, nachdem sie Rescht zurückerobert hatte, von den vereinigten Kräften der Roten und der Waldbrüder in einer dreitägigen Schlacht geschlagen. Nur 3000 Kosaken retteten sich und flohen bis zur Stadt Kázwin, auf halbem Weg zwischen Teheran und Rescht. Die Waldbrüder aber ergossen sich plündernd und mordend über ganz Nordpersien.

Die Engländer machten dafür die russischen Offiziere der Kosakendivision verantwortlich. Sie waren dem englisch-persischen Übereinkommen feindlich gegenübergestanden — die Niederlage bot den Anlaß, sie sofort zu entlassen. Die persische Regierung gehorchte, schickte die Russen weg und überließ den eingeborenen Offizieren das Kommando über die 3000 Mann in Kázwin. Und damit war vorläufig die Angelegenheit erledigt. Von wichtigeren Sorgen geplagt, „vergaß“ die Regierung so gründlich ihre Soldaten, daß sie ihnen keine Löhnung schickte und keine Nahrungsmittel verschaffte. Und da die dreitausend Kosaken nicht viel von sich hören ließen, verschmerzte das Kabinett im Bewußtsein, von England beschützt zu werden, den Verlust der gesamten militärischen Streitmacht Persiens. Aber eines Tages, im Februar 1921, flatterten in Teheran plötzlich seltsame und beängstigende Gerüchte auf. Aufgeregte Massen stauten sich auf dem Kanonenplatz und vor den Ministerien. Die Zugänge zu den Ämtern wurden von Polizei bewacht. Hin und wieder hallte der heisere Ruf der Läufer. „Habardan — Habardan!“ „Achtung — Achtung!“ brüllten sie, und hinter ihnen rollten prunkvolle Kutschen, elegante Wagen durch die engen, winkeligen Gassen Teherans. Der Pöbel sah durch die geschliffenen Fenstergläser weiße, zitternde Hände, un-

ruhige Augen, die vornehm gebogenen Nasen von kadscharischen Prinzen und ihren Ministern. Der Hof flüchtete aus der Stadt.

Geistliche, das grüne Turbantuch der Nachkommen des Propheten auf dem Kopf, in dunklen, flatternden Gewändern eilten durch die Teestuben und Basare und flüsternten eilig: „Rettet euch — der Revolutionär Sayd Sia-Eddin steht an der Spitze einer Bande der verwegenen Halsabschneider, 20.000 Mann, 30.000 Mann, wer weiß, wie stark sie sind! Dieses Heer führt ein gewisser Reza Kuli-Khan. Sicher wird die Stadt geplündert werden. Ein Blutbad steht bevor. Die Prinzen und Würdenträger fliehen. Niemand kann uns schützen. Rettet euch!“

Was war in Wirklichkeit geschehen? Der islamische Krieger war nunmehr auch in Persien im buchstäblichen Sinne des Wortes zu Pferde gestiegen, entschlossen, die Macht den Händen der Aristokraten und Gelehrten zu entreißen. Der islamische Krieger hieß Reza Kuli-Khan.

## REZA KHAN

Dieser Mann hatte seinen Rang nicht kaiserlicher Huld zu verdanken. Er war in der harten Schule der russischen Offiziere der persischen Kosakenbrigade erzogen worden. Er stammte aus der Gebirgsprovinz von Mazenderan. Dort besaßen seine Eltern ein kleines Gut, von dort war er zum Militär gekommen und hatte sich vom einfachen Soldaten emporgearbeitet bis zum Obersten. In Teheran wußte man von ihm damals nur wenig: daß er von riesenhaftem Körperbau war, stark, gewalttätig, guter Reiter und noch besserer Schütze — und ganz ohne lyrische Begabung. Nach der Niederlage der Kosaken in Gilan war er der einzige, der die Führung der dezimierten, demoralisierten und von ihrer Regierung im Stich gelassenen Bataillone zu übernehmen bereit war. Aus Teheran erfuhr er, daß die Engländer gar nicht so unzufrieden mit der Auflösung dieses letzten persischen Truppenkörpers waren. Der beschäftigungslose oppositionelle Journalist Sia-Eddin eilte zu Reza und machte ihm

klar, daß seine 3000 Soldaten die letzten Perser waren, die das Land vor dem völligen Verlust seiner Unabhängigkeit beschützen konnten. Reza rief seine Offiziere und versicherte sich ihrer unbedingten Zuverlässigkeit. Bald darauf führte er seine Truppen gegen Teheran. Am 19. Februar 1921 hielten Reza Khan und Sayd Sia-Eddin vor den blau schimmernden Fayencetoren der Hauptstadt.

Eine Abordnung der verängstigten Minister fuhr hinaus vor die Stadt, die nur von ein paar Polizeisoldaten „beschützt“ war, und hoffte, den Belagerer mit einem entsprechend hohen Tribut loswerden zu können. Zu ihrem Erstaunen fanden sie aber statt Banditen disziplinierte Soldaten, und statt eines Erpressers an ihrer Spitze einen Offizier, der klare, allzu klare politische Forderungen formulierte. Reza Khan verlangte den Rücktritt der Regierung, die Annullierung des Vertrages mit England, der nicht vom Parlament genehmigt war, sowie die Ernennung eines Ministeriums, dessen Liste er selbst dem Schah vorlegen werde. Als Gegenleistung versprach er, weder morden noch plündern oder brennen zu lassen.

Dreitausend Kavalleristen sind nicht viel. Aber wenn der Gegner nur ein paar Dutzend Polizisten und ein Heer von literarisch schlagfertigen Beamten hat, dann sind dreitausend Kavalleristen respektgebietend. Englands Truppen, auf deren Beistand die persische Regierung vertraut hatte, standen im Süden. Und da nun einmal der neue Machthaber versprochen hatte, sogar die Paläste der Prinzen zu schonen, übergaben die Kadscharen ihm Stadt und Reich: ein Oberst mit dreitausend Reitern ohne einen Kreuzer Geld hatte ein Land erobert, das dreimal so groß ist wie Deutschland.

Am 21. Februar 1921, um ein Uhr morgens, marschierte die Kosakenbrigade in der Hauptstadt ein. Als die Sonne aufging, standen die Herren Sia-Eddin, Chefredakteur a. D., und Reza, Kosakenoffizier Seiner Majestät des Schahs, vor dem jungen Herrscher Ahmed Schah. Der König der Könige lächelte huldvoll, ernannte Sia-Eddin zum Premierminister und Reza Khan zum kaiserlichen General und Kriegsminister. Eine neue Epoche begann.

Aus dem Kabinett verschwanden alle Minister, die zwar einen Vers des Rudaki nach dem Gehör von einem Vers

des Dakiki unterscheiden konnten, aber kein Verständnis für den Unterschied zwischen persischer Souveränität und englischem Protektorat hatten. Eine der ersten Regierungshandlungen Sia-Eddins war die Aufhebung des englisch-persischen Abkommens. Die Verantwortung für den Schutz des Landes trug jetzt General Reza. Mit hohen Reitstiefeln, immer eine Reitpeitsche in der Hand, erschien er in den Sitzungen des Ministerrates und zeigte bei jeder Gelegenheit den Ministern deutlich, daß hinter ihm die dreikantigen Bajonette seiner Brigade standen. Seinem Diktat folgend, vergaß Persiens Bürokratie die vornehme Langsamkeit früherer Zeiten. Eine Verordnung jagte die andere. Über Nacht wurde das Parlament aufgelöst, Prinzen und Höflinge verhaftet, die Staatskasse mit den Geldern aufgefüllt, die die Notabeln gerne zahlten, um wieder aus den Gefängnissen herauszukommen, und die Armee organisiert. Der Staat, der so lange in den Händen von Literaten, von Mandarinen war, wurde nun zum erstenmal seit fünfzig Jahren wieder von einem Manne regiert, wie ihn der Orient verlangt: von einem Soldaten.

Die Laufbahn Rezas ist unvergleichlich. Auch nicht das naheliegende Beispiel Mustafa Kemal Paschas kann herangezogen werden. Gewiß war die militärische Aufgabe Kemal Paschas weitaus schwerer — mit etwa 20.000 schlecht-ausgerüsteten Soldaten hatte er an vier Fronten zu kämpfen und zugleich eine geistige und politische Revolution in seinem Land zu erzwingen. Aber dafür hatte Kemal Möglichkeiten, über die Reza nicht verfügte. Kemal war ein hochgebildeter General europäischen Formats, kannte den Krieg in Europa, Asien und Afrika, stützte sich auf ein kriegerisches Volk. Hatte die moralische Hilfe Rußlands hinter sich und die Sympathien des ganzen Islams. All dies war bei Reza anders. War Kemal hochgebildet — Reza wußte nur das, was ihn sein scharfer Verstand, seine untrügliche Beobachtungsgabe und der Kasernendienst in seiner Brigade gelehrt hatten. Und hinter ihm stand nicht ein hartes, kampfgewohntes Türkenvolk, sondern eine Nation, für die, wie für die Chinesen, Soldat gleichbedeutend war mit Habenichts und Tunichtgut. Ohne Volk, ohne Staat, ohne Armee, fast ohne Ideologie begann Reza seinen Kampf.

Schon drei Monate nach dem Einmarsch in Teheran zieht er nach Norden, schlägt und vernichtet die Waldbrüder — eine Woche nach seinem Sieg kommt der Freundschaftsvertrag mit Rußland zustande, das phantastische Konzessionen macht mit der deutlichen Absicht, Persiens Sympathie auf Kosten der Engländer zu gewinnen.

Der russisch-persische Vertrag (Moskau, Februar 1921) annulliert zunächst die Riesenschuld Persiens an Rußland, entlastet damit die Finanzen des neuen Staates entscheidend. Außerdem verzichtet Rußland auf alle seine Konzessionen ohne jede Entschädigung: die Hafenanlagen am Kaspischen Meer, die einzige Eisenbahn Persiens von der russischen Grenze bis zur Stadt Täbris und zum Urmiassee werden Persien zum Geschenk gemacht. Verhandlungen mit England ergeben den Verzicht des kriegsmüden Staates auf das persische Protektorat. Da Sayd Sia-Eddin zu wenig scharf gegen England auftritt, läßt Reza auch ihn fallen und wird Alleinherrscher. Als Serdar-i-Sipeh, als Oberkommandant, zieht er an der Spitze einer Armee von fast 40.000 Mann 1922 gegen Nordpersien, unterwirft die unabhängig gewordenen Feudalen, erzwingt den Gehorsam der Fürsten von Talysch, Maku, Budschnurd und des Nomadenstammes der mächtigen Schah-Sevanen.

Einen Monat später ruft er den Amerikaner Millspaugh nach Teheran, betraut ihn mit der Ordnung der persischen Finanzen. Wieder ein Jahr später zieht er gegen den Süden. Er hat unterdessen alle früheren Militärformationen, Kosaken, Gendarmerie und wie sie alle heißen, unter seiner Hand zusammengefaßt, eine Armee gebildet, die mächtig genug ist, um nunmehr auch den Süden Persiens zu bezwingen. Er schlägt und unterwirft die stets unbotmäßigen Stämme der Bachtieren, Kaschgai, er erobert Mohammera, den Endpunkt der südpersischen Ölleitung, Sitz des besten Freundes Englands, des Scheich von Mohammera. Durch diese Eroberung schließt er diese reichste Provinz wieder an sein Reich, nachdem sie durch viele Jahrzehnte nur dem Namen nach Persien untertan gewesen war. Er zieht nach dem Westen, unterwirft die Kurden und Guren, schafft Ordnung im Osten durch Niederwerfung der Turkmenen.

Nach wenigen Jahren war Persien geeint.

Schon nach drei Jahren Herrschaft war Reza allmächtig. Genau so wie Kemal Pascha erträgt er es nicht mehr, auch nur dem Namen nach abhängig zu sein, Untertan eines Fürsten, den er verachtet und der ihn nicht versteht. Als er im Jahre 1924 mit einigen seiner Minister unzufrieden war und sie wegjagte, benutzte er die Audienz, bei der er Seiner Majestät davon Mitteilung machte, dem Schah zu empfehlen, auf Reisen zu gehen und sich die weite Welt anzusehen.

Ganz undramatisch, ganz ohne die seelische Erschütterung, die in der Türkei im gleichen Jahr die Absetzung des Kalifen begleitete, erfolgt dieser Staatsstreich in Persien. Schah Ahmed packt seine Koffer, setzt sich ins Auto und fährt zur Grenze. Und Reza Khan bleibt zurück — Diktator, Herrscher.

Ein persischer Dichter besingt ihn:

„In vier Jahren wurde Persien verändert. Aus der ausgedörrten Handfläche eines Greises wurde die geballte Faust eines Jünglings.“

In vier Jahren hatte das persische Reich Freiheit und Selbständigkeit nach außen und Selbstvertrauen nach innen zurückgewonnen. Der persische Reiter hat sein Schwert gut geführt.

Die Frage ist: War der persische Reiter auch ein Krieger des Islams?

Er war es nicht.

Der geniale Reza Khan, der alle Fähigkeiten in sich vereint, die ein großer orientalischer Herrscher besitzen muß, stand im Banne Europas auch dann, wenn er gegen Europa kämpfte — genau so wie Kemal Pascha, der sein Vorbild war. Gleich diesem verstand er, daß Persien seine Unabhängigkeit gegen das übermächtige Europa nur verteidigen könnte, wenn es mit Europas Waffen Europa Widerstand leistete. Mit anderen Worten: Persien und die Türkei gingen den Weg, den vor ihnen Japan betreten hatte. Das Erwachen Asiens war in Wirklichkeit eine Kapitulation Asiens. Asien hatte jahrzehntelang versucht, die ihm eigenen Lebensformen zu erhalten — hatte jahrzehntelang versucht, sich gegen die ihm barbarisch erscheinende, gottlose, von der Technik beherrschte Mentalität des Abendlandes zu wehren. Die „erwachenden“ Asiaten verzichteten plötzlich auf die

Erhaltung einer eigenen Mentalität, auf die Bewahrung einer eigenen Kultur. Ganz nach europäischem Muster stellten sie wirtschaftliche und staatspolitische Forderungen in den Vordergrund; um die Türkei vor England, Frankreich und Griechenland zu retten, nahm Kemal Pascha, um Persien vor England und Rußland zu retten, nahm Reza Khan europäische Kultur an. Man haßte und verachtete nicht mehr Europa als solches, sondern nur mehr den einzelnen europäischen Staatsfeind. Persien, die Türkei wurden geistige Kolonien des Abendlandes.

Bis in die kleinsten Äußerlichkeiten ging diese Entwicklung: das Sakko des Westens ersetzte die malerischen, gesunden, für das Klima geeigneten Gewänder des Morgenlandes. An Stelle der unsterblichen Lieder des Hafis verschlangen die jungen Perser europäische Kriminalromane. Der Koran, der Islam, jene seelische Harmonie, die in Persien der Welt die edelste Blüte der indisch-persischen Kunst gegeben hat, wurden degradiert. Das neue Persien hatte andere Sorgen, andere Ziele, andere Leidenschaften.

Als der letzte der Kadscharen, der junge Sultan Ahmed Schah auf Rat Reza Khans nach Paris übersiedelt war, trauerte ihm niemand nach. Seine Karawane hatte kaum die Landesgrenze verlassen, als überall der Ruf nach der Republik erscholl. Unter Führung nationalistischer Offiziere bildeten sich allerorten Komitees, die Telegramme an Reza schickten und ihn aufforderten, das Amt eines Präsidenten der persischen Republik zu übernehmen.

Leiter dieser antidynastischen Propaganda war Reza selbst. Der Tag des geplanten Umsturzes war bereits bestimmt. Am 21. März, am Tag des persischen Neujahrsfestes, sollte durch Parlamentsbeschluß die Republik proklamiert werden.

Dieser Umsturz fand nicht statt: eine Macht, größer als Armee und öffentliche Meinung zusammen, stellte sich diesem letzten Schritt zur Europäisierung in den Weg, zwang mit magischer Gewalt Persien, die Bahn der Türkei zu verlassen. Diese Macht war der Klerus.

Das gesamte Volk Persiens, soweit es eine politische Mei-



nung hatte, war bereit, unter Führung von Reza die Republik zu verwirklichen — aber im Namen des wahren Herrschers über diese Welt, im Namen des verborgenen und unsichtbaren „Imam-ez-Zaman“, des zwölften Nachkommen Mohammeds, der vor Jahrhunderten auf rätselhafte Weise verschwunden war und seither, unsterblich und unsichtbar, das Land der Schiiten beherrscht, im Namen dieses ewigen Herrschers stellte sich der Klerus dem Diktator entgegen und rief jenes einzige Wort, mit dem seit undenklichen Zeiten Persiens Schicksal bestimmt wird: Haram! Verboten!

In kurzer Zeit gelang es den schiitischen Priestern, eine unglaubliche Leistung politischer Propaganda zu vollbringen. Sie verstanden, daß die Republik die gefährlichste aller Neuerungen sei. Deshalb erschienen in Moscheen und an den Gräbern der Heiligen Gelehrte, versammelten das Volk, hoben ihre Hände gegen den Himmel und flehten höllische Strafen auf jeden Ungläubigen herab, der die Republik einführen und den heiligen Glauben vernichten wolle. Derwische streckten dem Volk ihre blutenden, eiternden Wunden entgegen, die sie sich selbst zur Erinnerung an die Qualen der ersten Märtyrer der Schia zufügten. Die berühmtesten Prediger erschienen in den Volksversammlungen, beschworen Visionen der Paradiesesfreuden und der Höllenqualen herauf und verdrängten aus den Gedanken des Volkes die Träume von der Republik. Eine Woge exaltierter Religiosität überschwemmte das Volk. Vor den Strahlen des unsichtbaren Imam verblich der junge Kriegsruhm Rezas. Der Pöbel Teherans verfolgte den Diktator. Einmal wurde er sogar mit Kot und Steinen beworfen. Die Parlamentswahlen, die die Republik herbeiführen sollten, ergaben ein niederschmetterndes Resultat: von 117 Deputierten waren nur 32 Republikaner — der Retter des Vaterlandes mußte sich mit der Geistlichkeit verständigen. Gegen Ende des Jahres 1924 machte der Feldherr eine demütige Pilgerfahrt zu den heiligen Gräbern von Kerbela und Nedschef. Anstatt einer Eskorte von Offizieren begleiteten ihn Mönche und Priester. Als Reza Khan vor den Särgen der schiitischen Märtyrer kniete, verzichtete er auf die Errichtung der Republik in Persien.

Der Imam-ez-Zaman hatte gesiegt.

Reza Khan paßte sich der geänderten Lage an. Wollten die Geistlichen einen Kaiser haben — dann konnte nur er dieser Kaiser sein. Er riß das Steuer des Staates herum und gab — zumindest für einige Zeit — dem Staatsschiff einen neuen Kurs nach rechts. Die Gesetze, die sich bereits bedenklich europäischem Vorbild zu nähern begonnen hatten, wurden wieder in peinlich genauen Übereinklang mit Religion und Tradition gebracht. Gegen die Frauenrechtler ging die Polizei mit drakonischer Schärfe vor. Mann und Frau durften, wie einst, nicht mehr zusammen über die Straße gehen, nicht mehr zusammen im Wagen fahren, nachdem bereits eine Zeitlang schüchterne Vorstöße in dieser Richtung von maßgebender Stelle ermutigt worden waren. Diese Wendung trug ihre Früchte: am 12. Dezember 1925 proklamierte eine Nationalversammlung Reza Khan zum König der Könige von Iran und er, dessen Vorbild noch immer Kemal Pascha war, der noch immer lieber Präsident einer Republik gewesen wäre, legte auf der Tribüne des Parlaments die rechte Hand auf den Koran und schwor:

„Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen. Ich schwöre beim Koran und allem, was heilig ist, zur Verbreitung unseres Glaubens beizutragen. Ich erkenne, daß Allah hier anwesend ist und alle meine Taten und Maßnahmen weiß . . . Für meinen Dienst an Iran erbitte ich die Hilfe des allmächtigen Gottes und der Führer des Islams.“

Der Sieg des Islams schien vollständig. Fünf „Führer des Glaubens“ wurden bestellt, darüber zu wachen, daß alle Gesetze und Verordnungen des neuen Schahs mit Religion und Tradition im vollsten Einklang blieben. Die Mollahs triumphierten.

Aber dieser Sieg des Islams war doch nur ein Scheinsieg — Erfolg in einem Rückzugsgefecht. Europa blieb Vorbild, desto verlockender, je deutlicher der Schah erkannte, daß es nicht so leicht zu erreichen war. Eines hatte er aus seiner Niederlage aber gelernt: er verstand, daß Persien kein unbeschriebenes Blatt war, daß er nur Schritt für Schritt seine Reformen verwirklichen konnte.

Er begann seinen Kampf gegen die Geistlichkeit genau dort, wo ihn Kemal Pascha begonnen hatte — bei der Kopfbedeckung. Bis 1925 trug jeder Perser auf seinem klassischen

Turmschädel das, was ihm gefiel. Schwarze Feze waren am modernsten. Einen roten Zylinder mit schwarzer Quaste stülpten die Türken auf ihr Haupt im Nordwesten des Landes. Gelbe Lammfellmützen trugen die Nomaden des Südens. Bunte, ellenbreite Turbane die Kurden. Grüne Tücher um den Fez die Priester, schwarze Turbane die Juden, kurz, man brauchte einem Perser nur auf den Kopf zu schauen, und man war schon über Stand, Rang und Nationalität informiert.

Reza Schah fand, daß die malerischen Farben die Wurzel alles Übels wären: der Turban ist Nationaltracht, Nationaltracht schafft Nationalitäten, und was bei den Hüten anfängt, endet bei den Fäusten. Also wollte er, ebenso wie Kemal Pascha, den europäischen Hut einführen. Er erfand für die neue, gemeinsame persische Staatsnationalität eine neue gemeinsame Kopfbedeckung; nach seinem Beinamen Pehlewi wird diese persische Behutung heute Pehlewiye genannt und sieht genau so aus wie eine Briefträgerkappe mit Schirm. Der Soldat hat sie in Khaki, der Bürger in Graublaugrün, der Proletarier — von Herrschaften abgelegt. Aber ganz Persien trägt heute diese scheußlichste aller Kopfbedeckungen, der Schah allen voran. Da kamen die Mollahs und protestierten: die Kappe hat doch einen Schirm? Wie kann die Stirne die Erde berühren, wenn der Schirm davor ist? Da entschied der Schah die kitzlige theologische Frage: Der wahrhaft Gläubige dreht vor dem Gebet die Kappe um, so daß der Schirm nach hinten schaut. Und die Mollahs mußten sich zufriedengeben.

Nun ging der Schah zum zweiten Kapitel der Reform über. Er begann, sich um die Frauenfrage zu kümmern und fing mit der Reform der Damenmode an.

Bis 1925 mußten selbst jene Frauen, die in ihrem Heim die entzückendsten französischen Toiletten trugen, in der Öffentlichkeit in einem schwarzen Sack erscheinen, der bis zu den Knien niederfiel, in Hosen, die unter diesem Mantel bis zu den Knöcheln reichten, in dicken, weißen Socken und entsprechenden Pantoffeln. Über Kopf und Antlitz trugen die Frauen einen schwarzen Schleier, den sie mit der Hand unter dem „Dschador“, der Kapuze, festhielten, so daß nur die Augen und ein Stück Nase unter dem Augenschirm her-

vorsahen, der den Schleier etwas vom Gesicht weghält. Was unter Reza Khan nicht durchführbar gewesen war, wurde nun unter Reza Schah eingeführt.

Immer mehr Rechte bekam die Frau. Frauen durften wirklich und wahrhaftig mit ihren Gatten im offenen Wagen durch die Straßen fahren. Und wenn auch nach wie vor Sünderinnen, die auf Abwegen der Liebe ertappt wurden, in einen Sack gesteckt, auf offenem Markt fünfhundert Stockhiebe auf jenen Teil des Sackes bekamen, hinter dem sich ihr nackter Rücken befand, bis sie buchstäblich zu Tode geprügelt waren, so wußten die Aufgeklärten, daß auch diese liebenswürdige Volkssitte nur eine Konzession an die fünf Glaubenshüter bedeutete.

Denn Reza Schah erlaubte sogar seiner eigenen Gattin, europäische Toiletten zu tragen. Die Kaiserin zeigte sich in aller Öffentlichkeit dünn verschleiert, ohne weißwollene Socken, nach französischer Mode gekleidet. Fuhr sogar in diesem Aufzug im Auto zur hochheiligen „Goldenen Moschee“ von Kum, dem Sitz der fanatischsten der fanatischen Priester Persiens.

Das war zuviel für ihre Frömmigkeit! Entrüstet verwehrt ein Mollah der unpassend gekleideten Kaiserin den Eintritt ins Heiligtum. Noch entrüsteter geht Ihre Majestät zum Telephon, ruft den kaiserlichen Gatten an den Apparat, erzählt die Schmach, die ihr angetan wurde. Der Schah packt seine Reitpeitsche, springt ins Auto, saust die sechzig Kilometer nach Kum, stürzt in die Moschee und verprügelt, riesengroß und bärenstark wie er ist, den sittenstrengen Mollah. Es war ein großes Wagnis, das sich Reza Schah leistete. Im selben Orte Kum war nicht allzu lange vorher ein amerikanischer Militärattaché von der Menge ermordet worden, weil er photographierte. Und doch hatte die Tracht Prügel genützt. Mehr als alle politischen Verhandlungen. Die Mollahs verstanden, daß sich Reza Schah schon sehr sicher im Sattel fühlte und gaben schrittweise nach. Mädchenschulen wurden allerorten errichtet; europäische Lehrerinnen wurden ins Land gerufen; man sprach schon von der Abschaffung des Schleiers, ja sogar von der Einführung des Frauensports.

Da, im Oktober 1930, bebte die Erde.

Fünfundzwanzig Kilometer östlich von Teheran ragt ein fast 6000 Meter hoher Vulkan, von ewigem Schnee bedeckt, in den blauen persischen Himmel: der Demawend. Und dieser Vulkan begann ein wenig zu speien. Häuser stürzten ein, es gab Tote. In der kaiserlichen Hauptstadt wackelten die Mauern ein wenig. Und nochmals bebte der Demawend und nochmals wackelte Teheran. Die Eingeborenen fürchteten sich und durch den Basar ging ein Raunen: Das ist die Strafe Allahs für die Sünden und Reformen des Schahs!

Hellhörig, wie ein wirklich tüchtiger Herrscher sein muß, vernahm Reza Schah des Volkes Stimme. Vierundzwanzig Stunden nach dem zweiten Erdbeben ging ein Befehl an die Polizeichefs, und die Polizisten auf der Straße näherten sich verschleierten Damen, die in Herrenbegleitung einherwanderten, und sprachen also: „Zürne nicht, o Nachtigall Teherans, die du lieblicher bist als die Rosen von Schiras, wenn ich dich anrede, dieweil du mit dem Gatten wandelst, den Allah dir lange erhalten möge. Aber wenn Sie nicht sofort auf die andere Straßenseite gehen und wenn Sie sich unterstehen, sich noch einmal öffentlich Seite an Seite mit einem Manne zu zeigen, fliegen Sie und Ihr schamloser Kumpan in den Arrest. Befehl des Schahs, den Allah erleuchtet hat.“

Als vierzehn Tage später der Demawend zu rauchen aufhörte, durften auch die Damen Teherans wieder mit ihren Gatten über die Straße gehen. Die Reformen wurden fortgesetzt.

Aber diese Reformen erhielten mehr und mehr eine Richtung, die zwar nicht mohammedanisch war, aber auch nicht europäisch. Viel weniger europäisch, abendländisch als die Richtung Kemal Atatürks. Die neue Richtung hieß: Iran.

Iran, das ist der Name Persiens, den Reza Schah nunmehr für den Gebrauch im Ausland erneuerte, Name und zugleich Programm seiner Regierung. Im Gegensatz zu den Türken und Arabern, die erst ein Geschichtsvolk wurden, nachdem sie den Islam angenommen hatten, besaßen die Perser eine fünfzehnhundertjährige Geschichte vor der Eroberung durch die Araber. Sie konnten auf eine beispiellose Kultur zurückblicken. Jahrhunderte hindurch vor Christus und nach Christus war Persien geistiger Führer Asiens,

Weltmacht am Mittelmeer gewesen. Persien hatte der Welt eine der erhabensten Religionen gegeben, die auch das Christentum tief beeinflußt hat: den Parsismus. Das Andenken an den heiligen Propheten Zarathustra, an den guten Gott Ormusd und den bösen Geist der Finsternis Ahriman blieb in der persischen Seele haften und drang sogar in die Glaubenslehren der Schia und ihrer Geheimsekten ein. Die alte iranische Kultur war durch die arabische Eroberung nicht vernichtet worden; die Erinnerung an die persischen Großkönige von Xerxes und Darius bis zum Reich der glänzenden Sassaniden blieb lebendig. Persische Weise und persische Beamte, persische Sprache und persischer Geist eroberten die Kalifenhöfe, während die persischen Eingeborenen vom Islam erobert wurden.

Als sich der neue Geist des Islams mit dem alten Geist Irans versöhnte, erstand die höchste Blüte islamischer Kultur, die Zeit von Omar Khayam, von Saadi, von Hafis, von Firdusi. Und die Erinnerung an diese Glanzzeit Irans war auch noch im 20. Jahrhundert lebendig. Jeder Perser träumte von der vergangenen Größe seines Landes.

Reza Schah benützte diese Träume. Nicht durch eine Nachahmung Europas wollte er nunmehr sein Reich reformieren, sondern mit der Macht des alten iranischen Nationalstolzes.

Schon der Beiname, den er sich wählte, zeugte von dieser Richtung. Nicht wie andere Herrscher vor ihm nahm er hochtrabende Titel an, wie „Licht des Universums“ — er nannte sich „Pehlewi“, so heißt die altpersische Sprache der Sassanidenzeit und in übertragenem Sinne die Kultur dieser Glanzperiode Persiens, also jener „Zeit der Finsternis“, wie jeder Mohammedaner die Epoche vor der Herrschaft des Islams zu nennen verpflichtet ist. Für Reza und seine Jünger bedeutete aber dieser Name symbolhaft die neuerwachende Kraft der alten Rasse, die einst Asien unterworfen hatte. Sitte und Brauch des alten Iran, ja sogar seine Kunst und sein Baustil fanden auf einmal begeisterte Anhänger in der jungen Schicht persischer Intellektueller. Nur noch notgedrungen wurden die Gebote des Islams erfüllt. Er blieb zwar Hofreligion und nach wie vor erschien der Kaiser allwöchentlich zum Gebet in der Moschee, aber die Geistlich-

keit spielte bald nur noch jene Rolle, die ihr an einem aufgeklärten, aber konservativen Hof des Vorkriegseuropa zugeeilt sein mochte. Man respektierte sie, aber man rechnete nicht mehr mit ihr.

Der Islam, der früher alle Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens umfaßte, dem alles unterstellt war, von der Staatsführung und dem Zolltarif angefangen bis zum Essen und Kaffeetrinken, bis zu Kinderkriegen, Erbrechen, Wasserleitungen und Kriegführung, wurde nach und nach vom Staatsleben abgetrennt, wurde „Religion“ im modernen Sinn; also Privatangelegenheit des einzelnen, daher bedeutungslos. Dem Konservativismus des Islams setzt Reza Schah einen Geist entgegen, der halb Abendland ist und halb Urgeist der Hochebene von Iran, aber auf keinen Fall mehr mohammedanisch.

Der neue Perser liebt es, seine religiöse Toleranz zu betonen. Er ist nicht mehr Mohammedaner oder Christ oder Behai, er ist Bürger von Iran. Die Gedanken der Aufklärer des 18. Jahrhunderts vereinen sich mit der Diktatur des 20. Jahrhunderts und der Erinnerung an die Großkönige vor Mohammed. Im Pehlewi-Stil errichtete Reza Schah ein prachtvolles Denkmal zu Ehren des Dichters Firdusi, der die Helden des vormohammedanischen Iran besungen hat. Zu diesem Denkmal führt eine moderne Autostraße und beides, Autostraße und altiranisches Denkmal sind symbolisch für den neuen Geist.

Noch ist diese Entwicklung nicht abgeschlossen. Noch ist Persien nicht dem Islam entrissen. Fünfzehn Jahre lang regiert Reza Schah, und in diesen fünfzehn Jahren hat er eine Welt gewandelt, eine neue Welt geschaffen. Aber dreizehnhundert Jahre lang hat vor Reza Schah die Einheit zwischen Iran und Islam bestanden, und diese Einheit hat nicht nur das Bild des heutigen Persien, sondern auch den Geist des heutigen Islams mitbedingt, der von Persien aus befruchtet und bereichert wurde.

Diese ganze Entwicklung kann und wird nicht spurlos verschwinden.

Weder Kemal noch Reza waren „Reiter des Islams“, obwohl beide mohammedanische Reiter sind. Weder Kemal noch Reza haben Schwert und Koran zu gleicher Zeit zu

führen verstanden. Um das Schwert besser zu schwingen, haben sie auf den Koran verzichtet.

Der Historiker muß dieses Ergebnis nüchtern festhalten: Persien und die Türkei sind heute zwei mohammedanische Großmächte geworden, deren Souveränität kein fremder Staat mehr antastet. Aber in beiden Staaten hat der Geist des Abendlandes über den Geist des Islams triumphiert — vorläufig.

## DAS DACH DER WELT . . . AFGHANISTAN

Je weiter nach dem Osten des Islams, desto stärker ist der Einfluß des mohammedanischen Priesters, desto geringer die Einwirkung des abendländischen Geistes. In der Türkei gelang es Kemal Atatürk, europäisch-amerikanisches Denken und Handeln einzuführen. In Persien mußte Reza auf halbem Weg stehenbleiben und sich mit der Wiedergeburt des iranischen Nationalismus begnügen. In Afghanistan, dem dritten islamischen Land von West nach Ost, mißlang der erste bescheidene Versuch der Europäisierung.

Dieses wilde, unwegsame, riesige Gebiet ist auch heute noch kaum bekannt. Es ist teils Hochgebirge, teils Wüste. Wilde Stämme bewohnen es, Tadschiken, Beludschken, Puschtu und viele andere Sippen, verschieden durch Rasse und Abstammung, durch Sprache und Siedlungsgebiet. Nur etwas über die Hälfte des Volkes gehört dem afghanischen Stamm im engeren Sinn des Wortes an, einem Volk mit semitischen Rassenmerkmalen und arischer (persischer) Sprache. Die anderen sind Türken, Mongolen, reinrassige Iranier, ein Völkerbabel, dem daher bis vor wenigen Jahren der Begriff einer gemeinsamen Nationalität ebenso fremd war wie die freiwillige Unterordnung unter eine Zentralregierung. Der Emir von Afghanistan war seinen Untertanen bis vor wenigen Jahrzehnten nur als „Emir von Kabul“ bekannt; neben ihm gab es andere Emire und Khane in Herat, in Balkh, in Kandahar.

Aber eines war allen diesen Stämmen gemeinsam: der Haß gegen die Ungläubigen. Um dieser Abneigung sym-



bolisch Ausdruck zu verleihen, errichteten die Stämme an der Landesgrenze Pyramiden von abgehauenen Menschenköpfen. Später, als sie etwas kultivierter wurden und englisch lernten, benutzten sie die neuerworbenen Sprachkenntnisse und brachten an der Reichsgrenze Tafeln an, die wir noch nach Kriegsende sahen:

„IT IS ABSOLUTELY FORBIDDEN TO CROSS THE  
BORDER INTO AFGHAN TERRITORY.“

Hinter dieser Tafel herrschten Fürsten und Räuber, und zwischen beiden gab es keinen Unterschied. Auch die Räuber avancierten gelegentlich zum Range eines Fürsten, redeten dann den Emir von Kabul als Vetter an, heirateten seine Töchter und wurden zuletzt entweder geköpft oder zum „Sirdar“ (General) ernannt. Die Würde eines Räubers — und das gilt nicht nur für Afghanistan, sondern für den ganzen alten Orient — konnte ererbt oder durch persönliche Verdienste erworben werden. Wenn die Räuber einen geregelten Haushalt geführt hätten, würden sie an ihre Tür geschrieben haben: „Räuber Habibullah“. Die Räuber Afghanistans führten aber keinen geregelten Haushalt, sondern pflegten nur hin und wieder mit ihrem Gefolge nach der Hauptstadt Kabul zu kommen, den Tribut einzukassieren und gegebenenfalls den Emir zu stürzen. Dieser erhob Tribute von schwachen Räuberhäuptlingen und zahlte Tribute an die mächtigen. Er beherrschte seinen Harem und seine Sippe, hatte in der Regel unzählige Söhne, die unweigerlich spätestens am Tage seines Todes einander überfielen und niederstachen. Daß die Untertanen bei diesem System nicht zur Gänze zugrunde gingen, war lediglich die Folge der feudalen Desorganisation des Staates, denn jeder Nomade, jeder Bauer stand unter dem Schutze eines Fürsten oder eines Räubers, der ihn verteidigte, solange er von ihm Tribute bekam. Je mächtiger der Sippenführer war, desto gesicherter war auch das Leben seiner Untertanen.

Diese feudale und selbstzufriedene Anarchie wurde nur durch das starre Gesetz des Islams in eine äußerliche Einheit gebunden. Denn mächtiger als Nomaden, Räuber und Emire waren der Derwisch und der Mullah, die gelegentlich mit den Normen des islamischen Rechtes eingriffen, um dem schlimmsten Übermaß feudaler Willkür Einhalt zu gebieten.

Die Religion erfüllte somit in Afghanistan die Funktion der fehlenden Polizei. Die Ordnung im Lande, soweit sie überhaupt bestand, war die Folge der religiösen Normen, die für Khane, Bauern, Nomaden und Emire gleiche Geltung hatten. Wer diese Satzungen verletzte, wurde vogelfrei, denn selbst die oberflächliche staatliche Einheit des Territoriums Afghanistan konnte nur durch die Befolgung jener religiösen Einheitsideale erzwungen werden, die das Ethos des mohamedanischen Gesetzes verlangt. Bis zum Ende des Weltkrieges hatten sich nie europäische Gedanken, Vorstellungen, Erfindungen in dieses Land verirrt. Ja, die Afghanen kämpften sogar erfolgreich dagegen, daß Ausländer auch nur in offizieller Mission — als Gesandte — den Boden ihres wilden Landes betreten.

Aber dieses wilde Land, dessen Gebirge sich bis nahezu sechstausend Meter erheben, ist zugleich das „Dach der Welt“, wie man gerne im engeren Sinn das kleine Stück des Hochlandes von Pamir nennt. Dieses afghanische Reich ist größer als Deutschland, Österreich, Belgien, Holland und die Schweiz zusammen. Es zählt gegen sechs Millionen kriegsgewohnter Untertanen, und es hat eine Geschichte, die zu den ruhmreichsten des Islams gehört. Vor allem seine Kriegsgeschichte. Immer wieder waren aus diesem wilden Gebirgsland durch die engen und gefährlichen Schluchten und über die schneebedeckten Pässe afghanische Kriegerheere gegen Indien gezogen und hatten dieses reichste Land der Welt ebenso überflutet, wie die Germanen des Altertums und Mittelalters Italien überschwemmen. Zum erstenmal unter Mahmud von Ghazna, dem „Götzenzertrümmerer“, der um 1000 n. Chr. die Heere Indiens überrannte, Städte eroberte, Festungen erstürmte, Tempel zerstörte, die Heiden schlachtete und den Glauben Mohammeds verkündete. Von dieser Zeit an hörte durch fünf lange Jahrhunderte Afghanistan nie auf, Indien zu bedrohen. Als 1526 Babur der Türke mit afghanischen Kriegern das Reich der Großmogulen in Delhi gründete, da brachte er in das erschöpfte, müde gewordene Indien einen Zustrom frischen männlichen Blutes. „Es waren die schönsten Kriegerrassen Asiens, an Stärke und Mannhaftigkeit den Normannen Europas vergleichbar“, so schildert Holderness (Peoples and Problems of India) diesen

Einfluß der Afghanen auf das Dreihundertfünfzigmillionenvolk Indiens.

Afghanen waren es, die den Islam in Indien wieder befestigten. Denn als die Großmogulen schwach geworden waren, als sich gegen ihre mohammedanische Herrschaft wiederum die „götzendienlichen“ Hindus erhoben und unter den Mahratten-Fürsten Indien dem Islam zu entreißen drohten, da stießen wieder die Afghanen vor, um Beute zu machen, aber auch um die Herrschaft des Glaubens zu verteidigen. Zuerst als Gefolgsleute ihres persischen Oberherrn Nadir-Schah, dann aber, nach dessen Tod, unter dem afghanischen Fürsten Ahmed Schah. 1761 zerschlugen die Afghanen die Herrschaft der heidnischen Mahratten, trieben sie in die Halbinsel des Dekkan zurück „und machten sich einen großen und furchtbaren Namen bis auf diesen Tag“, um in der klassischen Sprache zu reden.

Seit dieser Schlacht von 1761 heften sich die Augen aller Beherrscher Indiens voll Angst auf den Khaibarpaß, der von Afghanistan nach Indien führt. Seit den Tagen Mahmuds von Ghazna, ja sogar seit dem Kriegszug Alexander des Großen, ergossen sich immer wieder über diesen Paß von Kabul gegen das Indusland die Heerschaaren der Eroberer. Und deshalb ist der Emir von Kabul, Afghanistans Hauptstadt, nicht ein Duodezfürst, wie der fromme Emir von Buchara es war, sondern ein wichtiger Stein auf dem politischen Schachbrett. Wer mit dem Emir von Afghanistan gut Freund ist, kann in Indien ruhig schlafen oder — er kann Indien mit Leichtigkeit bedrohen.

England stand daher vor zwei Möglichkeiten: entweder mußte Afghanistan mit Gewalt unterworfen oder in Güte verbündet werden. In anderen Ländern wäre ein „Bündnis“ zwischen der englischen Großmacht und einem Sechsmillionenvolk nichts anderes als ein Protektorat. Dem kriegerischen Afghanistan gegenüber aber war dieses Bündnis eher ein Verzicht. Die andere Möglichkeit hieß: Eroberung von Afghanistan. Beide Wege wurden zu verschiedenen Zeiten versucht. Waren die Russen in Kabul einflußreicher, versuchten es die Engländer mit Gewalt. Waren die Emire antirussisch eingestellt, dann wurde es mit Güte versucht. Und noch heute ist dieses Kapitel nicht abgeschlossen.

Den ersten Versuch, Afghanistan mit Gewalt zu pazifizieren, machte der Generalgouverneur Lord Auckland 1838. Er eroberte Afghanistan, nahm den Emir Dost Mohammed gefangen, aber dessen Sohn Akbar organisierte unter den Augen der englischen Beamten eine riesenhafte Verschwörung. Am 2. November 1841 erhob sich das ganze Land. 8000 englische Soldaten, der britische Gesandte in Kabul, der englische Oberkommissar wurden ermordet. Die Engländer traten den Rückzug an und wurden auf dem Marsch durch den Khaibarpaß zusammengehauen. 16.000 Mann wurden getötet, oder sie erfroren in der Winterkälte des Hochgebirges. Ein einziger Engländer, ein Militärarzt, entrannte dem Tode und überbrachte die Hiobspost den Behörden in Peschawar.

Natürlich rächten sich die Engländer für diese Niederlage. Sie zerstreuten die Scharen Akbars, eroberten Kabul, aber dann wußten sie nicht, was sie mit dieser Eroberung tun sollten. So räumten sie Afghanistan und ließen sogar den gefangenen Dost Mohammed frei. Der erste afghanische Krieg war von den Afghanen gewonnen worden.

Jetzt versuchte England es mit Güte: es bestätigte Dost Mohammed als Emir von Afghanistan und schloß mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis (1855), ja, es half ihm sogar wirklich gegen die Perser (1863).

Unter seinem Nachfolger Schir-Ali begann Rußland, sich für Afghanistan zu interessieren. 1864 stießen die Russen über Taschkent an die afghanische Grenze vor, und es gelang ihnen, Schir-Ali auf ihre Seite zu bringen. 1878, gegen Ende des Russisch-Türkischen Krieges, wurde eine russische Gesandtschaft in Kabul festlich empfangen, obwohl doch gerade damals die russischen Ungläubigen den Kalifen von Konstantinopel so arg bedrohten. Aber als einige Monate später die Engländer auch eine Gesandtschaft nach Kabul schicken wollten, da fanden die Vertreter Seiner Majestät die Tafel: „It is absolutely forbidden to cross the border . . .“ Am Khaibarpaß mußten die Gesandten umkehren. England erklärte Krieg. Der Emir Schir-Ali floh auf russisches Gebiet, wo er starb. Sein Nachfolger und Sohn Emir-Yakub sah keine Möglichkeit, den 41.000 englischen Soldaten, die mit 144 Geschützen vormarschierten, Widerstand zu leisten.

Er unterwarf sich, trat Grenzgebiete an England ab, gab seine Zustimmung dazu, daß eine ständige englische Gesandtschaft in Kabul bliebe — und England zog seine Truppen zurück. Die Gesandtschaft traf in Kabul ein und wurde bei der nächsten Gelegenheit ermordet (3. September 1879). General Roberts, der später Weltruhm erlangte, führte die Strafexpedition, eroberte Kabul, schlug und bestrafte die Aufständischen, nahm Emir-Yakub gefangen und schickte ihn nach Indien. Aber dann wußten die Engländer wieder nicht, was sie mit Afghanistan anfangen sollten. Der zweite afghanische Krieg war gewonnen. Und was nun?

General Roberts war deshalb froh, als sich in Balkh ein Stammesfürst, Abd er-Rahman, fand, der einige Regimenter mit Gewehren bewaffnen konnte und der das Opfer bringen wollte, Emir von Afghanistan zu werden. Um ihn nur ja in diesem löblichen Vorhaben zu unterstützen, versprach ihm General Roberts, was er nur wollte. England verzichtete auf die ständige Gesandtschaft in Kabul, versprach, ganz Afghanistan zu räumen, verzichtete auf die Gebietsabtretungen des Vorgängers Emir-Yakub, versprach sogar, an Abd er-Rahman eine jährliche Rente zu zahlen und ihm die erbeuteten Waffen und Geschütze zurückzugeben.

Unter diesen Bedingungen nahm Abd er-Rahman gnädig die Krone Afghanistans an, und die Engländer konnten 1881 endlich nach Indien zurückmarschieren.

Es schien notwendig, die Ergebnisse des ersten und des zweiten Krieges eingehender zu besprechen, als ihre ephemere Bedeutung rechtfertigt. Denn sie zeigen die Aussichtslosigkeit der englischen Versuche, Afghanistan mit den Waffen zu unterjochen. Erobert kann Afghanistan mit Leichtigkeit werden, besiegt auch, aber es zu beherrschen würde viel mehr Geld und viel mehr Mannschaft erfordern, als die Beute wert wäre. Das ließen sich die Engländer denn auch gesagt sein.

England riß ein großes Stück des „wilden Grenzlandes“ an sich, formte daraus die „Provinz der Nordwestgrenze“. Aber auf das eigentliche Afghanistan griff seine Hand nie mehr über. Als Abd er-Rahman starb und sein Sohn Habi-

bullah sein Nachfolger wurde, erneuerten beide den Bündnisvertrag des Vaters (1905): Afghanistan verpflichtet sich, in allen auswärtigen Angelegenheiten sich bedingungslos dem Rat Englands zu unterwerfen, und England verpflichtet sich, Afghanistan gegen dessen äußere Feinde zu verteidigen und sich im übrigen nicht in die inneren Angelegenheiten dieses Staates einzumischen.

Habibullah, der neue Emir, war nicht mehr so ganz reaktionär wie sein Vorgänger. Er führte Telegraph und Telephon in seinem Reich ein und „erbitterte die Strenghläubigen durch seine Vorliebe für abendländische Einrichtungen“, wie ein europäischer Berichtstatter schreibt. Ja, Unheil über Unheil, er half sogar einem Afghanen namens Sirdar Mahmud Beg, eine Zeitung zu gründen, „Siradsch al Akbar“, in der panislamitische Ideen nach dem wilden Bergland eingeschmuggelt wurden.

„In glänzendem Persisch geißelte man die Rückständigkeit Afghanistans, alle Sticheleien mit Lobsprüchen auf den Emir verhüllend. Mahmud Beg verabreichte in seiner Zeitung bitteres Chinin in verzuckerten Pillen, die dankbar und mit Wonne verschluckt wurden . . .“

schreibt Dr. Abdul Ghani darüber in seiner „Review of the Political Situation in Central Asia“. Aber die Zeitung, die panislamitische Ideen ins Land brachte, schuf auch eine jungafghanische Bewegung, schuf auch Geheimbünde zur Reformierung des Landes.

Selbst auf dem „Dach der Welt“ machte sich der neue Wind fühlbar, der den Geist des Weisen Dschemal-Eddin durch alle Lande des Islams blies. Die Afghanen begannen sogar, die Person ihres Emirs zu kritisieren. Sie fanden, daß er zu sehr das Vergnügen liebte. Briefe ohne Unterschrift flogen auf sein Schloß, mahnten, warnten. Der Emir lachte und kümmerte sich nicht darum.

Da brach der Weltkrieg aus. Der Kalif erklärte den Heiligen Krieg, England schickte Truppen über Truppen aus Indien nach dem Abendland. Nie war die Gelegenheit schöner gewesen, den alten Kriegsruhm der Afghanen zu erneuern und wieder hinabzusteigen in das Indusland, zu plündern und zu morden und dabei den Islam mit dem Schwert auszubreiten. Die Kriegsbegeisterung in Afghanistan

wuchs von Tag zu Tag. Es traf eine deutsch-türkische Gesandtschaft ein und forderte den Emir auf, dem Gebot des Dschihad zu gehorchen, Indien anzugreifen. Den Heiligen Krieg zu erklären. Wer weiß, wie der Weltkrieg geendet hätte, wenn Habibullah weniger vorsichtig, weniger loyal England gegenüber gehandelt hätte? Aber Afghanistan blieb neutral. Der Emir duldet nicht einmal, daß die räuberischen Grenzstämme auf eigene Faust Krieg gegen den Vizekönig von Indien führten.

Diese Politik nahm für ihn ein böses Ende. Am 20. Februar 1919 wurde er in seinem Zelt bei einem Ausflug ins Gebirge erschossen. Todesahnungen hatten seine letzten Stunden verdüstert. Als er am Vorabend seiner Ermordung einen Fisch an der Angel aus dem Bergstrom riß, sprach er nachdenklich: „So geht auch der Mensch plötzlich dahin, wenn die Hand des Todes ihn aus den Wassern des Lebens reißt.“

Am Morgen fand man ihn tot. „Der Engel des Todes war hinweggegangen und hinterließ keine andere Spur als den Leib des Emirs, der in grausiger Stille auf seinem Lager ruhte.“ (Dr. Abdul Ghani.)

## SEINE MAJESTÄT AMANULLAH, DER CHEF- REDAKTEUR

Nach Habibullahs Ermordung folgte der übliche Thronstreit in Afghanistan. Das Rennen gewann der Sohn des Ermordeten Amanullah, der sich den Beistand der jungafghanischen Kreise sicherte. Ihnen zu Gefallen erklärte er als Ziel seiner Regierung „die vollkommene Freiheit aller Untertanen, soweit sie dem Gesetz Mohammeds entspricht, vor allem aber völlige Unabhängigkeit Afghanistans auch in äußeren Angelegenheiten“. Dementsprechend kündigte er sofort den Bündnisvertrag mit England.

Die politische Lage war günstig. Denn gerade in diesen ersten Monaten des Jahres 1919 war — nach der Nervenanspannung des Weltkrieges — in Indien eine ernste revolutionäre Stimmung entstanden, die durch die panislamitische

„Kalifatsbewegung“ zum Schutz des türkischen Sultans nur noch verschärft wurde. „Die Führer der Hetze beriefen für Anfang September eine riesige Volksversammlung nach Kalkutta, die drei Tage dauern sollte. Auf unzähligen Flugblättern wurden Nachrichten über Beleidigungen des Propheten und des Islams verteilt, die an verschiedenen Orten vorgekommen sein sollten. Es sei an der Zeit, der Regierung zu sagen, daß das Wasser schon zu hoch gestiegen und der Becher der Geduld am Überlaufen sei.“ Neben dieser offenen Propaganda lief aber noch eine gefährlichere unterirdische, die sich an die mohammedanische Arbeiterschaft Kalkuttas wendete. In der murrenden Menge flog bald das unheilverkündende Wort von Mund zu Mund — Dschihad! Heiliger Krieg! Es kam zu Aufläufen, die Truppen schossen, doch wurde die Ruhe wieder hergestellt. Aber die Revolte von Kalkutta war nur der Anfang.

Im Westen Indiens, im mohammedanischen Pendschab, dem Fünfstromland, begann es zu gären. In Bombay und anderen Industriezentren kam es zu großen Streiks. Gerüchte liefen um, daß die Afghanen mit einer starken Armee bereitstünden, um ihren Glaubensbrüdern in Indien zu Hilfe zu eilen. Der später vielgenannte englische General O'Dwyer war der einzige, der den Ernst dieser Lage erkannte. Mit grausamer Strenge ging er vor, vertrieb die Aufständischen mit einer Handvoll Gurkhasoldaten und stand nach den ersten Erfolgen vor einer Lage, die „mit nichts anderem zu vergleichen war als mit der großen indischen Meuterei von 1857“, wie das „India Year-Book“ noch viele Jahre später rückblickend schreibt. General O'Dwyer war entschlossen, den Angriffsgeist der Aufständischen, die mit Überfällen auf Eisenbahnen, Aufreißen von Bahnschienen, Zerstörung der Telegraphenlinien und ähnlichen Methoden die Regierung einzuschüchtern versuchten, mit Gegenterror zu brechen. Er hatte Erfolg. In wenigen Wochen wurde die Ruhe in Pendschab wieder hergestellt, aber die Nachricht von den Unruhen, vom „Blutbad in Amritsar“, von der Verhängung des Standrechtes über die Grenzgebiete des indischen Kaiserreiches erreichten Afghanistan zugleich mit Briefen der mohammedanischen Anführer.

Jetzt schien den Afghanen abermals die Gelegenheit ge-



kommen, das nachzuholen, was Habibullah während des Weltkrieges versäumt hatte — den Heiligen Krieg nach Indien zu tragen. Im Kronrat las Amanullah, bitterlich weinend, die Briefe aus Indien vor und rief: „Hier seht Ihr die Faust, unter der unsere indischen Brüder seufzen. Gleiche Gewalt herrscht in Bagdad und an den Heiligen Stätten. Darum frage ich euch: Seid Ihr zum Kriege bereit? Wenn ja, dann gürtet eure Lenden, denn die Zeit ist gekommen.“

Bald danach wurde die Proklamation des Glaubenskrieges in der Hadda-Mullah-Moschee in Kabul verlesen. Eilboten ritten zu den Stämmen. Der dritte afghanische Krieg begann, Anfang Mai 1919.

Es war um ein paar Wochen zu spät. Der Aufstand im Pendschab war bereits erstickt, und die Inder rührten sich nicht. Englische Flieger zerstreuten die afghanischen Kolonnen, englische Granaten machten die Bergstellungen der Angreifer dem Erdboden gleich, und nach dreiwöchigem Feldzug bat Amanullah um Frieden. Afghanistan verzichtete auf den Khaibârpaß und auf das Recht, russische Gesandtschaften und Konsulate in Afghanistan einzurichten, verzichtete auf den afghanisch-russischen Freundschaftsvertrag und erhielt als Gegenleistung volle Unabhängigkeit. Noch vor der Türkei, vor Persien war damit Afghanistan das erste völlig souveräne mohammedanische Land geworden, und sein Herrscher, nun nicht mehr „Emir“, sondern „König“, wurde eine der Hoffnungen des modernen Islams.

Als einer der Verfasser ihn kurz vor seiner Thronbesteigung in Samarkand traf, machte er den Eindruck eines blutjungen Schwärmers, der ebensogut Prophet wie Massenmörder werden konnte. Er war viel gereist, war in Beirut, Indien, Rußland gewesen und schwärmte für die Kultur Europas, für die freudenreiche und heitere Welt des Westens.

Nach seinem „Sieg“ über England beschloß er, diese Welt in seinem Reiche heimisch zu machen. Er begann bei seinem Hofe. Im Gegensatz zu seinen Ahnen begnügte er sich mit einer einzigen Frau, einer europäisierten Araberin. Er gab seinem Land ein Parlament, baute Krankenhäuser und Straßen, sammelte auf den Gassen obdachlose Waisenkinder und schickte sie auf eigene Kosten ins Ausland zur Ausbildung. Und da Habibullah mit seinem Chefredakteur

Mahmud Beg so schlechte Erfahrungen gemacht hatte, übernahm Amanullah als Herausgeber und Chefredakteur die Leitung der einzigen großen Zeitschrift des Landes „Amani Afghan“. Der König schrieb selbst seine Leitartikel, seine Minister veröffentlichten lyrische Gedichte, vom modernen Geist des nationalen Fortschrittes erfüllt.

1921 lasen wir im „Amani Afghan“ folgendes Kunstwerk:

„Der Abend, den man in der Schule verbringt, ist hell wie der Tag / Die Schule ist der Garten, in dem die schönsten Rosen wachsen / Sie macht dich zum Chemiker deines Glückes / Wenn du die Schule beendest, wird selbst der Juwelier staunen / Über die Menge der Rubinen und Edelsteine, die du aus der Erzgrube der Schule mitbringst.“

Dieses Gedicht atmet eine naive Achtung vor der Bildung. Ein anderes zeigt bereits Knospen staatlichen Selbstgefühls:

„Viele Feinde hatten wir, doch jetzt haben wir auch Freunde! / Türken und Perser wurden Afghanistans Brüder. / Voll Weisheit haben wir mit Rußland Frieden geschlossen. / Amerika ist unser Freund und auch Deutschland. / Italien, Frankreich und Japan kennen unsere Macht. / O Heimat! Wir sind Falter deines Lichtes. / Wir wollen vergehen für dich, o Afghanistan!“

In diesen Versen, die England zu erwähnen vergessen, klingt ein Patriotismus an, den es bis dahin in Afghanistan nicht gab. Waren die beiden Gedichte noch harmlos, so erweckte ein drittes den Argwohn der Geistlichkeit, die durch das Beispiel der Türkei und Persiens zur Vorsicht erzogen wurde:

„Nicht die Geliebte, sondern die Heimat ist mein Leben! / Die Heimat ist mein Feiertag, wenn sie scheidet, ist mein Tod. / Heimat, du bist meine Kaaba / Du bist mir heilig wie die erste Sure des Korans!“

Der Verfasser dieses Gedichtes war Seine Exzellenz der Herr Außenminister. Der Vergleich der Heimat mit der ersten Sure des Korans oder dem heiligen Steine der Kaaba mußte jedem Frommen im hohen Maß verdächtig erscheinen.

Solange sich die Reformen des Königs auf die Errichtung von Schulen und Krankenhäusern beschränkten, war es erträglich. Auch die Schaffung eines modernen Heeres konnte noch verziehen werden. Aber als Amanullah Ende 1927

seine berühmte Europareise unternahm, da kamen außerordentlich bedenkliche Nachrichten. Schon in Ägypten zeigte sich der König dem Volke in europäischem Zylinder und Gehrock. Dieser Zylinder war für die Mullahs Afghanistans der erste Beweis, daß der König den geraden Pfad des Glaubens verlassen habe. Weitere Beweise folgten: Die wirklich schöne und elegante Königin Suraja erschien in den europäischen Großstädten ohne Schleier und im ausgeschnittenen Kleid. Der König besuchte Fabriken statt Moscheen. Der schlimmste Fehler des jungen Reformators war aber, daß er in seine Heimat über Moskau zurückreiste. Die USSR. bereitete ihm einen wahrhaft königlichen Empfang: Paraden, Trinksprüche und geheime Besprechungen wechselten miteinander ab, und hinter diesen Geheimbesprechungen erhob sich deutlich drohend das Gespenst eines sowjet-afghanischen Bündnisses gegen Indien. Amanullah lehnte zwar die russischen Anträge schließlich ab, aber der Schein sprach gegen ihn. Zylinder und außerdem noch ein Empfang im Kreml — das war zuviel! Als er zurückkehrte und seine Reformen fortsetzen wollte, erhob sich gegen ihn der alte, unverfälschte, brutale Orient.

Aus den Bergen des Nordens kam wieder einmal der Wüstenkrieger des Islams! Diesmal hörte er auf den Namen Batscha-Sakao, was soviel bedeutet wie „Sohn des Wasserträgers“. Ihm folgten Priester, Eunuchen, Schmarotzer, Edelleute, Kameltreiber und Sklaven. Der Minister des Äußern, der Autor des zitierten patriotischen Gedichtes, wurde in einem Kessel siedenden Öles gekocht — eine stark übertriebene literarische Kritik! Aus Bergen und Wüsten, aus entlegenen Dörfern und Bergfesten kamen wilde Stämme, denen Agenten erzählt hatten, daß der König Amanullah „Haram“ begehe, das, was der Koran verboten hat. Kabul wurde gestürmt. Der König floh, und seine Untertanen zählten ihre Beute. Ende 1928 überschritt Amanullah wieder die indische Grenze, doch diesmal ohne Truppen und ohne Elefanten. In Kabul aber zog der Räuber Batscha-Sakao ein, nannte sich Habibullah, „Liebling Allahs“, ernannte Minister und hängte, kochte und pfälte die Verehrer des sündigen Europa.

Der „Sohn des Wasserträgers“ hatte übrigens, trotz allem,

ein sehr vernünftiges Regierungsprogramm. Er wollte den Feudalismus abschaffen, die Macht der Khane brechen und eine Volksmonarchie auf der Grundlage einer Bodenreform schaffen. Nach den Regeln des Scherjats sollte das Land unter die tatsächlichen Bebauer aufgeteilt, das Wasserrecht geändert, die Wasserversorgung unentgeltlich werden. Diese Bauernrevolution flößte merkwürdigerweise sowohl den Bolschewiken wie auch den Engländern großen Schrecken ein. Sei es, daß die Störung der Telegraphenverbindung mit Kabul Stoff zu allen möglichen Gerüchten gab, sei es, daß alterprobte Erfahrungen den Großmächten verboten, an eine wirklich spontane und noch dazu siegreiche Revolution in Afghanistan zu glauben, Tatsache bleibt, daß jeder vor jedem Angst hatte.

Die Engländer witterten hinter dem Sieg des Bodenreformers begrifflicherweise eine kommunistische Intrige, während die Russen in Batscha-Sakao den „Söldner des englischen Kapitals“ sahen: Und so unterstützten die Sowjets den König Amanullah gegen den Bauernrebell.

Unterdessen aber kämpfte auch England gegen den Sohn des Wasserträgers und unterstützte den Gegenkönig Nadir Khan, einen Vetter Amanullahs, der bis dahin Gesandter in Paris war und nun über englisches Gebiet nach seiner Heimat reiste, um dort die alte, erprobte Feudalherrschaft wieder herzustellen. Die ganze Sippe der Durrani, der Familie, die seit 1881 Afghanistan regiert hatte, schloß sich ihm an. Der Wasserträger wurde besiegt, gefangen und am 2. November 1929 feierlich mit zehn Ministern geköpft. An seiner Statt regierte Nadir Khan, der den Titel Schah annahm, auf alle europäischen Reformen verzichtete und daher friedlich regierte, bis er das Reich seinem Sohn hinterließ.

Die Reaktion hatte in Afghanistan gesiegt. Aber es war nicht der Islam, der triumphierte, sondern sein mittelalterliches Zerrbild, voll Fanatismus, Barbarei und kurzzeitigem Eigennutz. Nicht dieser Islam konnte befruchtend auf seine Nachbarländer wirken, nicht dieser Sieg konnte den Mohammedanern unter der Sowjetregierung moralisch Eindruck machen, ihnen, die mit den modernsten Errungenschaften russischer Planwirtschaft vertraut waren, noch auch den

Mohammedanern Indiens, die von England zum Weg konstitutionellen Liberalismus geleitet werden.

Der Islam in Afghanistan hat gesiegt, aber es war ein Pyrrhussieg.

## UND INDIEN?

Indien mit seinen 75 Millionen Mohammedanern, mit seinen mohammedanischen Fürsten, die — wie der Nizam von Haidarabad — zu den reichsten Männern dieser Erde gehören? Indien, das kulturell überdies noch den Millionen frommer Muslimen der Malayenstaaten, der Inseln des holländischen Archipels seinen Stempel aufdrückt? Welche Rolle spielt dieser ungeheuere Kontinent in den gegenwärtigen Geschehnissen des Islams? Welchen Einfluß übt auf diese Dutzende von Millionen das revolutionäre Geschehen in Persien und Afghanistan, in der Türkei und in Rußland aus? . . . Fast gar keinen.

Diese 75 Millionen haben andere Probleme, andere Sorgen und andere geschichtliche Aufgaben als die Bewohner der rein mohammedanischen Länder. In Indien — ebenso wie in den Malayenstaaten und den holländischen Inseln — geht nämlich der Missionskampf des Islams noch immer weiter, ist noch lange nicht entschieden. Man hört und liest immer wieder: hier haben Muslimen eine „heilige Kuh“ geschlachtet, dort warfen Hindus ein totes Schwein, unreinstes Tier, in eine Moschee: beides stets unfehlbarer Anlaß zu blutigen Bürgerkämpfen. So sehr die Kämpfe zwischen Hindus und Mohammedanern lokal bedingt sind, so sind sie doch für die Mohammedaner Indiens von weit größerer Bedeutung als die Kämpfe zwischen Kemal Pascha und Griechenland oder Ibn-Saud und König Hussein.

Denn: und hier liegt das Kennzeichen des indischen Islams — der missionare Kampf, der in den Ländern des Vorderen Orients abgeschlossen ist, geht in Indien weiter. Nur eine geringe Oberschicht der — großenteils analphabetischen — Massen des indischen Islams wäre geistig und materiell in der Lage, ernsthaft in das internationale Ringen der unabhängigen mohammedanischen Länder einzugreifen.

Von dieser Oberschicht aber interessiert sich die Mehrheit für ganz andere als panislamitische Tendenzen. Sie ist vorwiegend indisch-national eingestellt und strebt daher, gemeinsam mit den Hinduführern, danach, die „nationale Unabhängigkeit Ganz-Indiens“ von England zu erringen. Und daher fallen gerade diese mohammedanischen Führer ihren religiös eingestellten Brüdern in den Rücken, verurteilen deren Fanatismus als Reaktion und lehnen die Missionsbestrebungen derselben ab.

Gegen die Tendenzen dieser indischen Nationalisten kämpfen die vorwiegend religiös eingestellten Führer an, gestützt auf das instinktive Vertrauen der frommen, aber ungebildeten Massen. Aber auch für diese ist das naheliegendste Problem das: wie erhalten wir Mohammedaner unsere Position und unseren Einfluß gegenüber der Übermacht von 250 Millionen Hindus? Verschiedene, zum Teil großartige Pläne, drängen sich auf. Der Versuch, die Dutzende von Millionen „Unberührbarer“, die Paris, um deren Anschluß an den Hinduismus sich Gandhi so sehr bemüht, für den Islam zu gewinnen und dadurch die hinduistische Vormachtstellung zu untergraben, ist einer dieser Pläne — wobei der Islam teilweise im Wettkampf mit den christlichen Kirchen gerät. Freundschaft mit England, gerade weil dieses von den Hinduführern befehdet wird, ist einer der anderen Grundpfeiler. Bei Ausführung jedes dieser Pläne aber gerät der Islam Indiens in erbittertem Kampf der verschiedenen politischen Schulen seiner eigenen Parteien.

Die Darstellung der Geschichte des mohammedanischen Islams Indiens müßte daher im wesentlichen eine Analyse dieser Parteikämpfe geben — und damit wegführen von der Linie dieses Buches, das Entscheidungen und nicht Streitigkeiten schildern will.

Dort, wo trotz der inneren Zerrissenheit der indische Islam imstande war, sein Wort in die Waagschale der mohammedanischen Politik außerhalb der indischen Halbinsel zu werfen — im Kampf für das türkische Kalifat, bei der Beschickung der Kongresse von Mekka und Jerusalem usw. — wurde dies von Fall zu Fall erwähnt.

Aber im großen und ganzen ist der indische Islam ein Riese, der schläft. Der noch schläft.

## DAS KALIFAT DER BERBERKÜSTE

Drei geschichtslose Völker schuf der Islam zu Nationen. Drei geschichtslosen Völkern wurde die Würde des Kalifats verliehen, die Führung im Islam. Den Arabern als ersten; dann den Türken von Afghanistan und Turkestan bis zum Balkan; und schließlich den Berbern von Marokko — von „Maghreb el Aksa“, dem „äußersten Westen“.

Ein geheimnisvolles Volk, die Berber. Mit den Iren, den Basken und den Georgiern zusammen bilden sie wahrscheinlich das Urvolk Eurasiens. Sie sind die Lybier und Mauretanier, gegen die schon Rom gekämpft hat. Nacheinander herrschten Karthager, Römer, Griechen und Germanen über die Berberküste; aber fast kein semitisches Wort, fast keine griechische Vokabel drang in ihre seltsame Berbersprache. Wohl dienten sie im römischen Heer, stellten sogar einmal einen römischen Kaiser, aber sie blieben Barbaren.

Nichts ist dafür bezeichnender als ihr Kampf gegen die Araber. Um 700 n. Chr. berannten die arabischen Eroberer Nordafrika. Die Berber hatten Angst vor ihnen, so große Angst, daß sie sich ausnahmsweise entschlossen, untereinander Frieden zu halten und geeint den Eroberern zu widerstehen. Eine Frau, Dihia el Kâhina, die „Zauberin“ genannt, führte die Berber und hielt jahrelang die Araber auf. Als der Feind aber übermächtig wurde, riet sie ihren Getreuen:

„Die Araber wollen ja nur Städte plündern, Gold und Silber; wir aber wollen nur unsere Äcker und Weiden. Verwüsten wir deshalb das ganze Land, dann werden die Araber die Lust am Krieg verlieren.“

Nach dem Heldentod der Kâhina befolgten die Berber diesen Rat. Ihnen lag wirklich nichts an Städten und nichts an den herrlichen Obstgärten, die die ganze Mittelmeerküste bedeckten. Sie vernichteten und verwüsteten ihr eigenes Land.

Trotzdem siegten die Araber. Als dann die Berber die Lehre des Islams vernahmen, da verwandelte sich ihre Seele. Eine verwandte Saite erklang in den einfachen Gemütern der Bewohner der nordafrikanischen Steppen, als sie die Lehren der arabischen Wüstenreligion hörten. Eine Legende

schildert diese blitzartige Islamisierung. Als die Araber den Berbern zum erstenmal nach der Eroberung des Landes die Lehren des Islams vortrugen, da riefen deren Fürsten begeistert aus: „Das ist es, was auch wir wollen! Emerix — schließen wir einen Bund!“ Dieser Bund blieb bestehen, bis heute. Gerade die beiden Grenzländer des Islams, Afghanistan im Nordosten, Marokko im Südwesten wurden die eifrigsten Kämpfer des neuen Glaubens. Hier wie dort befriedigte der Koran mit seiner Religion des Schwertes das religiöse Bedürfnis der kriegerischen und wilden Gebirgsvölker. Und so wie Afghanen es waren, die den Islam nach Indien trugen und dort das hochzivilisierte mohammedanische Mogulnreich gründeten, so waren es Berber, die die Halbinsel Andalusien überschwemmten, bis Lyon und Poitiers vorstießen und auf spanischem Boden höchste Kultur schufen: die Kultur der spanischen Mauren. Wenige wissen, daß es Berber waren, die der Welt die Definition des europäischen Ritters geschenkt haben, eine Definition, die Gültigkeit bewahrt hat:

„Zehn Tugenden muß der Edle haben — ein reines Herz, Tüchtigkeit, Adel, Todesmut, Dichtkunst, leichten Fluß der Rede, Vollkommenheit im Reiten, Fechten, Bogenschießen und Speerwerfen.“

Marokko lag weitab vom Sitz des arabischen Kalifats, daher wurde es Zufluchtsort für alle Unzufriedenen. Als die siegreichen Abbassiden das Fürstenhaus der Ommayaden ausrotteten — nur elf Männer entrannen dem Gemetzel —, da flüchteten auch diese nach Marokko. Abd er-Rahman, der letzte Ommayade, ging von Marokko nach Spanien, wurde dort (756) zum Emir proklamiert, und einer seiner Nachfolger, Abd er-Rahman III., nahm 929 den Titel eines Kalifen an. Seit damals war das Kalifat geteilt. So wie es ein oströmisches und ein weströmisches Christentum gab, gab es von da an ein östliches und ein westliches Kalifat. Das östliche war persisch-türkisch mit arabischem Firnis. Das westliche war berberisch-spanisch mit arabischem Firnis. Aber nicht die Ommayaden waren es, die dem Islam des äußersten Westens ihren Stempel aufdrückten, für den Islam begeistert wurde Marokko erst, als dort der Heiligenkult eingeführt wurde. Dieser Kult gab dem „Maghreb el Aksa“, dem „äußersten Westen“, eine charakteristische Ge-



stalt in der Geschichte des Islams. Er beherrscht aber nicht nur das eigentliche Maghreb, sondern auch Algier, Tunis, die Sahara bis zum Senegal hinunter. Dreißig Millionen Mohammedaner sind von dieser Form des Islams noch heute beeinflusst.

Der erste dieser Heiligen war ein gewisser Abdallah ben Yasin, der auf einer Insel des Senegals ein befestigtes Kloster errichtete. Ein solches Kloster heißt auf arabisch „Ribât“, und der Bewohner eines solchen Klosters „Morâbit“, woraus das Wort „Marabut“ entstanden ist, zur Bezeichnung der tausenden und abertausenden Heiligen, die von da ab Afrika überschwemmt haben. Abdallah sammelte immer mehr fromme und beutelustige Berber um sich, und im Jahre 1042 fühlte er sich mächtig genug, um Marokko anzugreifen. Einer seiner Generale war eine Frau, Zéineb, die einen anderen General, Yussuf ben Tahsfin, heiratete. 1062 gründete dieser Yussuf die Stadt Marakesch, die dem Land Marokko seither seinen Namen gab. Und dieser Yussuf, Diener des heiligen Abdallah und seiner Nachfolger, eroberte nicht nur ganz Marokko bis zum Senegal, er eilte auch den Mohammedanern Spaniens zu Hilfe, die unter den schwachen und wollüstigen Ommayaden den Kastilianern nicht mehr Widerstand leisten konnten. Yussuf schlug 1099 den berühmten Cid Campeador, eroberte ganz Spanien und starb, hundert Jahre alt, als „Emir el Moslimin“, als oberster Fürst der Gläubigen des Westens.

Damit war die erste der vielen Heiligendynastien Marokkos entstanden, die „Almoraviden“ (nach Al Marabut — der Heilige — so genannt).

Aber schon gegen seinen sehr frommen, sehr heiligen und sehr unfähigen Nachfolger erhob sich eine neue Heiligendynastie im Hochgebirge des Atlas. Ein Berber des mächtigen Masnudastammes war ganz ungeheuer fromm. Er besuchte die Gräber aller heiligen Mystiker, verbrannte zahllose Kerzen zu ihren Ehren, er besuchte Cordoba und Mekka, er studierte in Bagdad, predigte in Tripolis, Fez und Marakesch und eines schönen Tages proklamierte er sich zum Mahdi, zum Herrn der letzten Stunde. Sein Glaubensartikel war das Bekenntnis des „Tauhid“, der Einheit Gottes. Deshalb wurde er „El Muwahhid“, der Unitarier ge-

nannt; von ihm stammt das zweite marokkanische Herrscher-  
geschlecht ab, die „Almohaden“. Es fällt aus dem Rahmen  
dieses Buches, daran zu erinnern, wie die Almohaden Spa-  
nien eroberten und mit ihrem Namen die höchste Blüte  
maurischer Kultur verknüpften, daran zu erinnern, daß  
unter diesen „Bekennern der Einheit Gottes“ Kunst und  
Wissenschaft einen beispiellosen Aufschwung erlebten, den  
erst innere Streitigkeiten, Bürgerkriege und die militärischen  
Niederlagen durch die Spanier beendeten. Aber während die  
Almohaden in Spanien verzweifelt um jede Stadt, um jede  
Festung, um jeden Berg rangen, wurden sie in ihrem Mutter-  
land, in Nordafrika, wieder von anderen Mohammedanern  
und anderen Sekten bedrängt. Die Almohaden waren Sun-  
niten. In Ägypten aber regierte das schiitische Kalifen-  
geschlecht der Fatimiden, die versuchten, Nordafrika zu er-  
obern. Etwa zu der Zeit, da die Almoraviden Marokko er-  
oberten, schickten die Fatimiden eine Völkerflut der wil-  
desten Beduinenstämme von Oberägypten gegen Nordafrika  
aus. Jeder Beduine, der sich verpflichtete, nach dem „We-  
sten“ auszuwandern, erhielt ein Goldstück und ein Kamel.  
Die Räuberstämme der Benu-Hilâl und der Solêin ließen  
sich das nicht zweimal sagen und überfluteten mordend und  
plündernd das Kulturland von Tripolis bis zum Atlas. Von  
diesem Einbruch der Wüstenvölker hat sich Nordafrika bis  
zum heutigen Tage nicht mehr erholt. Die hohe maurische  
Kultur ging unter dem Ansturm der oberägyptischen Be-  
duinen zugrunde. „Der Einbruch des Benu-Hilâl zerstörte  
für immer die Zivilisation Nordafrikas, die allmählich in  
die Anarchie und Barbarei verfiel, in der wir Marokko noch  
heute finden. Die arabischen Nomaden Nordafrikas sind die  
Nachkommen jener Eindringlinge des 11. Jahrhunderts.“  
(Huart.)

Von diesem Augenblick an ging es immer rascher mit der  
Großmachtstellung der Berber bergab. Aus Sizilien hatten  
die Normannen im 12. Jahrhundert die Berber und Araber  
vertrieben, in Spanien gab es Thronstreitigkeiten und  
Bruderkriege ohne Ende, von denen nur die Christen pro-  
fitierten; in Marokko erhoben sich hier und dort Berber-  
stämme, um Heilige geschart, und kämpften gegeneinander.  
1275 wurden die letzten Almohaden im Atlasgebirge ver-

nichtet, und Marokko machte eine Periode von fast vierhundert Jahren völliger Anarchie durch, bis schließlich 1669 die Hassaniden, Nachkommen des Propheten und verhältnismäßig reinrassige Araber, das Reich wieder vereinten. Von dem ersten dieser Hassaniden, Muley er Raschid, stammt das Kalifengeschlecht ab, das auch heute noch unter französischem Schutz über das westlichste Reich des Islams regiert.

In diesen Jahrhunderten des Bürgerkrieges fiel Marokko wieder in jenen Zustand der Barbarei zurück, in dem es vor der mohammedanischen Eroberung sich befunden hatte. Der Heiligenkult führte zum Entstehen immer neuer Orden und Sekten. Jedes Dorf, jeder Winkel hatte sein Heiligengrab, wo Frauen um Kindersegen, Greise um Jugend, Kranke um Genesung und alle um Reichtum beteten. Kein politischer Führer Marokkos konnte auf Erfolg rechnen, wenn er nicht „schlagende Beweise“ seiner Heiligkeit erbrachte oder zumindest von einem anerkannten Heiligen autorisiert wurde. Zauberei und Wundersucht wurden alltäglich. Und dieser, für orthodoxe mohammedanische Begriffe verabscheuungswürdige Aberglaube vertrug sich auf das trefflichste mit einer grenzenlosen Brutalität. Immer weiter entfernten sich die Berber von jenem „Ritterideal“, das sie einst von den arabischen Troubadours übernommen hatten. Immer schwächer wurde die Zentralregierung. Immer wilder und barbarischer das Volk. Der zweite Hassanide, Muley Ismail (1672 bis 1727), ruinierte vollends, was von Ritterlichkeit in Marokko noch übriggeblieben war, indem er seine Macht auf eine Negerarmee stützte, die angeblich nicht weniger als 150.000 Mann stark war. Selbstverständlich ging es mit den Negern ebenso wie mit allen Prätorianern der Weltgeschichte. Binnen kurzem waren sie Herren des Landes, setzten Kalifen ein und ab. Immer mehr zerfiel das Reich in Teilfürstentümer oder Bergrepubliken. Immer neue Marabuts rebellierten.

So ohnmächtig aber die Zentralregierung auch war, so gefährlich war Marokko noch immer nach außen. Jahrhundertlang fürchtete das ganze Mittelmeer die rote Piratenfahne mit dem Halbmond. Sie war das Gespenst der Seefahrer, und „Mauros na terra!“ — Mauren am Land —

war der Entsetzensruf in den spanischen und portugiesischen Häfen. Jedem Marokkaner galt das Vermögen des Feindes als herrenloses Gut. Als Feind galt ihm aber jeder, der nicht sein Freund war. So wurde der Seeraub und der Sklavenraub zum edelsten Geschäft des marokkanischen Küstenvolkes. Auf diese Weise bildete sich eine typisch marokkanische GeistesEinstellung aus, die nichts, aber auch gar nichts mehr vom Wesen des arabischen Islams enthielt. In ihrer Verachtung gegenüber dem Armen und dem Schwachen schlägt Marokko jeder mohammedanischen Sittenlehre ins Gesicht. Eine Geschichte aus der allerjüngsten Zeit ist bezeichnend (vom Marokkoforscher H. F. Wolf berichtet):

Der Kaid Tahami el Glaudi, Stammeshauptling und Herr vieler Schlösser, wollte sich einen neuen Palast bauen. Er wählte sich ein Grundstück, das er einem Stamm abnahm. Das Grundstück genügte ihm aber nicht. Er wollte auch den Garten seines Nachbarn und schickte deshalb einen Sklaven mit einer vagen Andeutung hinüber, die er für hinreichend hielt.

Als sein Palais fertig war, zog El Glaudi ein. Doch zu seinem maßlosen Erstaunen stand die Mauer des Nachbargartens noch immer auf ihrem alten Platz. Er schickte einen Diener und ließ fragen, was dies bedeute. Es hatte zu bedeuten, daß der greise Inhaber des Grundstückes dort sterben wollte, wo auch seine Ahnen das Zeitliche gesegnet hatten. Nach Allahs Rat würde die Zeit bis dahin kurz genug bemessen sein; der große Herr möge sich so lange noch gedulden. Allahs Ratschluß nahm daraufhin in den Gedanken El Glaudis eine konkrete Form an: schon am nächsten Tage kam sein Diener wieder, trat unangemeldet durch die Pförtnerloge und schlug dem im Garten weilenden Alten ohne weiteres den Schädel ein. Dann verkündete der Kaid gelassen: Dem Wunsche des Alten, auf dem Grundstück seiner Väter zu sterben, sei nun Genüge getan. Der ehrwürdige Greis hätte, wie alle wohl einsehen würden, offenbar nach Selbstmord getrachtet — und nun trete das Abkommen in Kraft und der Garten gehöre dem Kaid.

Eine ähnliche Geschichte hätte wohl auch in jedem anderen mohammedanischen Land vorkommen können, aber nirgendwo, außer in Marokko, wäre es möglich gewesen,

daß kein Mensch über den Kaid entrüstet war, daß im Gegenteil ganz Marokko über seinen witzigen Einfall lachte. Man könnte Bände mit ähnlichen Geschichten füllen, die zeigen, wie tief und immer tiefer die Kultur dieses Landes sank, dessen Hauptstadt Fez einst Zentrum der Weisheit nicht nur für den Islam, sondern auch für Westeuropa gewesen war.

Der Kampf gegen die Piraterie wurde von Europa aufgenommen. Ceuta war schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts im sicheren Besitz der Spanier, auch Melilla war in spanischer Hand. Aber weder die Spanier noch sonst ein europäisches Volk vermochten tiefer in das ungastliche Land vorzudringen. Bis Frankreich auf dem Plan erschien.

1830 begann die Eroberung Nordafrikas durch die Franzosen mit dem Feldzug gegen Algier. Der marokkanische Sultan Abd er-Rahman (1822 bis 1859) eilte seinen Glaubensgenossen in Algier zu Hilfe, wurde von den Franzosen bei Isly 1844 geschlagen, und von dem Tag an begann das erhöhte Interesse Europas für diesen wilden Winkel des Mittelmeeres.

Erhöhtes Interesse Europas an einem islamischen Land endet erfahrungsgemäß mit dem Verlust von dessen Unabhängigkeit. 1860 verlor Marokko einen Feldzug gegen Spanien und mußte ein großes Stück des Küstengebietes abtreten. Immer neue Kämpfe zwischen Heiligen und Räubern, Thronprätendenten und Stammesfürsten gaben Europa den Anlaß, in Marokko Ordnung zu schaffen. Eine Konferenz der europäischen Großmächte entschied über das Schicksal des Berberlandes: 1912 wurde Marokko in zwei „Interessensphären“ aufgeteilt: in eine spanische und eine französische. Spanien bekam das Küstengebiet nördlich der über viertausend Meter hohen Alpenlandschaft des Atlas, das sogenannte Rif; Frankreich das ganze Land südlich davon. 1912 marschierte ein französisches Expeditionskorps von Casablanca vor, um den Thronprätendenten Muley Abd el Hafiz zu befreien, der von seinem eigenen Bruder belagert wurde. Am 30. März 1912 schloß der erlöste Kalif einen Vertrag mit Frankreich, stellte sein Reich unter das Protektorat der Republik und dankte zugunsten eines anderen Bruders, Muley Yussuf, ab. Von da an führt der marokka-

nische Kalif ein schönes und friedliches Dasein. Die unruhige und gefährvolle Existenz eines souveränen Herrschers hat er gegen die gesicherte Stellung eines geistlichen Oberhauptes unter französischem Protektorat vertauscht. Er hat weiter seine Regierung („Makhsen“), seine Palastgarde, seinen Harem und ist dabei keineswegs ganz machtlos. Seine religiöse Autorität als Kalif ist heute in Marokko stärker als zur Zeit der Unabhängigkeit; das Volk verehrt, ja liebt den frommen Herrscher, und während die Franzosen in raschem Tempo das Land europäisieren, erhält der Kalif und Sultan das Volk weiter in seinem Gottesglauben. Es ist vielleicht keine ganz unglückliche Lösung des Problems der Modernisierung des Islams. Aber wenn der geniale französische Marschall Lyautey, der Eroberer Marokkos, sein Protektoratsprogramm in den Sätzen niederlegte:

„Wir wollen die Eingeborenen nicht durch gewaltsame Unterwerfung, sondern durch enge Fühlungnahme wirtschaftlich und moralisch durchdringen, wobei ihre eigenen Behörden sie nach ihren Sitten und im Sinne der ihnen eigenen Freiheit leiten sollen“,

so verstanden die berberischen Stämme diese klugen und vornehmen Worte des Marschalls nicht. Ihnen klang das Programm des spanischen Politikers Maura viel verständlicher, der sich mit beneidenswerter Aufrichtigkeit äußerte:

„Wenn die Berberküste des Rif wirklich einmal den Spaniern gehören soll, dann müssen wir vorher seine gegenwärtigen Bewohner von dort verjagen.“

Seine gegenwärtigen Bewohner, das waren die Kabylen des Rifs, Berber und Araberstämme wild durcheinander, die sich bis dahin weder von Römern noch von Byzantinern oder Goten hatten verjagen lassen, und die auch nicht die Absicht hatten, nunmehr den Spaniern zu weichen. Wohl waren die marokkanischen Stämme bereit, Soldaten für die französische Armee zu stellen; marokkanische Kavallerie und Jäger schlugen sich im Weltkrieg und nachher überall, wo die Trikolore wehte, und sie schlugen sich ganz vortrefflich. Aber das waren einzelne Söldner, die für ihre Löhnung den Gegenwert in Blut zu zahlen bereit waren. Das Volk Marokkos im Ganzen vereint mit mohammedanischem Fanatismus einen ungezügelter Freiheitsdrang. Ist jedes Gebirgsvolk kriegerisch, ein Nomadenvolk im Hoch-

gebirge ist es doppelt; ist jedes Nomadenvolk kriegerisch, mohammedanische Nomaden sind es doppelt. Aus der Vereinigung von Hochgebirge, Nomadentum und dem kriegerischen Geist des Islams entstand jener Freiheitsgeist Marokkos, der nur einen Führer brauchte, um einen gewaltigen Brand zu entflammen.

Der Führer kam: Er hieß Abd el-Krim Khathabi.

## ABD EL-KRIM, DER FÜRST DER BERGE

Im Jahre 1921 war sein Name nur den spanischen Militärs und den Stämmen des Rif bekannt. 1925 kannte ihn jeder Zeitungsleser, und dem Träger dieses Namens wurde das Kalifat des ganzen sunnitischen Islams angeboten! Zwei Jahre später brachte ihn ein französisches Kriegsschiff in die Verbannung auf eine afrikanische Insel.

Mohammed Abd el-Krim Khathabi entstammte einer vornehmen Familie des Rifstammes Benu Uriagel. In unzähligen Fehden seines Stammes hatte er gefochten, war dann Schüler der theologischen Fakultät von Fez geworden, und zuletzt oberster Kaid (Richter) des spanischen Bezirkes von Melilla. „Ich kann wohl sagen, daß ich von frühester Kindheit den Geruch des Pulvers gewohnt bin“, erzählte er später. Aber nicht minder war Abd el-Krim das Wort des Korans vertraut, und nur dies ermöglichte ihm, Führer seiner frommen Gebirgskrieger zu werden.

Jahre hindurch residierte er als frommer Richter in Melilla, bis ihn „ein schweres Mißgeschick“ traf: er wurde 1915 als deutscher Spion verhaftet. Abd el-Krim schreibt in seinen Memoiren:

„Meine Beziehungen zum deutschen Agenten Franz Farle begannen Ende 1914. Er schlug mir vor, Frankreich so rasch als möglich in Marokko anzugreifen... Er wollte mir für diesen Fall die notwendigen Geldmittel und die gesamte militärische Ausrüstung zur Verfügung stellen. Der Traum unserer Befreiung von der Fremdherrschaft stieg in mir auf...“

Dieser Traum verschaffte dem Kadi zunächst einen elfmonatigen Aufenthalt im Gefängnis und sodann eine tiefere

Einsicht in das politische Spiel. Wenn man seinen Memoiren glauben darf, so hätten nicht nur die Deutschen ihm Angebote gemacht, sondern auch die Spanier hätten ihm nicht weniger als zwanzig Millionen Peseten versprochen, wenn er sie in Ruhe lasse, dafür aber Frankreich angreife.

Wie dem auch sei, bei Kriegsende ist Abd el-Krim wieder in Amt und Würden. Was ihn zum Bruch mit Spanien verleitet hat, ist unklar: Geldfragen scheinen dabei entscheidend mitgespielt zu haben. Auf alle Fälle: Ende 1921 ergreift der Herr Oberrichter von Melilla die Waffen, überfällt bei Dar Abara die Spanier, tötet vierhundert Feinde, erbeutet eine Gebirgsbatterie, Munition und Medikamente, und ist der Held des Befreiungskampfes Marokkos.

Abd el-Krim war kein General und hatte keine Ahnung von europäischen Kriegsmethoden. „Für meine militärischen Unternehmungen brauchte ich keinen Generalstab. Mut und gesunder Verstand genügten. Ich fand es stets viel einfacher, Truppen zu führen, als mit fremden Besuchern zu verhandeln“, schreibt er. Seine kriegerischen Talente bewies die große Schlacht bei Anual am 21. Juli 1922. In diesem dreitägigen Kampf verloren die Spanier 15.000 Menschen, 200 Geschütze und 700 Gefangene. Auf dem Schlachtfeld blieb ihr Oberbefehlshaber General Silvestre mit seinem ganzen Stab. Nach bewährter Methode verhinderte Abd el-Krim seine Kabylen, die Gefangenen niederzumetzeln. Er verkaufte sie lieber. Mit den Millionen Peseten, die er für ihre Freilassung bekam, finanzierte er seinen Krieg. Sieg folgte auf Sieg. Die spanische Herrschaft beschränkte sich bald nur noch auf den engsten Umkreis der Festungen von Ceuta und Melilla; 1922 ließ sich Abd el-Krim zum Emir des freigewordenen Staates der Rifkabylen ausrufen. Dies war sein größter Fehler und daran ging er zugrunde.

Denn offiziell herrschte ja gar nicht Spanien oder Frankreich über den Atlas, die wahre Herrschaft stand nach wie vor dem Kalifen und Sultan von Marokko zu. Die Proklamation Abd el-Krims berührte somit die Hoheitsrechte Seiner Majestät des Kalifen Muley Yussuf. Christliche Beobachter des Krieges wunderten sich immer wieder, nicht nur über die Todesverachtung der Berberstämme, die unter Abd el-Krim kämpften, sondern auch über den Heldenmut



der Berber, die unter spanischer oder französischer Fahne gegen ihre Stammesgenossen zu Felde zogen. Die Europäer wollten nicht verstehen, daß auch im Jahre 1922 die Berber sich noch immer nicht als Staat oder auch nur als Nation fühlten. Sie zogen zu Felde für ihren Stammesfürsten oder für ihren Marabut oder auf Befehl des Kalifen. Und so mußte Abd el-Krim von Anfang an gegen seine eigenen Landsleute, „gegen Abtrünnige“ kämpfen. Denn auf Befehl des Kalifen Muley Yussuf eilten die Marokkaner des Innern Abd el-Krims Feinden zu Hilfe.

Mit harter Strenge sicherte sich Abd el-Krim die Treue seiner Gefolgsleute. Im Jahre 1923 stand er an der Spitze einer kleinen, aber gut organisierten Armee. Im Frühjahr 1925 hielt er sich für stark genug, auch gegen Frankreich zur Offensive überzugehen. Mit der Absicht, Fez zu erobern, den Kalifen zu verjagen und die Franzosen aus Marokko zu vertreiben, überschritt er am 9. April 1925 die Grenze des französischen Protektorats. Seine Machtmittel schilderte er eindrucksvoll:

„Insgesamt verfügte ich über sechs- bis siebentausend reguläre Soldaten, die eine Löhnung von zwei Pesetas täglich erhielten. Die Krieger der Stämme kämpften nie länger als zwei bis drei Wochen. Dauerte irgendwo eine Aktion über diese Zeit hinaus, so mußte ich die Stämme ablösen lassen, sonst wären die guten Berber bereit gewesen, mich zu verraten, nur um nach Hause zurückkehren zu dürfen. Unsere Geschütze und Maschinengewehre stammten zumeist aus der Beute. Die Handgranaten meiner Armee wurden aus nicht-explodierten Fliegerbomben erzeugt.“

So sah die Armee aus, an deren Spitze Abd el-Krim mit dem hochtrabenden Wahlspruch marschierte:

„Besser jählings sterben, als langsam unter fremdem Joch. Der Tod für die Freiheit ist aber kein Tod, sondern das ewige Leben.“

Die Stärke Abd el-Krims war nicht so sehr die militärische Kraft seiner paar tausend Soldaten, als die Unterstützung, die er in der ganzen Welt des Islams fand. Seine Siege über Spanien kamen zeitlich gerade nach den großen Triumphen Kemal Paschas gegen die Griechen und nach den Erfolgen Reza Schahs in Persien. Eine neue Reihe von Siegen des Islams schien nun auch im fernen Marokko den Aufstieg des mohammedanischen Orients zu bestätigen. In Indien und in Ägypten wurden Geldsammlungen für Abd

el-Krim veranstaltet, und mit dem Geld der frommen Mohammedaner erkaufte er sich europäische Hilfe. Ein Deutscher befehligte seine Artillerie; Dutzende Offiziere, Ingenieure und andere Fachleute christlichen Glaubens boten dem mohammedanischen Heerführer ihre Hilfe gegen das christliche Spanien und das republikanische Frankreich an. Ja, Abd el-Krim konnte sogar bei einer französischen Flugzeuggesellschaft Aeroplane kaufen! Seine Hauptstadt Ajdir füllte sich mit seltsamsten Vertretern der Mächte. Engländer, Amerikaner und Italiener bemühten sich um Bergwerkskonzessionen; Metalle aller Art wurden „entdeckt“ und wie auf einer Börse gehandelt, und inmitten dieses Hexenkessels saß der Emir Abd el-Krim und wußte, daß seine Truppen jederzeit bereit waren, ihn zu verkaufen oder zu verlassen.

Der Höhepunkt der Erfolge aber war ein Brief des berühmten ägyptischen Scheichs El Meniani, der ihm siebentausend Pfund für Reisekosten schickte, damit Abd el-Krim zum Kalifatskongreß nach Kairo kommen könne. Von allen Mohammedanern der Welt sei der Held des Rifs am würdigsten, den Mantel des Propheten zu tragen und den Kalifentitel anzunehmen, meinte der fromme Scheich. Aber das Spiel war inzwischen verloren. Noch im Juli 1925 standen die Truppen Abd el-Krims vor Fez und drohten, die französische Front zu sprengen. Doch der Kampf gegen Frankreich und Spanien zugleich war aussichtslos. Etwa zweihunderttausend Mann standen gegen ihn im Feld; die Propaganda des Kalifen Muley Yussuf tat das übrige. Als spanische und französische Truppen unter dem Schutz von Kriegsschiffen in Alhucema landeten, mußte Abd el-Krim bereits die ersten Verräter seiner Gefolgschaft hinrichten lassen; ein Jahr später flüchtete er auf Schleichwegen zu den Franzosen. Flüchtete vor seinen eigenen Berbern, die in frommer Ekstase die Offiziere Abd el-Krims überfielen und ihnen die Kehle durchschnitten, weil sie Ungläubige waren und gegen den Kalifen von Fez gekämpft hatten.

Unter französischem Schutz wurde er mit seiner Familie nach Casablanca gebracht, dann nach der Festung Frioul bei Marseille. Von dort schickte man ihn nach der Insel Réunion.

Sein Ziel, die Selbständigkeit des Rifs, hatte Abd el-Krim

nicht erreicht und noch weniger seinen Traum von der Befreiung Marokkos verwirklicht. Aber etwas anderes erreichte er, ohne es zu wissen und zu wollen.

Sein sechs Jahre langer Kampf wirkte als Beispiel. Der Orient erkannte, daß armselige Gebirgsstämme imstande waren, auch einer Großmacht zu widerstehen. Die Lehre fand Nachahmung.

Die Folge des Aufstandes in Marokko war der Aufstand der Drusen in Syrien, die syrische Revolution, die Vorderasien durch Jahre erschütterte.

## FRANKREICHS KAMPF UM DIE LEVANTE

Frankreich hatte im Mittelmeerbecken bei Kriegsende eine mächtige strategische Position: Marokko, Algier und Tunis bildeten einen gewaltigen Block mohammedanischen Glaubens und französischer Nationalität. Das Hinterland, die Sahara, war bis zum Niger und Senegal von Frankreich pazifiziert. Als wertvolle Kriegsbeute war das französische Mandatsland Syrien hinzugekommen, eine Viertelmillion Quadratkilometer mit etwa zweieinhalb Millionen Einwohnern, davon zwei Millionen Mohammedanern.

Dieses Mandatsland im östlichen Becken des Mittelmeeres galt den Pariser Politikern als uraltes Kulturgebiet Frankreichs. Stolz wiesen die Franzosen auf die Schlösser und Festungen fränkischer Kreuzfahrer, die überall an die Herrschaft französischer Adeliger mahnten. Und im Libanon war Französisch schon zur Türkenzeit die Sprache der syrischen Patrioten, die in Frankreich den Protektor gegenüber dem türkischen Oberherrn erblickten.

Zu diesen romantischen Erwägungen kamen noch sehr reale Gründe. Syrien ist dem Suezkanal benachbart: England muß Wert darauf legen, mit dem Grenzstaat des Suezkanals gut Freund zu sein, und es war möglich, sich für die Freundschaft im Canal de Suez Garantien am Canal de la Manche einzutauschen. All dies macht die „historischen Verbindungen“ zwischen Frankreich und Syrien recht aktuell.

Dazu kam noch die Enttäuschung, daß Syrien das letzte

Stück asiatischer Beute war, das den Franzosen blieb. Unsere Leser erinnern sich: zuerst hatte Clemenceau auf Mossul verzichtet. Dann war im Kampf gegen Kemal Pascha Cilicien verlorengegangen. Dazu kamen 1922 Grenzkorrekturen in Palästina mit kleineren Gebietsverlusten. Das Stück unter französischem Mandat war der Rest einer ungleich wertvolleren Kolonie, die England den Franzosen während des Weltkrieges versprochen hatte.

Aber auch dieser Rest war nicht Kolonie, sondern nur „Mandat“. Und unbedingt weniger wert als etwa das britische Mandat über Palästina. Ein Vergleich ist lehrreich.

Syrisches Mandat (zitiert nach dem französischen Text).

Art. 1. Der Mandatar wird binnen drei Jahren nach Inkrafttreten des Mandats eine Verfassung für Syrien und den Libanon ausarbeiten.

Diese Verfassung wird im Einverständnis mit den eingeborenen Behörden vorbereitet werden und den Rechten, Interessen und Wünschen aller Bevölkerungsteile Rechnung tragen, die diese Gebiete bewohnen ...

Der Mandatar wird die lokalen Autonomien in der ganzen Ausdehnung begünstigen, wo immer es die Umstände erlauben werden.

Art. 19. Bei Beendigung des Mandats wird es dem Rat des Völkerbundes obliegen, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um die Zukunft zu sichern, daß usw.

Palästinensisches Mandat (zitiert nach dem englischen Text).

Art. 1. Der Mandatar soll volle gesetzgeberische und administrative Macht haben, soweit sie nicht durch die Bedingungen des Mandats beschränkt sein mag.

Art. 3. Der Mandatar soll die lokale Autonomie begünstigen, soweit es die Umstände erlauben.

Art. 28. Im Falle der Beendigung des Mandats soll der Rat usw.

Die französischen Kolonialbeamten verstanden diese feinen Unterschiede und fühlten die Ziellosigkeit der französischen Orientpolitik, die Syrien letzten Endes als Kompensationsobjekt deutsch-französischer Beziehungen betrachtete. Sy-

rien war arm, seine Naturschätze gering, Petroleum hatte es nicht, die Landwirtschaft würde gewaltige Geldmengen erfordern, um ertragsfähig zu werden, und Frankreich hatte kein Geld für den syrischen Getreidebau übrig, solange es Algier besaß. Der einzige Reichtum des Landes, sein fruchtbarer und menschenarmer Boden, schrie nach Einwanderern, aber Frankreich hatte nur Soldaten, keine Kolonisten.

So tappten die ersten Hochkommissare im Dunkeln. Georges Picot wußte nur, daß Syrien nicht englisch werden sollte. Gouraud, sein Nachfolger, wußte nur, daß er den Emir Feisal aus Syrien zu vertreiben und die Türken fernzuhalten hatte. General Weygand, der dritte Oberkommissar, konnte noch immer nicht einmal eine Verfassung für das Mandatsland zustande bringen.

Die Verlegenheit der Hohen Kommissare war verständlich. Das Land Syrien existierte nur in der Phantasie der Herausgeber von Schulatlanten. Dieses zivilisierteste Gebiet des türkischen Asien bestand aus einem Wirrwarr von Völkern, Religionen und Kulturen. In Beirut fühlte sich der Fremde wie in Smyrna oder in Alexandrien. Doch das levantinische Beirut wurde vom aristokratischen und mohammedanisch-fanatischen Damaskus gehaßt, wo die Erben Saladins dessen Grab pflegten. Das reiche, kaufmannstolze Aleppo verachtete den ärmeren Süden und hegte starke Sympathien für die Türkei. So verschieden schon die Interessen der drei großen Städte waren, noch viel verschiedener waren die der Bauern. Das Land Syrien war ein Mosaik von Religionen und Sekten: Alaiten, Jakobiten, Griechen, Armenier, Jesiden, Drusen, Metualis, Juden, ganz abgesehen von den mächtigen katholischen Maroniten und der herrschenden mohammedanischen Mehrheit, hatten für einander nichts übrig als Haß, Angst und Verachtung.

Die Türken verwalteten dieses Land, indem sie sich so wenig als möglich darum kümmerten. Als nun die Franzosen die Herrschaft übernahmen, glaubten sie sich verpflichtet, das Land „zu verwalten“, indem sie es je nach Kulturhöhe oder Konfession aufteilten. Im Westen schufen sie eine „Republik Groß-Libanon“ mit Beirut als Hauptstadt und einer knappen fünfzigprozentigen christlichen Mehrheit. Weiter nach Norden den „Staat der Alaiten“.

Noch weiter nördlich entstand für die türkisch-kurdische Minderheit der „Autonome Sandschak Antiochia“, und im Süden bekamen die sechzigtausend Drusen einen sechstausend Quadratkilometer großen Miniaturstaat „Dschebl Drus“, „Das Gebirge der Drusen“.

Diese Lösung paßte weder den mohammedanischen Aristokraten von Damaskus noch den nationalistischen Redakteuren und Doktoren von Beirut. Diese hatten sich die Zukunft Groß-Arabiens ganz anders vorgestellt; sie hatten damit gerechnet, daß eine Vereinigung aller arabischen Länder der alten Türkei ihnen, den Intellektuellen von Beirut und Damaskus, die unbestrittene Herrschaft über dieses Riesengebiet schenken würde. Wer denn hätte die Führung haben sollen? Das armselige Mekka? Die Oasen des Nedschd? Das fieberheiße, verfallene Bagdad, zu dem nicht einmal eine Eisenbahn führte?

Statt der Erfüllung dieser Träume gab das Ende des Weltkrieges den Herren von Beirut die Höhenzüge des Libanongebirges und den Aristokraten von Damaskus die Herrschaft über etwas mehr als eine Million Mohammedaner zwischen Libanon und der Wüste. Obwohl Frankreich nicht dafür verantwortlich war, daß das reiche Hinterland von Mossul und Palästina samt Transjordanien von Damaskus abgetrennt worden war, machten die Syrer Frankreich für die Folgen verantwortlich. Wenn die Teppichkarawanen Persiens nicht über Damaskus zogen, wenn der Handelsverkehr aus dem Irak immer mehr abnahm, wenn die Pilgerzüge nach Mekka und Medina nunmehr ausblieben, weil die Bahn zerstört war — an allem war in den Augen der Syrer Frankreich schuld. Und am meisten warf man ihm vor, daß es an Stelle des türkischen Goldpfundes den billigen französischen Papierfranken zur Valutadeckung des syrischen Pfundes benützte.

So kam eines zum andern.

Die nationalistischen Syrer waren empört darüber, daß der christliche Libanon vom mohammedanischen Syrien abgetrennt wurde. Sie sahen darin den Versuch, die nationale Einigung des syrischen Volkes durch künstliche Entfachung religiöser Sentiments zu verhindern. Die mohammedanischen Syrer wieder waren empört, weil die Franzosen das rein

mohammedanische Gebiet der „Bekaa“ zwischen Libanon und Antilibanon zum christlichen Libanon geschlagen hatten. Es gab in Syrien immer wieder Demonstrationen, Kabinettskrisen, neue Verfassungspläne. Bis Anfang 1925.

Im Januar 1925 kam ein neuer Oberkommissar nach Syrien, der antiklerikale General Sarrail, der mit der bisherigen klerikalen Politik brach. Er provozierte fast sofort den Widerspruch der maronitischen Patriarchen, entfremdete sich die Sympathie der Christen, ohne aber die Mohammedaner zu gewinnen. Und als das Feuer aus dem Atlasgebirge plötzlich über das ganze Mittelmeer nach Syrien übersprang, da stand Sarrail hilflos und freundlich dem Ansturm des Orients gegenüber.

Es war das kleinste, schwächste, ärmste Volk Asiens, das den Kampf gegen Frankreich aufnahm und damit eine Bewegung hervorrief, die unabsehbare Auswirkungen bis auf den heutigen Tag hat.

Es war das Volk der Drusen. Und obwohl die Drusen nicht recht als Mohammedaner bezeichnet werden können, so gehört die Geschichte ihres Aufstandes doch in dieses Buch, denn sie wurden Lehrer der mohammedanischen Syrer. Sie gaben dem Islam des Ostens das gleiche Beispiel, das Abd el-Krim dem des Westens gegeben hatte.

## DER AUFSTAND DER DRUSEN

Ein wilder Wirrwarr grauer Steine, Hochebene voll trostloser Melancholie, erloschene Krater und dazwischen Ruinen römischer Städte und verblaßte Inschriften, die von den Legionen künden, die einst über die Berge kamen und das Land bezwangen. Dschebl Drus, das Land der Drusen, das rätselhafteste unter den Ländern des Nahen Orients.

Laut Angabe der offiziellen Geographen ist Dschebl Drus einer der fünf Staaten, in die französische Kolonialweisheit Syrien geteilt hat. In Wirklichkeit liegt das Land weder in Syrien noch sonst irgendwo auf der Welt. Es ist ein Traumland — räumlich und zeitlich von der übrigen Welt getrennt, ein Land von Rittern und Priestern, die ein Or-

densgeheimnis hüten, kraft dessen sie gebieten und herrschen.

Das Geheimnis dieser Drusen ist ihre Religion. Der Glaube der Drusen hat seine eigene Geschichte, und diese beginnt um das Jahr 1000 in Ägypten in der Stadt Kairo.

Um diese Zeit lebte dort ein Kalif El Hakim aus dem Hause der Fatimiden. Nach fünfundzwanzig Jahren Herrschaft verschwand er auf rätselhafte Weise, vermutlich von seiner Schwester ermordet, nachdem er durch verrückte Gesetze den ganzen Hof gegen sich empört hatte. So befahl er zum Beispiel, alle Hunde totzuschlagen und alle Weinreben zu vernichten. Ein anderes Mal befahl er seinen Untertanen, Fische nur mit den Schuppen zu essen und alle Astrologen zu köpfen. Am Tage schlief dieser wahnsinnige Despot, in der Nacht aber ließ er die Gerichte, die Ämter und Basare öffnen. Während der Nacht schlich der Kalif durch die Gassen von Kairo und ermordete eigenhändig jeden, der seine Gebote verletzte. Auch liebte er es, Eselstuten den Bauch aufzuschlitzen, um in ihrem Blut zu baden. Der Haupthaß des Kalifen richtete sich aber nicht gegen die Esel und nicht gegen die Hunde, sondern gegen die Weiber. Um die Sünde aus seinem Reich zu bannen, erließ er eine Reihe von Gesetzen. Den Frauen wurde verboten, die Straße zu betreten, den Schustern unter Todesstrafe untersagt, Frauenschuhe anzufertigen, und nur mit Hilfe eines langen Hakens durften die Lieferanten den Frauen die Ware in die Küche reichen. Nur der durfte im Reiche El Hakims einen staatlichen Posten bekleiden, der bewiesen hatte, daß keine Frau, mochte sie noch so schön und zudringlich sein, ihn hatte verführen können.

Dieses orientalische Ungeheuer wurde zum Messias der Drusen. Derselbe Hakim stiftete nämlich eine Universität, „Hain der Weisheit“, zur Propaganda einer Geheimlehre, die an manche pythagoreische Gedanken anklingt. Diese Lehre predigte sein Apostel, der Perser Dorasi, im Libanon. Und während El Hakim in Ägypten rasch vergessen wurde, schuf Dorasi im Gebirge Phöniziens einen Orden, der aus seinen Anhängern, den Drusen, eine Nation machte und mehr als das: eine Führerauslese.

Die geheimen Führer des Drusenstammes, die „Akkal“,



die Eingeweihten, sind Ritter, Staatsmänner und Asketen zugleich. Erst nach langer Probezeit und einer schweren Prüfung — er muß Enthaltbarkeit gegenüber Weib, Wein und Speise bewähren — wird der Akkal zum Eid zugelassen:

„Ich sage mich los von allen Sekten und Religionen, die der Lehre unseres Herrn El Hakim, dem unendlich Mächtigen, widersprechen. Ich erkenne, daß kein Gott im Himmel und kein Herr auf Erden angebetet werden darf, außer unserem Herrn El Hakim, sein Name sei gelobt . . . Ich werde die Geheimnisse meiner Religion wahren und zu niemandem außer zu Muwahhiddin davon sprechen\*). Wenn ich je die Religion unseres Herrn verlasse oder seinen Geboten nicht gehorche, dann möge ich losgelöst werden von dem anbetungswürdigen Schöpfer . . . und sofort gerecht bestraft werden.“

Zu den Geboten des Glaubens aber gehörte nicht nur das Verbot des Rauchens und Trinkens, der unkeuschen Rede oder des heitern Gewandes, des Lügens oder Schwörens, des Beischlafes mit einer Frau, während sie rituell unrein oder schwanger ist; es gehört dazu auch das Verbot, unbewaffnet das Haus zu verlassen. In neun Jahrhunderten schuf die Lehre Dorasis aus den Drusen das tapferste und freiheitsstolzeste Volk des Orients, die letzten Ritter Asiens\*\*).

Schon die Türken hatten ihre schlechten Erfahrungen mit den Drusen gemacht. Jeder Feldzug der türkischen Generale war in dem unwegsamen, von Steinmauern durchzogenen Gelände zusammengebrochen. Während des Weltkrieges hatten die Drusen sich neutral verhalten, teils mit den Türken, teils mit den Arabern liebäugelt, ohne sich für eine Seite zu entscheiden. Denn im tiefsten Herzen verachteten und haßten sie beide als Ungläubige. Bei Kriegsende überfielen sie die türkischen Truppen beim Rückzug, erschlugen sie und nahmen ihnen soviel Waffen ab, als sie konnten. Dann zogen sie sich in ihre Gebirgsnester zurück

---

\*) „Muwahhiddin“ heißt „Bekennner der Einheit“. So nennen sich die Drusen selbst. Vergleiche die „Almohaden“ in Marokko und Spanien, die etwa zur gleichen Zeit entstanden sind und über die wir im vorigen Kapitel gesprochen haben. Die Drusenlehre hat aber selbstredend nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Philosophie der rechtgläubigen Almohaden.

\*\*\*) Ritterlich auch gegenüber der Frau, die bei den Drusen Rechte genießt wie bei keinem anderen mohammedanischen Volk; sogar das Recht, in den Orden der Akkal aufgenommen zu werden und an der Ordensversammlung, der „Khalweh“, teilzunehmen.

und rechneten damit, daß die Franzosen sie in Ruhe lassen würden.

Im großen und ganzen erfüllte General Gouraud auch ihre Erwartungen. Er machte aus dem sechstausend Quadrat-kilometer großen Ländchen einen eigenen Staat und ließ die Drusen von einem ihrer eigenen Feudalherren regieren. Aber Ost und West verstehen sich nun einmal immer schlecht. Und bald gab es die ersten Streitigkeiten. Sie begannen mit dem Kampf der Franzosen gegen das Bandenunwesen, das sich nach der Flucht Emir Feisals breitmachte.

In den Schluchten, Bergen und Tälern des Libanon war damals der Räuber Athom Khanjer berühmt. Er überfiel Postkutschen, plünderte die reichen Kaufleute und belegte ganze Gebiete mit Tribut. Die Franzosen setzten seinem Treiben ein Ende. Von Soldaten gehetzt, floh der tapfere Khanjer in die Felsen des Dschebl Drus. Dort klopfte er an die Pforte der Burg Kureyeh, die dem stolzen Herrn aus dem Hause der Atrasch, Sultan Pascha, gehörte. Der Hausherr war abwesend. Seine Diener kannten aber das ritterliche Gesetz orientalischer Gastfreundschaft und nahmen den Räuber auf, obwohl Sultan Pascha ihn nie gesehen hatte. Die Franzosen erfuhren davon, holten ein Panzerauto und verhafteten den Banditen. Kaum war dieser abtransportiert, als Sultan Pascha vernahm, wie sein Gastrecht verletzt worden war. Außer sich vor Wut, schwang er sich aufs Pferd und ritt dem Transport nach, um den Mann zu befreien, der sich unter seinen Schutz gestellt hatte. In der Tat gelang es ihm, das schwer bewegliche Panzerauto einzuholen. Er tötete zwei Offiziere und zwei Soldaten, wusch seine Ehre im Feindesblut rein und floh in die Berge. Von da ab datierte die Feindschaft des mächtigen Pascha gegen Frankreich. Die Gelegenheit, diese Feindschaft zu beweisen, ergab sich bald.

Der Gouverneur des Dschebl Drus, der Emir Selim, starb, und der neue Administrator, der französische Hauptmann Carbillet, hatte den Ehrgeiz, selbst Gouverneur zu werden. Er anerkannte daher die Wahl des Nachfolgers Selims nicht, ließ sich vielmehr „provisorisch“ vom Rat des Dschebl Drus zum Gouverneur ernennen und tat sein möglichstes, um in dieser Eigenschaft das Feudalsystem dieses Gebirgs-

staates zu brechen. Er machte dem General Sarrail klar, daß seine Politik dahin ziele, die armen Bauern und Pächter gegenüber den übermächtigen Baronen zu schützen und zugleich den unkontrollierbaren Einfluß der „Akka“ zu zerstören, moderne Schulen einzuführen und Aufklärung, Bildung, Straßenbau und Kanalisation zu verbreiten. Sarrail hätte nicht der moderne Reformers sein dürfen, der er war, wenn ihm diese aufklärerische Tätigkeit des wirklich tüchtigen, mutigen und energischen Hauptmanns nicht gefallen hätte. So unterstützte er seine Pläne.

Die drusischen Feudalherren waren in ihrem Herrenbewußtsein getroffen. Sie beschwerten sich wieder und wieder bei Sarrail, aber vergebens. Als Carbillet im Frühjahr 1925 auf Urlaub fuhr, reisten nicht weniger als fünfunddreißig Drusenherren nach Damaskus, um Klage zu führen. Sarrail empfing sie nicht. Als sie, tödlich beleidigt, im ganzen Gebirge ihre Anhänger zusammenriefen, da lud Sarrail — ganz wie in einem schlechten Kriminalroman — sechs Führer nach Damaskus ein. Fünf folgten der Einladung und wurden verhaftet und verbannt. Der sechste, Sultan Pascha el Atrasch, war zu Hause geblieben. Ein starkes Detachement mit Maschinengewehren rückte aus, um ihn zu verhaften.

Sofort sammelte Sultan Pascha seine Getreuen und griff mit achtzig Mann die französische Übermacht während einer Mittagsrast an. Säbel in der Faust attackierten sie die Maschinengewehre, ritten die Franzosen über den Haufen. Ehe die Überraschten sich formieren konnten, waren sie zersprengt. Gegen hundertfünfzig Tote ließen sie auf dem Schlachtfeld. Hinter den Flüchtenden jagte Sultan Pascha auf die Hauptstadt Sueida zu, besetzte sie fast kampfflos, schloß die französische Garnison in der Kaserne ein und belagerte sie. Der Drusenaufstand war entfesselt. Das kleinste Volk der Welt erhob sich gegen die damals größte Militärmacht Europas. Der Kampf der Ritter Asiens gegen die Kriegstechnik des Abendlandes begann.

In Beirut und Damaskus weiß man zunächst nicht, was los ist. Man sendet Flugzeuge mit dem Auftrag, recht niedrig zu fliegen, um das Gelände besser erkunden zu können. Die Flieger werden abgeschossen. Jetzt schicken die Franzosen

eine Armee gegen die Rebellen. General Michaud führt eine Strafexpedition von etwa dreitausend Mann gegen das Bergland. Siegesicher, nur auf seine Flugzeugaufklärung vertrauend, die aber im Felsengewirr des Vulkanlandes versagt, griff Michaud das tapferste Volk des Orients an. In Mesraa, bei den wichtigsten Wasserquellen des Vorlandes, lagerte er, um den Train nachkommen zu lassen.

Sultan Pascha ließ dem Feind nicht Zeit, näher heranzukommen. Blitzschnell überfiel er den Train und vernichtete ihn. Griff dann, in der gleichen Julinacht, die Kolonne des Generals Michaud bei den Wasserlöchern von Mesraa an und vernichtete sie ebenfalls. Unaufhörlich von den siegestrunkenen Drusen verfolgt, flüchteten die Reste der Strafexpedition zur Eisenbahn. Fünf französische Tanks wurden zerstört, sieben Geschütze erobert. Ein Drittel der Besatzungsarmee Syriens war in den ersten Tagen des Aufstandes außer Gefecht gesetzt.

General Sarrail verstand den Ernst der Lage noch immer nicht. Er wollte seine Niederlage verheimlichen, durch Verhandlungen die Schlappe wieder gutmachen. Nach Paris schickte er, wie Briand später erzählte, lediglich Nachrichten über unbedeutende Zwischenfälle und gab sogar willig seine Zustimmung zur Entsendung syrischer Truppen nach Marokko, zum Kampf gegen Abd el-Krim.

Einer der Verfasser erkannte damals als erster die besondere Gefahr dieses Aufstandes und der leichtsinnigen Politik Sarrails. Als einziger Europäer fuhr er durch die transjordanische Wüste nach dem Dschebl Drus. Im Hauptquartier in Medschel formulierte damals (18. August 1925) in einem Gespräch der Drusenführer seine Kriegsziele, die seither unverändert das Programm der syrischen Nationalisten geblieben sind:

„Mit einer bloßen Autonomie des Drusengebietes kann ich mich nicht zufrieden geben. Ich verlange mit meinem ganzen Volk die völlige Unabhängigkeit Syriens, das heißt des Mandatslandes einschließlich des Alautenstaates, jedoch ohne den Libanon. Wir wollen unser freies Parlament, unser nationales Heer, unsere nationale Regierung, unseren Präsidenten oder König an der Spitze. Die Franzosen müssen sich damit begnügen, ähnlich wie die Engländer im Irak, als Berater zu fungieren.“

Sarrail versuchte zu verhandeln. In dem Drusendorf Medschel, in einer riesigen Halle aus byzantinischer Zeit, versammelten sich gegen hundert Scheichs und Bega der Drusen, um die Gesandten Sarrails zu empfangen. In ihrer Mitte der Sieger von Mesraa. Unbeweglich thront er auf seinem Kissen, ähnelt mit seiner mächtigen Hakennase, dem schwarzen Schnauzbart über den scharfen Lippen einem Haudegen des Dreißigjährigen Krieges. Lehnt alle Forderungen der Franzosen ab, auch die bescheidensten. Nicht einmal die erbeuteten Waffen will er zurückgeben. „Was geplündert ist, ist geplündert“, sagte Emir Hamad, der jugendliche Nachfolger des Emir Selim, „und die Waffen sind Trophäen, die den Drusen gehören.“

Hinter den unbeugsamen Drusen standen aber bereits nationalistische Delegierte, die aus Damaskus nach Dschebl Drus geflohen waren und dem Drusenfeldherrn die Unterstützung der Araber versprochen. Nun lehnte Sultan Pascha den Frieden ab. Er vertraute auf die Tapferkeit seiner Krieger, die in der Schlacht von Mesraa gezeigt hatten, daß sie zu Pferd, mit der Flinte in der Faust, imstande waren, Panzerautos zu erobern. Ein Reiter sprengte, im Sattel stehend, heran und schoß durch die Luftluken die Besatzung des Autos nieder. Er vertraute auf die Hilfe der Syrer, und er vertraute darauf, daß Frankreich, durch den Krieg gegen Abd el-Krim in Marokko festgehalten, keine Truppen werde nach Syrien schicken wollen.

Wenige Wochen später griff Sultan el Atrasch Damaskus an. Am 19. Oktober meldeten die Franzosen:

„Drusen sind in die südlichen Quartiere von Damaskus eingedrungen, von einem Teil der Bevölkerung und vielleicht auch von Kommunisten unterstützt, und haben einen Aufstand verursacht, der bis in den Abend dauerte.“

Nun, der Aufstand dauerte nicht bis in den Abend, sondern zwei Jahre hindurch. Französische Artillerie bombardierte den Maidan von Damaskus, mit Panzerwagen mußten die Barrikaden der Rebellen angegriffen werden. Ja, Sarrail selbst entkam mit knapper Mühe der Gefangenschaft, während sein General Gamelin gerade mit einer Strafexpedition im Hauran gegen die Drusen vormarschierte. Gamelin mußte daher wieder den Hauran und den Dschebl Drus

räumen, um Damaskus durch Feldbefestigungen sichern zu können. Die Franzosen wurden in Damaskus von den Aufständischen belagert. Vergeblich war es, daß Sarrail abberufen und de Jouvenel im Dezember 1925 als neuer Hochkommissar nach Syrien geschickt wurde. Vergeblich, daß der mißliebige Präsident des syrischen Staates, Soubhi Bey Barakat, demissionierte; vergeblich die Amnestie und die neue Verfassung, die de Jouvenel versprach. Im Januar, im Februar, im März, im April, im Mai 1926 wurden immer neue Amnestieangebote gemacht und immer neue Truppen in Syrien gelandet. Aber noch im Mai 1926 konnten die Rebellen Damaskus angreifen, Baalbek, die alte Stadt Jupiters, überfallen. Dann wurde auch de Jouvenel abberufen; im Oktober 1926 landete als sechster Oberkommissar Ponsot. Bis dahin hatte Frankreich bereits zwei Milliarden Franken allein für seine Garnison in Syrien ausgegeben. Es war ein schlechtes Geschäft geworden und blieb weiter ein schlechtes Geschäft.

Schritt für Schritt eroberte Frankreich das verlorene Terrain zurück. Sein Endsieg gegen Abd el-Krim ermöglichte es, marokkanische Truppen aus Afrika nach Syrien zu transportieren. Im Stabe eines marokkanischen Jägerregimentes machte einer der Verfasser eine Expedition gegen die Aufständischen mit und sah, mit welcher Verachtung und welchem Hochmut die marokkanischen Mohammedaner auf die syrischen Mohammedaner herabsahen. Nicht Christentum gegen Islam, sondern von Christen geführte Mohammedaner kämpften gegen syrische Mohammedaner, die von ungläubigen Drusen befehligt wurden. Auch der große syrische Aufstand war kein mohammedanischer Krieg, war nur eine nationalistische Rebellion.

Selbstverständlich endete der Aufstand so, wie er enden mußte. Weder die magische Gewalt der drusischen Akkal noch das Rittertum ihrer Barone konnten auf die Dauer der französischen Militärmacht Widerstand leisten. Emir Hamad, der in jugendlichem Stolz die französischen Friedensbedingungen abgelehnt hatte, fiel unter den Kugeln französischer Gewehre. Fremdenlegionäre, marokkanische Schützen, Senegalneger eroberten Dorf nach Dorf. Mitte 1927 war der Aufstand endgültig zusammengebrochen. Sultan

Pascha el Atrasch floh in die Wüste zu Ibn-Saud. Der Traum von der großen syrischen Revolution war vorbei.

Aber aus seiner Niederlage hatte der Orient etwas gelernt. Der Kampf der Drusen war das Ende einer Epoche. Auf den Trümmern des bombardierten Basars von Damaskus entstand eine neue Kampfart des Orients, wesentlich anders als der ritterliche Krieg der asketischen Ordenskrieger des Drusengebirges. Es entstand der Bandenkrieg, wie ihn einst die Juden Palästinas gegen Rom geführt hatten. Der Bandenkrieg, wie ihn 1936 die Araber Palästinas gegen die Juden führen. Der Krieg mit Brand und Mord.

In Syrien war lange Zeit Ruhe. Ruhe, aber nicht Frieden. Das Land war wirtschaftlich geschwächt, von Hunger heimgesucht. Die kriegstüchtigen Drusen hatten nicht weniger als ein Drittel ihrer wehrhaften Jugend auf den Schlachtfeldern verloren, die damaszener Kaufleute beklagten den Verlust zweier Geschäftsjahre, das Volk war gebeugt, gebeugt, aber nicht gebrochen. Immer wieder loderte die Flamme der Opposition auf. Auch als Frankreich 1930 Syrien eine Verfassung gewährte, es als unabhängigen Staat mit mohammedanischer Staatsreligion anerkannte — auch da schwieg der syrische Nationalismus nicht. Syrien verlangte dieselbe Verfassung, wie sie der benachbarte Irak hatte — völlige Souveränität nach innen und außen, mit Frankreich lediglich durch ein Freundschaftsbündnis verknüpft.

Frankreich hatte allzuviel Geld in Syrien investiert, um leichthin diese Forderung zu akzeptieren. Und so brach aus nebensächlichem Anlaß im Frühjahr 1936 ein fünfzig tägiger Streik in Damaskus aus, mit dem nach altbewährter Methode die Syrer ihre Herren niederzwingen wollten. Man brannte kein elektrisches Licht, man hielt fünfzig Tage lang alle Geschäfte gesperrt, man ließ keine Straßenbahn fahren und keine Autobusse — ja sogar die Diebe von Damaskus erklärten sich mit den Patrioten solidarisch und streikten während dieser fünfzig Tage.

Dann gab Frankreich nach. Erklärte die grundsätzliche Zustimmung zu einem neuen Vertrag mit Syrien, der diesem ähnliche Rechte wie dem Irak geben sollte. Der Ver-

trag wurde abgeschlossen. Frankreich versprach, seine Truppen aus Syrien und dem Libanon zurückzuziehen, nur im Dschebl Drus und dem Staat der Alauten eine Garnison zu behalten und das Mandat als beendet zu erklären. Die Zahl der „unabhängigen mohammedanischen Staaten“ soll sich wieder um eine Einheit vergrößern.

Aber seien wir nicht zu optimistisch. Denn alles deutet darauf hin, daß Frankreich sich desto mehr an Syriens Schicksal desinteressieren wird, je „unabhängiger“ dieser arabische Kleinstaat mit seinen knapp zwei Millionen Einwohnern sein wird, je weniger wirtschaftliche, politische und strategische Vorteile die Republik von ihm erwarten kann. Und wenn erst einmal Frankreich ganz ohne Interesse an Damaskus und Aleppo sein wird — dann werden sich andere Mächte finden, denen dieses weite und menschenleere Getreideland wichtig erscheinen wird. Allen voran wohl Italien, das Getreide und Ackerboden für seine Bauernsöhne noch immer braucht. Die Tage der Ruhe und des Friedens scheinen für Syrien noch immer nicht gekommen.

## DER IRAK UND SEINE MINORITÄTEN

Der Staat, dessen Verfassung den Syrern als so erstrebenswertes Beispiel vorgeschwebt hatte, daß sie um sie zehn Jahre lang gegen Frankreich in Parlament und Feldschlacht kämpften — der Staat Irak hatte diese Verfassung nur deshalb bekommen, weil er von Anfang an von den Engländern als eine politisch unhaltbare Position erkannt worden war. Großbritannien ist romantischen Träumen nicht zugänglich. Es imponiert ihm nicht, daß über der Stadt Harun al Raschids der Union Jack wehen darf. England wollte in Mesopotamien wirklich nichts anderes, als dort in Ruhe so viel Öl pumpen, als ihm jeweils zweckmäßig dünkt. Es wünschte daher nur die Sicherheit, daß der Irak mit seinen Ölquellen wirklich arabisch, also militärisch schwach bleibe und nicht etwa wieder in die Hände der stärkeren Türken falle. Und so versprach England dem Irak in voller Ehrlichkeit Unabhängigkeit, raschestes Er-



löschen des Mandats und alles, was die Nationalisten nur wollten: unter einer Voraussetzung. Unter der Voraussetzung, daß Mesopotamien wirklich imstande sei, seine staatliche Selbständigkeit zu wahren. Schon im Jahre 1924 schloß es daher mit dem Irak ein „Militärbündnis“, das de facto das Ende des Mandats bedeutete. Die ganze Politik Großbritanniens war von diesem Tage an darauf gerichtet, Mesopotamien zu einem militärisch widerstandsfähigen Staat heranzuziehen.

Diese Aufgabe war keineswegs so leicht wie sie aussah. Denn es ist falsch, vom Irak als einem schlechthin arabischen Land zu sprechen. Es ist ein Minoritätenstaat, in dem die Araber heute kaum zwei Drittel der Einwohner zählen, und auch diese Araber selbst bilden keine Einheit.

Die offizielle Statistik schätzt die Untertanen des Königreiches zwischen Euphrat und Tigris auf rund drei Millionen Seelen. Von diesen sind etwa eine halbe Million Kurden, über eine Viertelmillion Perser, eine Viertelmillion Türken, Juden, Assyrer, Teufelsanbeter, Armenier und andere. Die meisten dieser Minoritätenvölker, vor allem Kurden, Türken und Assyrer sehen in den Arabern Bagdads ihren Todfeind. Mit Angst verfolgen sie den Fortschritt des arabischen Nationalismus, die Arabisierung ihrer Schulen, der Gerichte, der Verwaltung.

Auch die Araber bilden weder religiös noch ökonomisch eine Einheit. Sie zerfallen religiös in zwei Sekten, die Schia und die Sunna; die Schiiten sind in der Mehrheit, aber der König ist Sunnite. Die Schiiten haben ihre heiligen Stätten auf dem Boden des Irak, aber die Sunniten regieren. Der zweite Unterschied: von den Arabern des Irak ist ein Teil seßhaft, aber unkriegerisch. Ein anderer Teil kriegerisch, aber völlig unkultiviert.

König Feisal, der mit viel diplomatischem Geschick seit 1921 den Irak regierte, wurde sich bald dieser erdrückenden Schwierigkeiten bewußt. In Gemeinschaft mit England versuchte er zunächst das uralte Kanalisationssystem wiederherzustellen, das im Altertum und frühen Mittelalter den Irak zu einem Paradies gemacht hatte und das seit den Monogoleneinfällen verfallen war. Er bekam viel Geld für diese Aufgabe, englisches Geld. Manchester hoffte, in Me-

sopotamien das Wirtschaftswunder wiederholen zu können, das Ägypten durch die Zaubergewalt der Baumwollpflanze aus einem der ärmsten zu einem der reichsten Länder des Orients gemacht hatte. Auch Mesopotamien sollte Baumwolle produzieren; die Beduinen sollten seßhaft werden und Geld verdienen, der König sollte reich werden — und England von Ägyptens Baumwolle unabhängig. Aber es klappte nicht. Der König Feisal, der über etwa 500 Quadratkilometer bestes Baumwollland verfügte, klagte 1927 einem der Verfasser sein Leid.

„Wie sollen wir Kapitalisten finden, die Geld in das Land hineinstecken, wenn wir keine Bauern haben, die das Land bearbeiten wollen?“ rief er aus. „Die Beduinen, denen ich Land verpachte, sind imstande, mitten während der dringenden Arbeit über Nacht zu verschwinden, weil sie gehört haben, daß es irgendwo — 200 Meilen weiter weg — in der Wüste geregnet hat. Wir brauchen eine zuverlässige Bauernbevölkerung. Ich würde eine Einwanderung arabischer mohammedanischer Bauern aus Syrien und Palästina auf das lebhafteste begrüßen.“

Der Irak ist eben nicht Ägypten, und der Euphrat und der Tigris sind auch nicht der Nil. Während das Überschwemmungswasser des Nils kostbare Erde mitführt, die den Boden düngt, ist das Überschwemmungswasser des Euphrats und des Tigris reich an schädlichen Salzen; der unglückliche Irak braucht deshalb nicht nur ein System der Bewässerung, sondern auch eines der Entwässerung. So erkannte England immer mehr, daß, abgesehen vom Öl, der Irak nur strategische Wichtigkeit besitze; offensiv gesehen als Aufmarschgebiet Englands gegen das russische Ölgebiet des Kaukasus, defensiv betrachtet als Brücke vom Mittelmeer nach Indien. Immer stärker wurde daher die britische Sehnsucht danach, mit dem Irak zu einem reinen Militärbündnis zu kommen. Immer stärker die Bereitschaft, das Mandat auch formell zu liquidieren. Jedes Jahr beinahe gab es neue Formulierungen, neue Verfassungsentwürfe, die einerseits Englands Interesse an der militärischen Verteidigung sicherstellen, andererseits ihm die Verantwortung für die innere Politik des Landes und sein Budgetdefizit abnehmen sollten. So bot schließlich im Jahre 1930 Macdonald

als Chef der englischen Arbeiterregierung dem Ministerpräsidenten des Irak, Nuri-Pascha es-Said, einem Waffengeführten des Obersten Lawrence, einen „Bündnisvertrag“ an: die volle äußere und innere Unabhängigkeit des Irak wird anerkannt; der Irak muß dafür eine starke Armee aufstellen. Großbritannien wird nach Erfüllung dieser Bedingung den Irak bis auf zwei Stützpunkte der Luftflotte militärisch räumen. Im Kriegsfall darf Großbritannien den Irak als Aufmarschgebiet benützen.

Diese Neuordnung erregte seltsamerweise große Empörung bei den arabischen Nationalisten; der Bündnisvertrage gebe dem Irak „nur den Schatten der Freiheit, aber nicht die Freiheit selbst“. Andererseits erschrakten viele Zehntausende von Arabern über die drohende Gefahr der Wehrpflicht, gingen über die persische Grenze, erwarben persische Staatsbürgerschaft und stärkten dadurch den persischen Einfluß.

Trotz der Unabhängigkeitserklärung war daher zunächst nicht viel an der hilflosen Lage des Irak geändert. Er blieb bis heute ein Staat, der noch lange nicht ohne britischen Schutz existieren kann. Ein Blick auf die Landkarte beweist es: Im Norden die mächtige, kriegerische Türkei mit fast neunzehn Millionen Einwohnern, von einem der größten Staatsmänner der Nachkriegsgeschichte regiert. Im Osten das neuentstandene Persien mit zehn Millionen Einwohnern, von dem harten und kriegerischen Reza Schah beherrscht, der bewiesen hat, daß er blitzschnell zuschlagen kann. Im Süden das aufstrebende Reich des Königs Ibn-Saud, der seit fünfunddreißig Jahren von Sieg zu Sieg schreitet. Die Türken rechnen auf die Stammesverwandtschaft der Kurden; die Perser zählen einige hunderttausend Staatsbürger und Glaubensverwandte im Irak; Ibn-Saud ist vom Glorienschein eines Erneuerers des Islams umgeben — was hat das arme Irak an seelischen Gütern diesen drei Mächten entgegenzustellen?

Nichts. Nicht einmal eine Bevölkerung, die die gleichen staatsrechtlichen Ziele hat. Das kriegerischeste Element Iraks sind seine Bergbewohner. Es sind aber keine Araber, sondern Kurden. Und diese Kurden erinnern sich vortrefflich an die großzügigen Versprechungen der Autonomie,

Selbstregierung und kulturelle Entwicklung, die König Feisal und die Engländer ihnen so lange gemacht haben, bis der Friede von Lausanne endgültig die kurdischen Gebiete zum Irak geschlagen hatte. Seitdem aber wurden diese Versprechungen von arabischen Kabinetten Schritt für Schritt zurückgezogen. Die freiheitgewohnten Nomaden wollten es sich nicht gefallen lassen. Bis heute sind sie der Kernpunkt der Armee, die besten Soldaten und Offiziere. Sie verachten die verweichlichten städtischen Araber von Bagdad und rühmen sich: Wenn wir wollen, dann stehen wir Kurden in vierundzwanzig Stunden in Bagdad. Dann sind wir Herren von Irak. Und die Kurden von Irak haben eineinhalb Millionen Stammesgenossen auf türkischem Boden. Ein Bagdad unter kurdischer Führung ist gleichbedeutend mit einem Anschluß an die Türkei.

Eben deshalb hütet England Irak wie seinen Augapfel. Eben deshalb machte es aus diesem schwachen Staat ein Bollwerk seiner Politik, baute für zehn Millionen Pfund die berühmte „Pipeline“ von Mossul nach Haifa. Bei deren Einweihung erklärte der damalige englische Hochkommissar von Palästina, Sir John Chancellor, die Ziele der englischen Politik im Irak in nüchternen Worten:

„Die große Eisenbahn von Haifa nach Bagdad wird gerade jetzt vorbereitet, nachdem die erste Etappe der Pipeline in Haifa eröffnet wurde. Über Khaniqin wird die Bahn den Weg nach Teheran eröffnen und Haifa zum Tor der großen Märkte Asiens machen. Ein großer Teil der Öle des Irak wird in die Riesentanks von Haifa fließen, und Haifa wird der größte Ölhafen des östlichen Mittelmeeres werden.“

Mit dieser Öllinie und der sie begleitenden Straße durch die Wüste wird Englands Interesse vom Suezkanal immer mehr nach der transarabischen Wüstenbahn verschoben. Eine solche Linie aber kostet nicht nur sehr viel Geld, um sie zu bauen, ihre Rentabilität kann auch jederzeit durch Beduinenüberfälle und Revolten in der Wüste gestört werden. So wurde von der Öllinie Mossul—Haifa Englands Politik im Irak bestimmt: die Bahn läuft durch arabisches Gebiet — also müssen die Araber friedlich und zufrieden gestimmt werden, also erklärt man den Irak für unabhängig.

1932 wurde der Irak in den Völkerbund aufgenommen.

Nach Persien, der Türkei und Afghanistan der vierte unabhängige mohammedanische Staat. Aber für den Islam hat der Irak noch wenig Bedeutung, eben weil er noch nicht imstande war, seine inneren Schwierigkeiten zu überwinden. Die Differenzen zwischen Schia und Sunna führten dazu, daß der arabische Nationalismus nach westlichem Vorbild immer schärfer unterstrich, „Religion sei Privatsache“. Erst in letzter Zeit wird eine neue Tendenz bemerkbar: vor allem seit dem plötzlichen Tod des Königs Feisal. Der Irak versucht, zum Hauptstaat des nördlichen Arabiens zu werden, zum Hauptstaat einer „Großarabischen Föderation“, die den Irak, Syrien, Transjordanien und auch Palästina umfassen und mit etwa sieben Millionen Einwohnern eine widerstandsfähige arabische Macht, vom Suezkanal bis zu den südpersischen Ölfeldern, bilden soll — ohne Einschluß Ibn-Sauds, über dessen Tendenzen später gesprochen wird. Dieses „großarabische Programm“ ist also in Wirklichkeit ein „kleinarabisches“, wobei der Irak die Rolle Preußens bei der kleindeutschen Lösung des mitteleuropäischen Problems spielt.

Aber auch diese Lösung ist nicht zu verwirklichen, so lange dieser erträumte Staatenbund nicht den Zugang zum Mittelmeer erhalten hat. Zwei Mächte versperren diesen Weg: im Norden die Franzosen, die im Gebirge der Alauten und des Libanon bis auf weiteres ihre festen Positionen behalten werden und im Süden die 400.000 Juden Palästinas.

Mit Frankreich, dessen Militärmacht die Araber 1925 bis 1927 kennengelernt haben, versuchen sie nun einen friedlichen Ausgleich; mit einer Mandatarmacht, die nie daran dachte, zu kolonisieren, kann man sich zur Not ausgleichen.

Die Juden Palästinas aber bieten ein ganz anderes Problem: hier ist der einzige Platz des gesamten Vorderen Orients, wo eine fremde Volksmasse sich kolonisierend auf mohammedanischen Boden festsetzt und trotz immer erneuertem Widerstand der Araber immer weiter vordringt. Diese jüdische Immigration betrachten die Araber als Keil in ihrem Volkstum — und da die palästinensischen Juden zugleich der schwächste Gegner der großarabischen Pläne sind, richtet sich gegen diesen Punkt des geringsten Widerstandes der schärfste Angriff des arabischen Islams...

## PALÄSTINA-SCHNITTPUNKT DREIER WELTTEILE

Es gibt wohl kein Stückchen Erde, das so klein ist, wie dieses Land zwischen Mittelmeer und der arabischen Wüste und über das seit 1918 so unendlich viel in allen Sprachen der Welt geschrieben worden wäre. Eingekeilt zwischen Ägypten, Syrien, Irak und Saudya-Arabien ist es einer der wichtigsten Stützpunkte der britischen Weltpolitik, zugleich das heilige Land dreier Weltreligionen und außerdem ein völkisch-politisches Kuriosum. Denn eigentlich gibt es gar kein Palästina. Der Name existiert von Rechts wegen nicht. Die Araber nennen dieses Land „Süd-Syrien“ und für die Juden, den zweitstärksten Teil der Bevölkerung, heißt es ganz einfach „Erez Jisrael“ — „Land Israels“. Das lateinische Wort „Palästina“ mahnt an die längst verschwundenen Philister und ist ein archäologischer Begriff. Seltsam, daß sogar staatsrechtlich der Begriff Palästina nicht exakt ist. Denn: das Mandat über „Palestine“ umfaßt sowohl das Land westlich des Jordans, in dem die Balfour-Deklaration gilt als auch das „unabhängige“ Transjordanien, wo die Balfour-Deklaration nicht gilt und wo Großbritannien ein konstitutionelles Fürstentum unter dem Scherifensohn Emir Abdallah errichtet hat.

Dieses schwer definierbare Land ist aber trotzdem zu einem der Brennpunkte des politischen Kampfes in Vorderasien geworden. Denn nur Palästina mit seiner jüdischen Kolonisation kann noch das verhindern, was weder Armeen, noch Diplomaten, noch kriegerische Handlungen verhindern können: den Zusammenschluß der Länder arabischer Sprache zu einer großarabischen Föderation.

Begonnen hat diese Kolonisation allerdings schon vor fast zwei Menschenaltern, als (1878) ein französischer Jude in der Nähe von Jaffa ein Landstück kaufte und dort eine jüdische Ackerbauschule gründete. Drei Jahre später kamen die ersten russischen Juden ins heilige Land, die nicht mehr — wie Generationen vorher — den frommen Ehrgeiz hatten, in Palästina zu sterben, um in der heiligen Erde begraben zu werden, sondern die dort leben und eben diese Erde beackern wollten.

Die Araber nahmen die jüdischen Einwanderer zuerst

ebenso gleichgültig-neugierig auf, wie sie die deutschen Templer-Kolonisten aufgenommen hatten, die ein Menschenalter vorher eingewandert waren oder die russischen und armenischen Mönche, die in Palästina siedelten. So blieb es mehr oder weniger bis Kriegsausbruch. Langsam war die Zahl der Juden auf etwa 100.000 gestiegen, ein Sechstel der damaligen Bevölkerung des Westjordanlandes. Aber unter türkischer Herrschaft konnte sich der arabische Nationalismus noch nicht entfalten.

Auch während des Weltkrieges blieb es so. Hunger und Krankheiten verminderten rasch die jüdische Einwohnerschaft des vielumstrittenen Landes und die arabische Nationalbewegung hatte damals andere Sorgen, größere Ziele, als den Kampf um das kleine Land zwischen Jordan und Meer. So unterzeichnete denn Emir Feisal — der spätere König des Irak — auf den Rat des Obersten Lawrence 1919 in Paris ein Abkommen, in dem er sich mit den Zionisten einigte und der Kolonisation Palästinas durch die Juden im wesentlichen zustimmte.

Wie viele andere Abkommen von Paris blieb aber auch dieses ein bloßes Stück Papier. Schon ein Jahr später nahm Feisal selbst den Titel eines Königs von Syrien und Palästina an. Die Araber betrachten das Jordanland als einen integrierenden Bestandteil Syriens und fordern den Anschluß, während die Juden aus Palästina einen Staat mit jüdischer Mehrheit zu machen wünschen. Und darum geht der Kampf.

Zunächst neigte sich in diesem Kampf die Waagschale zugunsten der Mohammedaner. Die Juden — 1914 mit etwa 100.000 Seelen, ein Sechstel der Gesamtbevölkerung, gegenüber etwa 550.000 Muslimen (und 75.000 Christen), waren nach Kriegsende auf kaum 60.000 zusammengeschmolzen und erreichten erst 1931 mit 175.000 Köpfen wieder den Prozentsatz von 1914. Denn: dank der modernen Seuchenbekämpfung, Impfungen, größeren Wohlstand und erhöhten Arbeitslöhnen und durch die hygienischen Maßnahmen von Engländern, Amerikanern und Juden vermehrten sich die Araber Palästinas durch Geburtenzuwachs rascher als die Juden durch Einwanderung und Geburten zusammen: die Araber Palästinas haben in den letzten Jahren den

Rekord an Geburtenüberschuß sämtlicher Nachkriegsländer gehalten — zeitweise stieg der Überschuß auf 28 pro Tausend!

Erst im letzten Jahrzehnt veränderte sich das Bild. Die bis dahin sehr geringe jüdische Einwanderung wurde immer schneller und schneller. Die Fundamente einer mehr als fünfzigjährigen kolonisatorischen Vorbereitung vermochten nun eine Immigration zu tragen, die 1935 die Brasiliens um das Doppelte übertraf, die der Vereinigten Staaten fast zur Hälfte erreichte. Im Jahrzehnt 1932 bis 1936 wanderte fast eine Viertelmillion Juden in Palästina ein, steigerte den jüdischen Anteil an der Gesamtbevölkerung von 16% auf 30%. Tel Aviv, 1909 als Villensiedlung in den Sanddünen nördlich von Jaffa begründet, war 1936 mit 140.000 Einwohnern die weitaus größte Stadt des Landes und rein jüdisch. Die beiden anderen Großstädte Jerusalem und Haifa mit etwas mehr als 100.000 Einwohnern, haben absolute jüdische Mehrheiten.

Mit diesem Wachstum der Städte ging ein langsames, aber trotzdem unaufhaltsames Steigen des jüdischen Landbesitzes Hand in Hand. Auf 1400 Quadratkilometer Boden entstanden rund 150 jüdische Dörfer und kooperative Siedlungen. 1400 Quadratkilometer entsprechen nur etwa 5% der Bodenfläche Palästinas — aber die Araber klagen, daß gerade diese Böden, die allmählich und fast unbemerkt von jüdischen philanthropischen Gesellschaften oder Einzelpersonen zu Liebhaberpreisen aufgekauft worden sind, die wertvollsten Landstücke darstellen. In der Tat hat sich die moderne Kolonisation der Juden genau im Gegensatz zu den drei Kolonisationen des Altertums entwickelt: damals besetzten die jüdischen Einwanderer die Berge, während die Eingeborenen (Kananiter, Philister, später gräzisierte Syrier) die Küstenebene und die Häfen besetzt hielten.

Jetzt kamen die Juden vom Meer her; die Küstenebene bildete ihre ersten Siedlungszentren, die Ebene zwischen Haifa und dem Tiberias-See die nächsten, während die Araber die viel weniger fruchtbaren, aber strategisch viel wichtigeren Positionen in den Bergen behielten.

Bis vor kurzem nahmen die Araber, die an der jüdischen Einwanderung recht gut verdienten — der Bodenpreis in



Palästina ist fünfmal höher als der syrische, die Löhne für ungelernte arabische Arbeiter sind dreimal höher als in Syrien und viermal höher als in Transjordanien — die jüdische Kolonisation trotz aller offiziellen Gegnerschaft nicht ernst. Gewiß: von Zeit zu Zeit hat es immer wieder Unruhen gegeben, immer wieder waren da oder dort arabische Massen gegen die Juden losgegangen: 1920 im Norden, 1921 in Jaffa und der Umgebung, 1929 in Jerusalem, Safed und Hebron. Aber wenn auch einzelne dieser Unruhen verhältnismäßig blutig waren — 1929 wurden 135 Juden von den Arabern getötet — so entsprangen sie trotzdem nicht einer tiefen nationalen Bewegung. Im Grunde war jeder Araber Palästinas felsenfest überzeugt, daß der jüdische „Bluff“ morgen, spätestens aber übermorgen schmachlich scheitern müsse. Daß die Juden wieder nach Europa zurückfahren und daß dann Araber die Häuser bewohnen würden, die jene gebaut, die Orangengärten besitzen, die jene gepflanzt hätten. Kein Araber glaubte an den Ernst des Zionismus.

Erst Ende 1935 wurde dies anders. Die Araber sahen plötzlich, daß das kleine Land stets wachsende Scharen von Fremden aufnahm. 1935 kamen nicht weniger als 65.000 Juden ins Land — und außerdem noch etwa 15.000 arabische Einwanderer aus Syrien und Transjordanien, die dort besser bezahlte Arbeit fanden als daheim. Und die Juden waren mit dieser verhältnismäßig gewaltigen Immigration noch keineswegs zufrieden. Immer größere Pläne entstanden. Wenn auch die offiziellen Wortführer der Zionisten davon sprachen, daß die Juden „weder herrschen noch beherrscht sein wollen“, so hörten die Araber doch, wie der Arbeiterführer Ben Gorion die Losung ausgab, in Palästina müssen „fünf Millionen Juden leben!“ Hörten, wie der Führer der Neuzionisten, Wladimir Jabotinsky, einen „Zehnjahrplan“ verkündete: „In den nächsten zehn Jahren müssen eine Million und fünfhunderttausend Juden aus Europa evakuiert und in Palästina beiderseits des Jordans angesiedelt werden.“

Und während die Araber Palästinas den „Anschluß“ an ein großarabisches Staatensystem forderten, proklamierten bereits die Juden, gestützt auf die Versprechungen der Balfour-Deklaration und auf den Wortlaut des Mandates, aber zugleich auch pochend auf ihre zahlenmäßige und wirt-

schaftliche Stellung im Land, daß Palästina aufgehört habe, ein arabisches Land zu sein — es sei ein „gemischt-nationales Land“.

So waren die beiden Fronten im wesentlichen klar umschrieben — auch wenn es Araber gibt, die aus wirtschaftlichen oder kulturellen Gründen die jüdische Einwanderung begrüßten, und es umgekehrt auch Juden gibt, die bereit sind, um des Friedens willen auf weiter gesteckte nationale Ansprüche zu verzichten. Aber: würde es sich bei diesen Konflikten nur um die 1,200.000 Mohammedaner beiderseits des Jordans oder die 400.000 Juden des Westjordanlands handeln, dann wäre dieser ganze Kampf nicht viel bedeutender als etwa der Streit der Araber des Irak mit ihren kurdischen Minoritäten. Aber es handelt sich um mehr.

Erstens: Palästina ist für die christliche Welt ein heiliges Land und deshalb ist der mohammedanisch-jüdische Konflikt durch Einflüsse und Interessen kompliziert, die sich teilweise überschneiden. Der passive, besiegte Islam der Zeit unmittelbar nach dem Weltkrieg schien vielen christlichen Politikern in Palästina weniger störend als ein modernes Judentum. Der politisch offensiv gewordene Islam von 1936 macht aber auch hier eine andere Einstellung nötig.

Aber außerdem: Palästina, ob heilig oder profan, ist einer der wichtigsten geopolitischen Punkte des Nahen Ostens. Es ist die östliche Flankenstellung des Suezkanals und als solche strategisch für England doppelt bedeutungsvoll, seit die britischen Besatzungstruppen infolge des neuen anglo-ägyptischen Abkommens aus dem Niltal zurückgezogen und nur am Ufer des Suezkanals stationiert werden dürfen. Die großen britischen Truppentransporte gegen Ende des arabischen Aufstandes des Sommers 1936 gewinnen hierdurch erst ihre wahre Bedeutung. Aber außerdem ist Palästina Endpunkt der Petroleumlinie, die vom Irak zum Mittelmeer führt; Endpunkt der Tausendkilometerstraße von Haifa nach Mosul, die neben jener Petroleumröhrenleitung führt und dadurch den raschen Aufmarsch europäischer Truppen gegen Osten, vor allem aber gegen den Kaukasus mit seinen Ölfeldern sichert. Es ist Brückenkopf für jede Armee, jedes Luftgeschwader, das zu Land oder durch die Luft von Europa nach Indien zieht.

Und dieser Brückenkopf streckt sich wie eine geballte Faust zwischen die vier mohammedanischen Länder des Nahen Ostens.

Trennend und verbindend.

Diese Brückenkopfstellung zwischen den 16 Millionen Ägyptens, den zwei Millionen Saudya-Arabiens, den drei Millionen Untertanen des französischen Mandatslandes Syrien und Libanon und den drei Millionen des Irak macht die Bedeutung Palästinas für das Arabertum aus — und nicht etwa seine Stellung als „Heiliges Land“, das für den Islam in Wirklichkeit recht unwichtig ist.

Gewiß, der glühende Nationalistenführer Hadsch Amin el Husseini von Jerusalem nützt seine Stellung als „Groß-Mufti“ Palästinas, also als Präsident des „Obersten Mohammedanischen Rates“ dieses Landes dazu aus, um den etwas verblichenen religiösen Ruhm der Moschee am Tempelberge zu erneuern. Mit rastloser Energie und großem Geschick führt er seit mehr als einem Jahrzehnt die Propaganda für die Heiligkeit dieser Stätte. Zuerst warb er in Indien für die Renovierung der baufällig gewordenen herrlichen Omar-Moschee. Dann warf er die Losung in die mohammedanische Welt, daß die Juden „die Omar-Moschee den Muslimen wegnehmen und dort ihren Tempel wieder erbauen wollen“. Als dadurch Jerusalem etwas bekannter geworden war, als es bis dahin in der weiten mohammedanischen Welt gewesen war, ging er einen Schritt weiter und machte aus ihm einen Pilgerort: in der Umwallung des Tempelberges sollten große nationale Führer des Islams begraben werden. Die Leiche des Exkönigs Hussein, die des indischen Mohammedanerführers Mohammed Ali wurden feierlich nach Palästina gebracht und in Jerusalem bestattet. Und dann — zur Krönung dieses rastlosen Werkes — rief der Mufti einen panislamitischen Kongreß nach Jerusalem (1931), über den wir noch später sprechen werden, und ließ dort die Gründung einer mohammedanischen Universität in Jerusalem beschließen.

Aber trotz all diesen — von England übrigens weitgehend unterstützten — Anstrengungen gelang es nicht, ein wirklich ernstes Gefühl der Solidarität des Islams mit den Mohammedanern Palästinas zu erzielen. Die Tatsache, daß die Ara-

ber selbst schuld daran waren, daß in Palästina statt der mohammedanischen Türken die ungläubigen Engländer regierten, war so augenfällig, daß diese britische, christliche Herrschaft die wenig einleuchtende Gefahr seitens der Juden in Schatten stellte.

So bleibt denn als wirklicher, ernsthafter Ausgangspunkt des Kampfes um das Heilige Land — dessen strategische Stellung in der Zukunft. Fällt Palästina an den großarabischen Staat mit Einschluß Ägyptens, dann entsteht dort eine neue Großmacht von rund 25 Millionen Mohammedanern. Und diese Großmacht beherrscht dann den Weg nach Indien, beherrscht den Suezkanal.

Bleibt Palästina unabhängig, wird Palästina zu einem vorwiegend jüdischen Gemeinwesen, dann ist die Bildung dieses Großstaates verhindert, auch wenn trotzdem dieser oder jener arabische Staat sich mit einem anderen zusammenschließen sollte. Dann schützt aber auch dieser kleine Pufferstaat von 100.000 Quadratkilometer beiderseits des Jordans (davon drei Viertel Wüste und Steppe) einen arabischen Staat vor dem andern. Schützt das wirtschaftlich schwache Syrien vor der Hegemonie des reichen Ägyptens, die sonst unvermeidlich wäre. Schützt das friedliebende Ägypten vor der Überflutung durch kriegerische Wahhabiten.

So hängt das Gleichgewicht am Suezkanal recht eigentlich von der Neutralität Palästinas ab — Palästina wird eine Schweiz am Schnittpunkt dreier Welten! Deren Neutralität aber steht und fällt mit dem Wachsen der jüdischen Kolonisation. Denn nur die Juden sind an dieser Neutralität interessiert — die Araber, die Mohammedaner, sind Partei. Sind glühende Anhänger des „Anschlusses“ an ein größeres Staatengebilde.

Um diesen Anschluß wurden auch die Kämpfe geführt, die im April 1936 mit dem arabischen Streik und Terror begonnen haben, die nach 175tägiger Dauer nur offiziell, aber nicht in Wirklichkeit beendet wurden. Immer wieder versucht England, diesem arabischen Druck nachzugeben und die arabischen Wünsche in Palästina auf Kosten der Juden zu befriedigen. Aber in Wirklichkeit widersprechen diese arabischen Ziele den grundlegenden Interessen des britischen Imperiums. Denn wenn die Politik des Mufti von

Jerusalem siegt, wenn — selbst unter englischer Führung — ein arabischer Staatenbund am Ostufer des Suezkanals entsteht, dann wird diese neue Macht nicht lange England befreundet bleiben. Zu stark ist der Drang nach Unabhängigkeit im modernen Orient. Dann ist nicht nur Palästina für England verloren, dann wird der Islam wieder das Banner Saladins an der Wegscheide dreier Welten aufpflanzen können, dann ist der Suezkanal auch vom Osten her für England gefährdet.

Ja — Jerusalem ist eine heilige Stadt und Palästina ein heiliges Land. Aber verkehrspolitisch ist Jerusalem nichts anderes als das Konstantinopel des Suezkanals. Und vorläufig hält England dieses Konstantinopel noch fest in Händen. Vorläufig.

## DER HALBMOND IM SPIEGEL DES SUEZKANALS

Schon bei den Verwicklungen syrischer Politik spielt, unklar und unentschieden, das Gespenst, von dem man nicht gern redet, die Strategie des Suezkanals mit. Noch stärker, noch mächtiger beeinflusst „der“ Kanal die Politik der andern mohammedanischen Länder des Nahen Orients; Palästina beiderseits des Jordans, die arabischen Länder am Roten Meer (das ja nichts anderes ist als eine zweitausend Kilometer lange Fortsetzung des Suezkanals bis zur britischen Insel Perim am Südende des Sackes) und, vor allem, Ägypten.

Die politische Geschichte Ägyptens, des zweitgrößten mohammedanischen Staates, mit sechzehn Millionen Einwohnern — davon fünfzehn Millionen Mohammedaner — wird seit Ende des Weltkrieges von der einen und einzigen Erwägung beherrscht: welche Formel gibt England die Sicherheit, daß der Suezkanal im Kriegsfall britisch und nur britisch bleibt, ohne daß Ägypten in Friedenszeiten von England als Vasallenstaat behandelt werden muß?

Wollten wir eine politische Geschichte des Niltales schreiben, dann müßten wir auf das ewige Auf und Ab dieser Verhandlungen eingehen. Wir müßten schildern, wie Ägyp-

ten unter Führung des genialen, charakterstarken Bauernsohnes Saghlul-Pascha zuerst England zwingt, am 28. Februar 1922 sein Protektorat aufzugeben und dem Nillande eine fiktive Unabhängigkeit zuzugestehen; wie dann, in endlosen, sich immer wiederholenden Verfassungskämpfen zwischen dem „Wafd“, Ägyptens allmächtiger Nationalpartei, und dem willensstarken König Fuad die Nation erlernte, alle anderen Interessen gering zu schätzen gegenüber dem Idol der Freiheit. Wir müßten schildern, wie alle Hinweise Englands auf die tatsächlich gewaltigen Vorteile, die Ägypten der britischen Verwaltung verdankt — auf den Reichtum, den England dem bis dahin beispiellos verarmten Nilland gebracht hat, auf die Befreiung des versklavten und entrechteten ägyptischen Fellachen — fruchtlos blieben. Wie das Volk es ablehnte, von fremder Hand Schutz und Sicherheit zu empfangen, und wie es zu Unruhen kam. 1924 fiel der englische Oberkommandierende, der „Sirdar“, Sir Lee Stack, unter ägyptischen Kugeln. Aber weder der Verfassungskampf Saghluls und seines Nachfolgers Nahas-Pascha gegen den König, noch ihr Kampf gegen England fallen in den Rahmen unseres Buches, da diese Konflikte — zum Unterschied von der nationalen Entfaltung in der Türkei, in Persien und in Afghanistan — nichts, aber auch gar nichts mit religiösen Problemen gemein haben. Die Entwicklung des ägyptischen Islams lief vielmehr neben der Politik einher, von ihr nicht abhängig und diese nicht bedingend. Der Islam Ägyptens hängt in seiner Nachkriegsentwicklung eng mit der Geschichte des Islams in Palästina und Syrien zusammen, um so mehr, als seit dem Weltkrieg Ägypten die kulturelle Vormacht im Vorderen Orient geworden ist. Ägyptische Zeitungen sind die reichsten, besten, modernsten und verbreitetsten in arabischer Sprache; die Filmkritiken und die Fußballnachrichten aus Kairo dringen ebenso bis ins kleinste Dorf des Libanon und der palästinensischen Berge, nach Aleppo und nach Südarabien wie die nationalistischen Leitartikel, die zur Freiheit aufrufen. Diese ägyptische, arabisch geschriebene und arabisch fühlende, durchaus moderne Presse schafft eine gewisse kulturelle und nationale Einheit in allen Ländern beiderseits des Suezkanals.

Diese ägyptische Presse wird im wesentlichen von Christen

geschrieben. Der „Mukattam“, Kairos zweitgrößte Zeitung, gehört libanesischen Christen; andere Blätter haben in ihrem Stab Christen an hervorragender Stelle. Die Leser sind zwar zu neun Zehntel Mohammedaner und die Inserenten zu zwei Drittel; im politischen Teil wird kaum je etwas zugunsten christlicher Forderungen gesagt — der christliche Einfluß macht sich aber trotzdem deutlich geltend, da systematisch und mit außerordentlicher Geduld alle aggressiven Tendenzen mohammedanischen Glaubensgefühls abgebaut werden.

Die eingeborenen Christen von Kairo und Alexandrien belehren die Mohammedaner Ägyptens, Palästinas und Syriens, daß im 20. Jahrhundert nicht mehr die Religion das entscheidend Wichtige sei, sondern der Nationalismus. In Syrien und Palästina greifen die ebenfalls in hervorragendem Maße unter christlicher Führung stehenden arabischen Zeitungen diese Losung auf: der „Alif Ba“ in Damaskus, der „Falestin“ in Jaffa, um die zwei besten Blätter zu nennen, predigen Überwindung jedes religiösen Separatismus, predigen jene Lehre, die dem mohammedanischen Weltgefühl am krassesten widerspricht: „Religion ist Privatsache — wir alle sind Ägypter (oder Syrer oder Libanesen oder schlechtweg Araber) ohne Unterschied der Konfessionen!“

Der Liberalismus der siebziger Jahre des Westens macht jetzt erst Schule im Osten. Wer sich modern glaubt, vor allem aber, wer den christlichen Großmächten jeden Vorwand für eine Einmischung zum Schutze religiöser Minderheiten nehmen will, der wiederholt unablässig dieses Glaubensbekenntnis der Toleranz: „Wir alle sind Ägypter, ob wir Mohammedaner oder Kopten heißen. Wir alle sind Brüder!“

In Ägypten vor allem hatte diese Losung ungeheure Bedeutung für die Entwicklung der dreiviertel Millionen koptischer Christen. Bis vor kurzem galt es als politischer Glaubenssatz, daß nur die Schutzherrschaft Albions diese kleine Minderheit sichern könne gegen den übermächtigen mohammedanischen Druck. So war es für viele Politiker eine Überraschung, daß diese christliche Minderheit seit etwa 1900 immer nachdrücklicher ihre patriotische Interessengemeinschaft mit den „mohammedanischen Brüdern“ proklamierte. Die Mohammedaner wieder, zumindest die führende Schicht

der Advokaten, Ärzte und Aristokraten, waren nicht so töricht, diese Gelegenheit zu versäumen. Auch sie verkündeten laut und feierlich, daß die Christen und Juden Ägyptens ihre Brüder seien, daß sie alle zu einem gemeinsamen Gott beteten und eine gemeinsame Heimat hätten, und verlangten im Namen dieser Heimat sofortigen Abzug der britischen Garnisonen aus Kairo und Alexandrien, Aufhebung der Kapitulationen, Besteuerung der Ausländer und volle nationale Souveränität.

Noch schärfer wurde diese nationale Einheitsfront in Palästina\*) betont, wo heute kaum 100.000 Christen etwa 850.000 Mohammedanern und 400.000 Juden gegenüberstehen. Es bildeten sich überall „christlich-mohammedanische Komitees“ zum gemeinsamen Kampf für die Unabhängigkeit (in diesem Fall für Anschluß Palästinas an Syrien und die zu schaffende großarabische Föderation) und zum Kampf gegen die Zionisten sowie gegen England. Nicht immer war diese politische Frontgemeinschaft ehrlich gemeint. Aber die Hauptsache ist: die Front des arabischen Nationalismus im Heiligen Land geht über Islam und Christentum hinweg, sie überbrückt in Syrien sogar die alten Gegensätze zwischen Islam und Drusen und Alauten. Das „Dar ul Islam“, die Gemeinschaft der Gläubigen, wird beiderseits des Suezkanals durch eine neue Gemeinschaft des ungläubigen oder indifferenten Nationalismus ersetzt.

Das darf aber nicht etwa so verstanden werden, als hätten Christen oder Mohammedaner aufgehört, religiöse Gefühle in die Politik zu tragen. Im Gegenteil. Beide Schichten benützen ihre überstaatlichen Bindungen nach wie vor im Interesse staatlicher oder nationalistischer Pläne. Nicht mehr der Staat im Dienst der Religion, sondern die Religion im Dienst des Staates — das ist die Losung des 14. Jahrhunderts nach Mohammed. Wenn die Araber Palästinas zum Beispiel einen Vorstoß gegen Juden unternehmen, wie 1929, dann geschieht dies unter religiösen Losungen: „Die Zionisten wollen die heilige Moschee El Aksa am Tempelberg in einen jüdischen Tempel verwandeln!“ Mit dieser Parole

---

\*) Wir sprechen von Palästina westlich des Jordans. In Transjordanien spielen die Christen unter etwa 300.000 Mohammedanern keine Rolle.



appelliert dann der Großmufti an die mohammedanischen Brüder Indiens, verlangt Geld für die Sache des bedrohten Glaubens. Und wenn 1936 arabische Nationalisten in Palästina wiederum einen Generalangriff gegen die zionistische Kolonisation unternehmen, dann werben die Christen Palästinas bei allen christlichen Gemeinschaften der Welt um deren Sympathie für die Aufständischen, da im Falle eines jüdischen Erfolges „die christlichen heiligen Stätten in Palästina verwahrlosen müßten...“!

Diese mohammedanischen Länder sind restlos von modernistischen Gedankengängen beherrscht. Immer mehr versucht man das, was am Islam wesentlich ist, wegzudeuten und aus der Religion der Wüste ein philosophisches Lehrgebäude zu machen. Diese Richtung beherrscht hoch und nieder; Oberst Lawrence schildert, wie die Königssöhne Feisal (der spätere Herrscher des Irak) und Abdallah (jetzt Emir von Transjordanien) noch während des Aufstandes immer wieder betont hatten, daß keine religiösen Beweggründe sie zum Kampf gegen die Türken führten, sondern nur nationaler Ehrgeiz. Und dieser nationale Ehrgeiz beherrschte auch jene seltenen Demonstrationen des Panislamismus während der letzten Jahre, wie etwa die Kalifatskongresse in Kairo und in Mekka 1926. Der Kongreß in Kairo scheiterte kläglich, da von allem Anfang an keiner der Teilnehmer die ernste Absicht hatte, panislamitische Tendenzen zu vertreten. Der Kongreß hatte die unausgesprochene Tendenz, dem König Fuad von Ägypten als dem mächtigsten und gebildetsten Monarchen des Islams das Kalifat anzubieten. Da aber die nichtägyptischen Teilnehmer des Kongresses Ägypten keinen Vorrang zugestehen wollten, den es nicht seinem Schwert verdankte, so ging dieser Kongreß ergebnislos auseinander.

Noch weniger Ausdruck panislamitischen Weltgefühls, noch mehr von lokalen Ambitionen beherrscht, war der dritte panislamitische Kongreß, der 1931 in Jerusalem tagte. Der Mufti von Jerusalem sah darin nur die Möglichkeit einer Demonstration der Heiligkeit der Omarmoschee — obwohl oder weil gerade jetzt die Mohammedaner in Jerusalem zahlenmäßig den schwächsten Teil der Bevölkerung repräsentieren. Für die anderen Veranstalter des Kongresses

hatte derselbe einen einzigen Zweck: den Präsidenten des indischen Kalifatskomitees Schaukat Ali zum Präsidenten des Kongresses zu wählen und ihm dadurch erhöhte Autorität in seinem Heimatlande zu verschaffen. Früher ein glühender Englandhasser und Kampfgefährte Gandhis, war Schaukat Ali seit Mitte 1928 immer schärfer ins proenglische Lager übergeschwenkt und leugnete die Interessengemeinschaft der Gandhisten mit den indischen Muslimen. Deshalb wurde er von anderen indischen Mohammedanern scharf angegriffen — und deshalb brauchte er diesen politischen Gegnern gegenüber die erhöhte Autorität durch symbolische Anerkennung des „gesamten Islams“. Aber mit Panislamismus hat dieses ganze Spiel wenig zu tun.

Rechts und links vom Suezkanal breitete sich die religiöse Gleichgültigkeit immer mehr aus. Nationalismus, Demokratie, Parlament, allgemeine Wehrpflicht, vor allem aber die Befreiung der Frau — das interessiert die Bewohner Ägyptens und Syriens. Nicht Fragen der mohammedanischen Weltherrschaft, nicht Fragen der Seele und des Glaubens. Eine beispiellose Verflachung macht sich breit. Kino, Kaffeehaus, Tanzlokale, etwas Sport und viel schlechte Lektüre füllen das Leben der Jugend des Nillandes und Syriens aus. Alle edleren und höheren Gefühle, deren sie fähig sind, schenken sie dem Kampf für die politische Unabhängigkeit. Nur dafür sind sie tiefer Leidenschaft fähig, zu großen Opfern bereit.

Damit Hand in Hand, um dies nur kurz zu erwähnen, geht die Emanzipation der Frau. Noch führt diese nicht so weit wie in der Türkei, wo der Schleier verboten ist, aber weit genug im Verhältnis zur Vorkriegszeit. Die mohammedanische Frau ist ebenfalls in die politische Arena herabgestiegen und nimmt am Freiheitskampf teil. Schulter an Schulter mit der Christin marschieren sie bei Demonstrationen und sitzen mit ihr in den Komitees. Daß dies auch unerwünschte Wirkungen auf die Moral der oberen Schichten hat, wird von Konservativen behauptet. Vor allem in Ägypten scheinen laxer Moralauffassungen in den Harem einzudringen. Die Altmohammedaner regen sich bitter auf, wenn von der Prinzessin X oder der Paschafrau Y erzählt wird, wie sie in einer Boite von Paris Champagner trinkt und mit Christen tanzt.

Aber diese Seite der Emanzipation ist weniger wichtig als eine andere: die Mohammedanerin, die jetzt mit Christinnen gemeinsam soziale oder kulturelle oder politische Arbeit leistet, verliert den blinden Glauben an die Vortrefflichkeit des Islams. Sie lernt von den Christen, sie bemüht sich, diesen nachzuahmen; so wird in der Seele der mohammedanischen Mutter die Zuversicht untergraben, daß der Islam und nur der Islam vernünftig, gerecht und weise sei. Die Emanzipation der Frau wird dadurch indirekt zu einer Gefahr für die mohammedanische Erziehung der kommenden Generation.

Allerdings nicht zur größten Gefahr. Denn noch von einer anderen Seite her wird die Geisteswelt im Vorderen Orient bekämpft: vom Kommunismus.

Es ist schwer, die Rolle dieser Bewegung für den Vorderen Orient mit wenigen Worten zu schildern. In Syrien sind es Armenier, in Palästina Juden, in Ägypten Araber und Armenier, die als Missionäre des roten Evangeliums das Land durchwandern, hier den Fellachen, dort den Arbeitern, überall aber der studierenden Jugend die Losung des revolutionären Befreiungskampfes gegen Europa und die Aristokratie des Landes predigen. Je weniger Aussichten die Studenten haben, nach Absolvierung ihrer Lehrjahre eine Beamtenstellung zu erhalten, desto leichter sind sie für diese Idee zugänglich — und je weniger Möglichkeit die armen Fellachen sehen, die hohen Pachtgelder für ihre Grundherren bezahlen zu können, desto mehr leuchtet ihnen die Botschaft ein, daß der Boden jenem gehöre, der ihn bebaut und nicht dem Effendi oder dem Pascha in der fernen Großstadt. Obwohl diese Losung nicht marxistisch, sondern recht kleinbürgerlich ist, wird sie wirksam von den Kommunisten vertreten. Diese Gedanken entsprechen aber weitgehend der Lehre des Korans. Und so beginnt der getarnte Kommunismus nicht, wie in Europa, mit dem Kampf gegen die Religion, sondern die Grundregeln seiner Propaganda decken sich mit religiösen Reformbestrebungen. Die Grundlagen, aber nicht mehr. Denn der Student, der Arbeiter, der sich einmal entschlossen hat, der kommunistischen Organisation beizutreten, der hat auch den Glauben an den Islam über Bord geworfen. Er ist zum Feind des Islams geworden, bedroht den Glauben von innen.

So entwickelt sich zunächst zwangsläufig das Schicksal des Vorderen Orients: einer mohammedanischen Welt mit immer weniger mohammedanischem Inhalt.

Einen vorläufigen Abschluß findet diese politische Entwicklung mit dem Vertrag zwischen England und Ägypten, den Nahas-Pascha, der unbestrittene Führer der ägyptischen Nation und der hervorragende Nachfolger Saghlul, im August 1936 in London unterzeichnet hat. Dieser Vertrag erfüllt sämtliche ägyptischen Forderungen, um die das Land der Pharaonen seit 15 Jahren erbittert und unermüdlich kämpft. Die nationale Ehre Ägyptens ist hergestellt; nun wird die innere Entwicklung beginnen können, ungestört von der Notwendigkeit, gegen außen die Einheit der Front wahren zu müssen.

Vielleicht wird dies auch der Beginn einer neuen religiösen Entwicklung sein; Nahas-Pascha selbst ist fromm und wird Verständnis für die Notwendigkeit einer mohammedanischen Selbstbesinnung zeigen. Viele Anzeichen dafür sind vorhanden. Doch hat der Historiker vorläufig nichts anderes zu verzeichnen, als daß 1936 auch Ägypten unabhängig wurde; es wird der fünfte mohammedanische Staat im Völkerbund sein und der siebente unabhängige Staat des Islams. Aber das Problem des Islams im zwanzigsten Jahrhundert hat auch Ägypten nicht gelöst.

Diese Lösung fand nur ein einziger Staat — der Staat Ibn-Sauds, der Wüstenstaat Arabiens, von wo aus vor vierzehnhundert Jahren der Islam ausgezogen war. Dort und nur dort, blüht der alte, edle Baum aufs neue.

Am Wasserquell in der Wüste . . .

## EPILOG

## ALLAHS MÜHLEN MAHLEN RASCH

Die Wiedergeburt des Islams vollzieht sich an der Stätte seines Entstehens. In den Wüsten Arabiens. In der heiligen Stadt Mekka, dem Geburtsort des Propheten. Dort regierte nach dem „Aufstand in der Wüste“ König Hussein, der, wie sich der Leser erinnert, nach erfolgreichem Verrat am Kalifen die Krone des heiligen Landes des Islams auf sein Haupt gesetzt hatte. Der alte Mann hatte in seinem Leben viel erreicht. Sein Königreich war weder Protektoratsgebiet noch Mandat; kein Herrscher der mohammedanischen Welt war so selbständig und so frei wie er, der König des Hedschas. Und das bedeutete: Macht.

Der Hedschas selbst ist hauptsächlich unfruchtbare Wüste; seine Bedeutung ist trotzdem ungeheuer. Hier liegen die heiligen Städte Mekka und Medina. Hierher strömen alljährlich hunderttausende Pilger aus der ganzen Welt. Der Herrscher von Mekka sieht den ganzen Orient bei sich zu Gaste. Ein Teil der Heiligkeit der Kaaba wird auch auf ihn übertragen; was er sagt oder tut, wird in der islamitischen Welt aufs eifrigste befolgt. Der Herrscher der heiligen Städte kann also alle Mohammedaner beeinflussen. Alle Kalifen machten von dieser Möglichkeit weitestgehenden Gebrauch. Der Hof der Kaaba war Mittelpunkt der panislamischen Politik Abdul Hamids. In der Nachkriegszeit, als der Islam in Ost und West schwerste Niederlagen erlitt, wäre es nur natürlich gewesen, wenn jener Herrscher, der angeblich nur aus Frömmigkeit seinen Kalifen verraten hatte, nunmehr die Fackel des wahren Glaubens weithin sichtbar in Mekka errichtet hätte. Was tat der Scherif Hussein statt dessen?

Er besteuerte die Pilger. Für die Landung in Dschidda

mußte gezahlt werden. Für jedes Gebet an jeder heiligen Stätte mußte doppelt gezahlt werden, und für das Recht, durch die Wüste von Mekka nach Medina zu wandern, nahm der König einen Wegzoll von neun Pfund. Er versprach allerdings den Pilgern dafür Kamele und Führer, vergaß es aber manchmal, so daß die Pilgerfahrt nach Medina zum Beispiel 1924 unterblieb. Daran verdiente der König allein 378.000 Pfund! Waren aber die Pilger nach der Wanderung durch die Wüste glücklich in Mekka angelangt, so hielt der König keinerlei fromme Ansprachen an sie, sondern sperrte zuerst einmal die Wasserleitung ab. Wer Wasser haben wollte, mußte ihm für je zwanzig Liter einen Dollar zahlen. Zu bemerken ist, daß laut Koran das Absperren des Wassers eine Todsünde ist, eine der schwersten, die ein Muslim begehen kann.

Der König nahm diese Plünderungen aber nicht deshalb vor, um sein Land aufzubauen, die Sicherheit der Straßen herzustellen, zerfallene Häuser zu erneuern oder Brunnen zu graben. Keineswegs: ungefähr eine halbe Million Pfund im Jahr ging an die Banco di Roma für das Privatkonto des Königs. Dafür vergaß er aber so gründlich, seine Beamten zu bezahlen, daß diese ihrerseits von den Pilgern Privatsteuern erheben mußten. Daß Menschen trotzdem noch nach Mekka kamen, beweist die unverwüstliche Frömmigkeit des Orients.

Der König war aber ein Ehrenmann. Er erfüllte seine internationalen Verpflichtungen wörtlich und genau. So hatte er sich in einem Vertrag mit England zum Beispiel verpflichtet, den Sklavenhandel zu bekämpfen. Er tat es, indem er pro Kopf eines jeden eingeführten Sklaven eine Steuer von zwei Pfund einhob. Da der Sklavenhandel trotz dieser Maßnahme blühte, bestrafte der König die Sklavenhändler fürchterlich: er verbot, den Sklavenmarkt direkt vor den Fenstern des englischen Konsulats in Dschidda abzuhalten, er verwies ihn in eine Seitengasse um die Ecke.

Obwohl der König eine jährliche hohe Subvention von England erhielt, war er unerschöpflich in der Erschließung immer neuer Einnahmequellen. So hob er die Zölle nicht wie in der ganzen Welt vom Rechnungspreis, sondern vom Verkaufspreis in Dschidda ein, und diese Zollabgaben be-

liefen sich manchmal auf 75%. Er verlangte Steuern für die Hedschasbahn, die seit zehn Jahren nicht mehr in Betrieb war, er besteuerte jedes Kamel, das durch die Wüste zog, und sein Geiz war so ungeheuer, daß er nicht einmal Maßnahmen ergriff, um sich sein Königreich auch militärisch zu sichern. Die ganze Armee von Hedschas betrug fünfzehnhundert Mann.

Die Hedschasiten, seit Jahrhunderten gewohnt, die verwöhntesten Kinder des Orients zu sein, waren von der Finanzpolitik ihres Königs wenig erbaut. Für unruhige Elemente, die sein Recht auf Plünderung zu bezweifeln wagten, hatte der König aber nichts übrig. In Mekka, unweit der heiligen Kaaba, errichtete er ein unterirdisches Verlies, Gabbuh genannt. In diesem Verlies verschwanden alle, die dem König unsympathisch waren: also Kaufleute, die zwar ihre Steuern zahlten, aber ihm ein Darlehen verweigerten, Menschen, die zu viel mit dem Auslande korrespondierten, Menschen, die nicht ganz mit der Politik des Königs einverstanden waren und viele andere mehr. Aus dem Gabbuh gab es kein Zurück. Der König vergaß die Namen der Eingeschlossenen und empfahl dasselbe seinen Untertanen.

Derart waren also die Zustände in dem heiligsten Lande des Islams, in dem einzigen Lande, das damals selbständig war und dem Glauben treu blieb. Das Bewußtsein der staatlichen Unabhängigkeit brachte den König auf seltsame und abwegige Gedanken. Er beschloß, internationale Politik im großen Maßstabe zu treiben und so zum politischen Führer des Orients zu werden. Das war gefährlich, viel gefährlicher, als der König ahnte. Solange sich seine Tätigkeit auf innerpolitische Gewaltstreiche beschränkt hatte, waren die Großmächte wohlwollend neutral. Nun aber, wo Hussein in das dunkle Gewebe der internationalen Politik eingriff, wurde die Sache ernst. Insbesondere, da der König sein politisches Genie gerade dort spielen ließ, wo es am wenigsten am Platze war.

Im Jahre 1924 entsandte der frömmste Mohammedaner der Welt, der Beschützer der heiligen Städte, König Hussein von Hedschas, einen christlichen Araber, namens Lutfallah, als Gesandten zu der gottlosen Republik USSR., um ihr ein Bündnis anzubieten. Der Plan dieses islamisch-christlich-



gottlosen Bündnisses war überwältigend. Der Beherrscher der Heiligen Städte bot Rußland ein Angriffsbündnis gegen England und Frankreich an. Mit russischer Hilfe sollte in Batum eine arabische Armee aufgestellt werden. Diese Armee sollte Palästina und Syrien erobern, sich mit der Armee des Königs Hussein vereinen, die Europäer aus Asien vertreiben, worauf der Orient zwischen Lenin und König Hussein geteilt werden sollte. Der christliche Gesandte des islamischen Königs versprach sogar, zur Erreichung dieses Zieles den Heiligen Krieg auszurufen.

Diese seltsamen Verhandlungen endeten damit, daß dem Gesandten von Hedschas die Wiedereinreise nach Rußland verboten wurde. Die Sowjets waren aber vorsichtig genug, die unerwartete Beziehung nicht abreißen zu lassen, und bald nach dem Besuch Lutfallahs in Moskau erschien am Hofe des frommen Königs ein Gesandter der roten Union. Die Sowjets waren nicht nur vorsichtig, sondern auch klug. Zum Vertreter der Gottlosigkeit im Hedschas ernannten sie einen gewissen Nadir Bey Torakoloff, der in überraschender Weise edle Herkunft, mohammedanische Frömmigkeit und kommunistische Gesinnung vereinte. Als frommer Mohammedaner durfte der Gesandte der Sowjets etwas, was selbst dem Vertreter Englands verwehrt blieb: er durfte Mekka und Medina besuchen und unter den Pilgern am Grabe Mohammeds kommunistische Propaganda treiben.

Das war entschieden zu viel. Ein korantreuer Bolschewik in der unmittelbaren Nähe des Suezkanals war eine Herausforderung Englands. König Hussein ging aber noch einen Schritt weiter. Als Kemal Pascha das Kalifat abschaffte, erklärte Hussein, daß er als einziger im Orient allen Bedingungen entspreche, die das Gesetz an einen Kalifen stelle. Er sei edler Herkunft, er sei mächtig, fromm und Beschützer der heiligen Städte. Infolge dieser Erwägungen fuhr er nach Maan, versammelte die Beduinen und ließ sich zum Schatten Gottes auf Erden ausrufen. Das war bereits nicht nur eine Herausforderung Englands, sondern auch eine Herausforderung Allahs. Ein Verräter, der die Einigkeit des Islams gesprengt hatte, ein Mann, der die Pilger ausplünderte und das Geld im Auslande versteckte, ein Mann, der am Untergange des Kalifats maßgebend beteiligt

war, wollte den Mantel des Propheten um seine Schultern werfen. Weder Indien noch Ägypten noch Afghanistan wollten einen solchen Mann als Kalifen anerkennen. Der geringe Erfolg seines Kalifats hinderte aber König Hussein nicht, in seiner Eigenschaft als Kalif Forderungen an England zu stellen, Veränderungen im Mandatssystem Palästinas zu verlangen und sich selbst als Vertreter einer Großmacht zu gebärden.

Damit endet aber auch die politische Geschichte König Husseins — was nun beginnt, ist ein orientalisches Mysterium oder die Geschichte, wie Allah den Verräter strafte und ihm die Herrlichkeiten abnahm, die er sich in seiner Sünde aneignete.

Nur zweihundert Tage ruhte die hohe Würde des Kalifates auf den Schultern des Sünders. Dann erreichte ihn die Strafe Gottes. In den unzugänglichen und fernen Wüsten von Nedschd erhob sich das Heer der Wahhabiten. Wilde Sippen, unbekannt und roh, überfluteten Hedschas. Sie hießen Gathgath. Der Ruf ungeheurer Barbarei und grenzenloser Brutalität ging ihnen voran, und sie haben diesem Ruf alle alle Ehre gemacht. Nichts schien dem wilden Volke heilig zu sein, und sein Anblick allein zwang die Soldaten des Kalifen zur Flucht. Bei Klakh, mitten in der Wüste, schlugen die Wahhabiten den Feind. Ihre Scharen näherten sich Taif, der Sommerresidenz des Königs. Kronprinz Ali eilte ihnen entgegen und wurde geschlagen. Taif fiel, und die wilden Gathgath veranstalteten ein Blutbad, wie es Hedschas seit den Tagen Mohammeds nicht gesehen hatte. In wilder Raserei zerstörten die Gathgath die Gräber der Söhne Mohammeds, die von den Frommen besonders verehrt werden. Dann zogen sie gegen Mekka und Medina und es hieß, daß sie den heiligen Stein der Kaaba zerschlugen, das Grab Mohammeds zerstören und seine Asche in alle Winde streuen wollten. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich des frommen Orients.

Als eine Reuter-Meldung irrtümlicherweise meldete, daß der heilige Stein bereits zerstört sei, wurden in Indien und Irak, in Afghanistan und Ägypten die Basare geschlossen. Selbst der Kaiser von Persien verhängte Trauer über sein Land. Weinend und betend versammelten sich die Frommen

in den Moscheen, um die Zerstörung des Mittelpunktes des Glaubens zu beweinen.

Indessen floh der ruchlose Kalif an die Grenze seines Reiches, in die kleine Hafenstadt Akaba. Mit Hilfe seiner Söhne hoffte er, noch eine Armee zu bilden und die Gottlosen zu vertreiben. Noch bevor aber auch nur ein Soldat in Akaba erschien, lief am 27. Mai 1925 im Hafen das englische Kriegsschiff „Cornflower“ ein. Der Kapitän überbrachte dem Kalifen ein Schreiben der englischen Regierung. Dieser Brief enthielt weder die Aufzählung der prunkvollen Titel des Kalifen, noch die Versicherung ewiger Freundschaft. Der Kalif wurde nur noch „Exkönig“ genannt und in kurzen und trockenen Sätzen aufgefordert, binnen dreier Wochen das Land zu verlassen und Akaba den Engländern zu überlassen. Vergebens protestierte der Greis. Am Ende der dritten Woche bestieg er das englische Kriegsschiff, das ihn in die Verbannung nach Cypern brachte.

So strafte Gott den Verräter Hussein!

Die Trauer, der die islamische Welt nach der Besetzung Mekkas befiel, war unbegründet. Das Haus Gottes wurde nicht zerstört. Auch nicht das Grab des Propheten. Die Schreckensnachricht war übereilt.

In die Prophetenstadt Mekka zog ein hagerer, hoher, einäugiger Mann ein, mit langen Händen, einer Brille und einem dunkeln, edelgeschnittenen Gesicht. Vor den Toren der heiligen Stadt legte der Mann seine Gewänder und Waffen ab. Mit geschorenen Haaren, barfuß, barhäuptig, im Pilgergewande betrat der neue Herrscher Mekka. An den Toren der Stadt erwarteten ihn tausend Krieger. Von ihnen geleitet, schritt der Mann aus der Wüste zum Hause Gottes. Dort verbeugte er sich vor dem heiligen Stein und sprach die vorgeschriebenen heiligen Strophen und Gesänge. Der große Hof der Kaaba, die Säulenhallen wurden durch Tausende von Öllampen festlich erleuchtet. Der Sieger betete, angesichts seines ganzen Heeres. In frommer Ekstase warf er sich auf den Boden, weinte und zitterte vor Glück und rief: „Gott, mein Gott, nimm meine Seele!“

Der Name des Mannes war Abdul Asis ibn Abd er-Rahman ibn Feisal ibn Saud, Sultan von Nedschd, Imam der Wahhabiten.

Wer war dieser Ibn-Saud?

Wer waren die Wahhabiten, die so plötzlich aus dem Sande der großen Wüste erstanden und das gottlose Kalifat Husseins in den Staub traten?

Woher kamen sie? Was wollten sie?

Man muß weit zurückgreifen, um diese Fragen zu beantworten.

## EIN GELEHRTER AUS DER WÜSTE NEDSCHD

Um das Jahr 1700 wurde in der Wüstenstadt Ajana in der Wüste Nedschd ein Mann geboren namens Mohammed Abdul Wahhab. Er stammte aus einem Geschlechte von Schriftgelehrten, und auch er vertiefte sich von klein auf in das Studium des Korans und der Sprüche Mohammeds. Das Leben in der Wüstenstadt Ajana muß von einer frommen Einfalt erfüllt gewesen sein, denn als Abdul Wahhab in reifen Jahren den Wandertrieb verspürte und die Großstädte des Islams besuchte, war er von dem Bilde, das sich ihm darbot, bestürzt und entsetzt.

In Bagdad, der Stadt der frommen Abbassiden, breitete sich der schiitische Unglaube aus. Mit Abscheu sah Abdul Wahhab, wie Mohammedaner am Grabe des Propheten-erkels Hussein ihren Leib kasteiten und sich Wunden beibrachten, obwohl weder im Koran noch in den Sprüchen Mohammeds irgendwo die Selbstkasteiung befohlen ist. Auch in Damaskus, wohin sich der fromme Mann alsdann begab, mußte er seltsame und abstoßende Szenen erleben. Die reichen Kaufleute saßen in ihren Gärten und tranken Kaffee, obwohl Kaffee nicht minder berauscht als Wein. Die Scheichs der ehrwürdigen Derwische redeten, stritten über den Weg, der zu Gott führt, und ergaben sich mystischen Lehren und Exerzitien, um schon auf Erden das Antlitz des Propheten zu erschauen. Selbst in Stambul, dem Sitze des Kalifats, erlebte Abdul Wahhab, wie Theologen diskutierten, ob auch Schnaps verboten sei, da im Koran nur vom Weine die Rede ist. Der Kalif ließ sich beinahe göttliche Ehren erweisen, obwohl er nichts weiter als der

erste Vorkämpfer und Vorbeter des Islams sein sollte. Kurzum, die Welt war voll Unglauben.

Voll Entrüstung begab sich Abdul Wahhab nach Marokko, in die Stadt Fez, die im Rufe besonderer Frömmigkeit stand. Was er dort sah, war beinahe noch schlimmer als der Unglaube von Stambul und Bagdad. Hinter jedem Hügel war ein Heiliger begraben. Prunkvolle Gebäude erhoben sich über dem Staub des Heiligen, und Menschen beteten diese Toten an, als wären sie Götter. Auch Bäume und Steine waren Gegenstände frommer Verehrung, und das, obwohl der Koran klar und deutlich verkündet hatte, daß es keine Heiligen gebe und daß Allah allein anzubeten sei.

Selbst in Mekka und Medina mußte der Wanderer Enttäuschung auf Enttäuschung erleben. Im Hofe der Kaaba erhoben sich die Kanzeln der vier orthodoxen Rechtsschulen der Sunna: der Melekiten, Schafiten, Hanbaliten und Hanefiten. Rechtsgelehrte erklärten den Pilgern eifrig und gegen Entgelt liturgische Zeremonien, die nirgends im Koran vorgesehen waren, und in der Stadt des Propheten und in der Wüste ringsherum gab es soviel angeblich Heiliges und Anbetungswertes, daß Abdul Wahhab dachte, er sei noch in der „Zeit der Finsternis“, bevor der Prophet die Götzen Mekkas zerschlagen habe. Die wenigen Grundsätze, auf denen Mohammed seine Welt aufgebaut hatte, waren in einem Ozean von Vorschriften und Gebeten, Gesetzen und Regeln untergegangen, hinter denen die ursprüngliche Nüchternheit des Wüstenglaubens nicht mehr zu entdecken war. Die einfache Zeremonie der Pilgerfahrt, von Mohammed als Symbol der Einheit des Islams gedacht, war durch unzählige kleine und kleinste rituelle Vorschriften ergänzt worden, und für den kleinsten Irrtum bedrohten die Weisen den Frommen mit allen Qualen der Hölle.

Um diesen Qualen zu entgehen, mußten die Pilger einen gelehrten Führer, einen der Mutaufwif nehmen, der sie mit erfahrener Frömmigkeit durch das Pantheon der mekkanischen Heiligtümer führte. Diese Mutaufwif waren die Hyänen Mekkas. Sie schleppten ihre Opfer zu irgendeiner zerschlagenen Säule und riefen: „Hier predigte vor 200 Jahren der Scheich Soundso. Ein Gebet ist zu sagen. Einen Taler, bitte.“ Zwei Schritte weiter riefen sie wieder: „An

diesem Stein ging der Prophet selber vorüber. Der Stein ist zu küssen. Drei Taler.“

Das alles sah der fromme Abdul Wahhab, und sein Herz füllte sich mit Trauer und Ekel. Die Siege der Ungläubigen über die Türken erschienen ihm als die Folge des sündhaften Unglaubens, dem der Staat Gottes verfiel.

Voll Trauer kehrte Abdul Wahhab in seine Vaterstadt Ajana zurück. Wie einst Mohammed von seinen weiten Reisen durch die Welt des Orients die Vorstellung eines sündhaften Unglaubens mitgebracht hatte, so versenkte sich auch Abdul Wahhab in Grübeleien darüber, wie die Welt von der Last der Sünde zu erlösen wäre. Das Ergebnis dieser Grübeleien war weder eine neue Religion noch eine neue Sekte. Abdul Wahhab stellte keine neuen Dogmen auf. Er ging rückwärts, und dieses Rückwärtsgen schuf seltsamerweise einen Fortschritt. Das Ergebnis des Nachgrübelns Abdul Wahhabs läßt sich in einem einzigen Satz festlegen: „Alles, was der Koran nicht ausdrücklich befiehlt oder erlaubt, ist verboten und sündhaft.“ Der Satz war weder ketzerisch noch sonderlich tief. Die Schlußfolgerungen aber, die Abdul Wahhab aus diesem Satze zog, waren neuartig und verwirrend. Da im Koran zum Beispiel das Besuchen eines Kaffeehauses nirgends ausdrücklich befohlen ist, darf man kein Kaffeehaus besuchen. Der Krieg ist aber ausdrücklich befohlen, also muß man Krieg führen, und zwar so gut, wie man kann. In logischer Verfolgung dieses Grundsatzes gelangte Abdul Wahhab zu Schlußfolgerungen, die in den Augen des Orients gefährlich an Ketzerei grenzten. Der Prophet hat nirgends erklärt, daß sein Grab anzubeten sei. Also ist dies zu unterlassen. Der Prophet sagte aber klar: „Ich bin nur ein Mensch wie ihr“, also ist er nicht heilig. Oder: Jede Auslegung des Korans, jede gelehrte Deutung ist zu unterlassen, denn die Lehre des Propheten ist klar und bedarf keiner Auslegung. Es genügt, den Koran zu lesen und sich wörtlich an seine Gebote zu halten. Sich an einzelne Sätze zu klammern oder sie gar auszulegen, ist sündhaft. Der Islam kennt nur Krieg und Gebet, und deshalb muß der Mohammedaner nur drei Dinge beherrschen: Kriegführen, Koranlesen und Beten.

Das ganze islamische Recht beruht auf der Gliederung

aller menschlichen Taten in befohlene, empfohlene, gleichgültige, mißbilligte und verbotene. Auf verbotene Taten steht Strafe, mißzubilligende mag jeder einzelne mit seinem Gewissen ausmachen. Das Speisen der Armen ist befohlen, das dauernde Lesen des Korans empfohlen. Schweineessen ist verboten, Musizieren mißbilligt.

Abdul Wahhab verwarf aufs Entschiedenste diese ältesten Grundsätze des islamischen Rechtes. Er kannte nur das Befohlene, Gleichgültige und Verbotene. Das Empfohlene war für ihn befohlen, daß Mißzubilligende verboten. Das Musizieren war demgemäß ebenso verboten wie das Schweineessen und das Koranlesen ebenso befohlen wie das Kriegführen. Diese puritanische Strenge der Lebensauffassung ist der einzige Unterschied der Lehre Abdul Wahhabs von dem übrigen Islam, und da die wörtliche Befolgung des Korans und Verzicht auf Musik oder Schmuck keine Sünde sind, fiel es den islamischen Gelehrten schwer, Abdul Wahhab als Ketzler zu bezeichnen.

Sie taten es trotzdem, zuerst in seiner Heimatstadt Ajana, wo er seine Lehre predigte. Die pedantisch-wörtliche Befolgung des Korans erschien seinen Mitbürgern als eine gefährliche und vor allem beschwerliche Häresie. Die einheimischen Theologen entrüsteten sich bei dem Gedanken, daß selbst Mohammed Staub sei und nur sein Wort lebe, und als Wahhab von Worten zu Taten übergang und die Sünde in seiner Vaterstadt auszurotten begann, vertrieben die entrüsteten Bürger den islamischen Protestanten aus seiner Vaterstadt. Nur mit dem Koran bewaffnet, wanderte der Prediger durch die Wüste des Nedschd, und da nach seiner eigenen Lehre nur die Vereinigung zwischen Koran und Schwert den wahren Glauben ausmachte, begab er sich auf die Suche nach diesem Schwert, das seiner Lehre die Geltung verschaffen sollte. Er fand dieses Schwert in der Stadt Darija, gleichfalls im Nedschd. Darija war das Medina des Abdul Wahhab. Wie der Prophet einst aus Mekka floh und sich unter den Schutz der medinensischen Schwerter stellte, so suchte Abdul Wahhab Schutz und Hilfe bei den Bewohnern Darijas.

Die Stadt Darija, mitten in einer Oase des Nedschd gelegen, war ein alter Rivale der Stadt Ajana. Nichts war ihr

willkommener als einen Mann, der aus Ajana geflohen war, in Ehrfurcht aufzunehmen. Die edle Sippe der Saud, die in Darija herrschte, trat der neuen Lehre bei, und da ihre Ritter das Schwert und Abdul Wahhab den Koran meisterhaft zu führen verstanden, entstand aus diesem Bündnis bald eine bedeutende Macht. Abdul Wahhab heiratete eine Tochter Sauds und verwandelte die Stadt Darija und die benachbarten Oasen in einen betenden Kriegerstaat. Beten und Exerzieren füllten das Leben der Wüstenkrieger aus. Der Intellekt, an dem nach der Meinung Abdul Wahhabs der Islam zugrunde ging, wurde ausgerottet, und das Ergebnis dieser Tat war nicht der Verfall des Staates, sondern seine Stärkung. Die Welt Arabiens durchlebte um jene Zeit wieder einmal eine Epoche tiefsten Verfalls. Die türkische Herrschaft beschränkte sich nur auf die größeren Städte des Landes. In den Wüsten waren die Stämme sich selbst überlassen, und sie taten dasselbe, was sie immer taten, wenn sie weder vom Schwerte noch vom Koran geführt wurden: sie befehdeten einander, bis im Jahre 1801 Schwert und Koran sich den arabischen Stämmen wieder in Erinnerung brachten. Mohammed Ibn-Saud, der Fürst von Darija, überfiel die Nachbargebiete, vertrieb die türkischen Garnisonen und errichtete auf den Trümmern ihrer Kasernen die Burg des wahren Glaubens. Nach den ersten Siegen sandte er Prediger und Kämpfer durch die ganze Welt des Islams, die Rückkehr zur Einfachheit der Sitten und zum Glauben des Schwertes forderten. Die Botschaft wurde viel belacht und wenig berücksichtigt. Die islamische Welt war an die dauernden Unruhen in den arabischen Wüsten gewöhnt . . .

Sie sollte dieses Nichtbeachten der Wüste, aus der sie selbst stammte, schwer zu büßen haben. Mohammed Ibn-Saud breitete seine Herrschaft über Nedschd aus, sein Sohn Abdul Asis wollte bereits Hedschas bezwingen. Er fiel unter dem Dolch eines frommen Schiiten. Sein Sohn Saud rüstete aber ein gewaltiges Heer aus, um den Krieg gegen die Nicht-Wahhabiten zu führen.

Der offizielle Islam der Kalifen, der frommen Derwische und Mullahs war durch diese plötzliche Gefahr einigermaßen verwirrt. Niemand wußte, wie man sich zu dieser Bewegung, die an Umfang immer zunahm, stellen sollte, und da



die Frage mehr religiös als politisch war, beschlossen die weisesten Schriftgelehrten, sich in Mekka zu versammeln, um über die Lehre Abdul Wahhabs zu Gericht zu sitzen. Die Gelehrten versammelten sich und waren ratlos. Es war keine Sünde, Luxus zu verbieten und Armut zu predigen. Es war auch keine Sünde, zu beten und zu exerzieren und alles zu erfüllen, was der Koran gebietet. Viel mehr konnte man aber den Wahhabiten nicht vorwerfen. So endete denn auch der Kongreß mit der Feststellung, daß die neue Lehre in keiner Weise das Wort des Propheten verfälschte, sondern alle Grundsätze des orthodoxen Islams streng befolgte und demzufolge nicht als Sekte angesehen werden könne.

Die Schriftgelehrten hatten recht. Die Wahhabiten sind keine Sekte, sondern eine Auslese, eine geistige und militärische Auslese des Islams.

Diese Auslese ergoß sich um das Jahr 1810 über die islamische Welt. Saud eroberte Mekka, seine Krieger zerstörten die sündhaften Heiligtümer. Selbst der schwarze Stein der Kaaba war in Gefahr. Kerbela, die heilige Stadt der Schiiten, teilte das Schicksal Mekkas. Auch der Sohn Sauds, Abdallah, setzte diesen bilderstürmerischen Siegeszug fort. In Syrien, in Bassora, wurden die Derwische, Amulettenverkäufer und Kaffeehändler vertrieben, und um das Jahr 1812 steht der ganze Vordere Orient im Zeichen der wahhabitischen Empörung.

Die Hohe Pforte begann sich nunmehr ernstlich um den Bestand ihrer arabischen Provinzen zu sorgen. Ibrahim Pascha, der Sohn des ägyptischen Statthalters Mehmed Ali, rüstete eine Armee aus, und 1818 wurde der Staat des Korans und des Schwertes zerstört. Darija, die Hauptstadt des Landes, wurde zertrümmert, und der Imam und Fürst Abdallah ibn Saud gefangengenommen.

Der Fürst, der im frommen Eifer das Gebäude des Osmanischen Reiches erschüttert hatte, wurde nach Stambul gebracht. Dort wurde ihm der Prozeß gemacht. Er wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Seine Familie und seine Anhänger wanderten in die Verließe des Khediven.

Schwert und Koran, endlich zu einer Einheit geschmiedet, waren unterlegen. Das Schwert war noch nicht scharf genug gewesen.

Deshalb ward auch die Gnade des Sultans der machtlos gewordenen Fürstenfamilie bald wieder zuteil. Sie durfte die Gefängnisse von Kairo verlassen und in ihre Wüste zurückkehren. Als Imame der Wahhabiten führten sie das Dasein halbselbständiger Fürsten, und das Schwert, das sie nicht mehr gegen den Feind richten konnten, richteten sie gegen sich selbst. Der Sohn des hingerichteten Abdallah, Türki, wurde vom eigenen Vetter Mesderi ermordet. Seine Nachfolger Feisullah und Abdallah ersetzten Kriegslust durch strenge Askese und Gebete, und die neue Hauptstadt der Wahhabiten Er-Riad, eigentlich mehr ein ungeheures Kloster mit dreißigtausend Einwohnern, war bald der Mittelpunkt von bigottestem Fanatismus und Unduldsamkeit.

Fast schien es, daß die Botschaft Abdul-Wahhabs umsonst verkündet worden war.

Von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bröckelte die fromme Gemeinschaft der Wahhabiten auseinander. Ein Stamm nach dem andern, eine Oase nach der andern wandten sich von den strengen Regeln Abdul Wahhabs ab, und um das Jahr 1880 hatte das Fürstentum der Wahhabiten kaum noch fünfhunderttausend Einwohner.

Der Zerfall des Staates wurde von dem Nachbarstamm der Schammar-Beduinen und ihrer Herrscherfamilie Ibn-Raschid benutzt, um das Land der Wahhabiten zu erobern. Aus seiner Nachbarprovinz Hail drang Ibn-Raschid nach Er-Riad vor, und als sich die Wahhabiten gegen den Fremdling wehrten, ließ er ein Dutzend hängen, ein Dutzend zu Tode peitschen und ein Dutzend in siedendes Öl werfen.

Längst hatten die Nachbarn im Hedschas, im Irak und in Syrien den wahhabitischen Schrecken vergessen. Das fromme Fürstentum war bald nur noch eine Kuriosität, dessen man sich bloß erinnerte, um über seinen bigotten Fanatismus die Achseln zu zucken. Von der Welt abgeschnitten, keiner neuen Idee zugänglich, war das Land Abdul Wahhabs nach der Meinung der Nachbarn dem Verfall und der Verwesung preisgegeben.

Niemandem im Orient kam es in den Sinn, daß die Wüste Nedschd der einzige Fleck auf Erden war, in dem der Gedanke Mohammeds vom Staate Gottes, vom Schwert und

Koran, in seiner ursprünglichen primitiven Reinheit aufrechterhalten wurde. Der ewige Sand, der diesen fanatischen Kirchenstaat umgab, bewahrte die Idee des Islams besser als die Marmorpaläste am Bosphorus oder die eleganten Moscheen von Kairo.

Als im ganzen Orient die Nachahmung Europas Sitte wurde, als die türkischen Diplomaten Frack trugen und ägyptische Theologen die Verwerflichkeit der Vielweiberei zu beweisen trachteten, kannten die Wahhabiten immer noch nichts anderes als ihren Koran, ihre selbstgewollte Beschränktheit und Disziplin. Da sie aber weder Bergwerke noch Öl, weder Häfen noch Plantagen hatten, ließ die große Welt sie in Ruhe und lächelte herablassend über die frommen Barbaren, deren Land zerfiel und die weder rauchten noch Kaffee tranken, weder Schach spielten noch musizierten, weder tanzten noch Bücher lasen, sondern nur beteten und exerzierten.

Die Weltgeschichte schien an diesem Staatskuriosum achtlos vorüberzugehen.

Inmitten dieses frommen Barbarenstaates, in der Klosterstadt Er-Riad, wurde im November 1880 jener Ibn-Saud geboren, der 45 Jahre später mit Schwert und Koran Mekka bezwang und Allahs Strafe an dem Scherifen Hussein vollzog.

Er war der Sohn Abd er-Rahmans, des vierzehnten Fürsten aus dem Hause Ibn-Saud, und nichts sprach dafür, daß er mehr sein werde als der müde Erbe eines sterbenden Geschlechtes.

Unerforschlich aber sind die Wege Allahs.

## BAUERN, MÖNCHE, SOLDATEN

Um die Mitte des Jahres 1895 erfuhr Scheich Mubarak, Sultan des kleinen, aber reichen El Kuweit am Persischen Golf, daß Mohammed Ibn-Raschid, der Emir der Schammar-Beduinen, zum zweitenmal Er-Riad überfallen und die Saudi diesmal daraus vertrieben hatte. Obdachlos und mittellos irrten die Prinzen der Wahhabiten durch die Wüste.

Scheich Mubarak sandte Boten und lud sie an seinen Hof. Keineswegs aus reiner Menschenliebe. Die Hohe Pforte hatte sich vielmehr bereit erklärt, dem Ibn-Saud eine Monatsrente von 120 Pfund zu zahlen. Daraufhin beschloß Scheich Mubarak, den Saudis in Kuwait einen „Palast“ zur Verfügung zu stellen und ihnen die Hälfte der türkischen Rente dafür abzunehmen.

Die Saudis, in der Wüste nahe am Verhungern, leisteten der Einladung Folge. 1896 übersiedelte Abd er-Rahman, Imam der Wahhabiten, in die Hafenhütte, die Scheich Mubarak großzügig „Palast“ nannte. Bei Abd er-Rahman befand sich sein fünfzehnjähriger Sohn Abdul Asis-Ibn-Saud, der sofort Gnade in den Augen des Scheichs fand. Der Jüngling wurde Lehrling des Herrschers von Kuwait in den Fragen der Politik. In den Künsten des Krieges bedurfte er kaum eines Leiters, denn im Alter von zwölf Jahren hatte er bereits seinen ersten Gegner in der Schlacht erschlagen.

Fünf Jahre verbrachte Ibn-Saud am Hofe Mubaraks. Das Brot der Verbannung schmeckte aber weder ihm noch dem Häuflein Wahhabiten, die seinem Vater nach Kuwait gefolgt waren.

Als Ibn-Saud, 20 Jahre alt — nach einem mißglückten Versuch seines Vaters, Er-Riad zurückzuerobern — um Hilfe für einen neuen Feldzug bat, wollte der vorsichtige Mubarak nichts davon hören. Zwei Tage und zwei Nächte mußte der Jüngling betteln, ehe der Sultan sich entschloß, dem zudringlichen jungen Mann 40 Kamele und etwas Geld und Munition zu geben.

Mit nur 30 Freunden machte sich Ibn-Saud auf, um das Land seiner Väter den Händen des mächtigsten Herrschers Zentralarabiens zu entreißen. Durch die unwegsame Wüste gelangte die kleine Schar bis zu den Wällen von Er-Riad. Nachts wurde eine Leiter an die Stadtmauer gelehnt. Ibn-Saud und sechs Freunde erkletterten sie, ermordeten den Wachtposten und schlichen über die Dächer der Stadt zum Palais des Gouverneurs. Ein paar Diener wurden rasch überwältigt, die Frauen eingesperrt. Des Gouverneurs konnte man aber nicht habhaft werden. Er schlief dem Palast gegenüber in der Zitadelle. Man mußte warten. So öffnete Ibn-Saud den Koran und las seinen Freunden bis zum Morgen

grauen aus dem heiligen Buche vor. Als sich aber das Tor der Zitadelle öffnete und der Statthalter des Ibn-Raschid, von seiner Garde umgeben, heraustrat, da legte Ibn-Saud das Buch beiseite, ergriff den Dolch und stürzte sich auf den Feind. Nach kurzem Kampf steckte der Kopf des Statthalters an der Lanze eines frommen Wahhabiten. Die Einwohner der Stadt griffen begeistert zu den Waffen, und schon gegen Mittag mußte die führerlose Garnison sich ergeben.

Am Mittag des 15. Januar 1902 war Abdul Asis-Ibn-Saud Herr seiner Vaterstadt. Arabien war wahrscheinlich das letzte Land, wo man im zwanzigsten Jahrhundert mit dreißig Kriegern ein Königreich erobern konnte. Es zu behalten, war aber wesentlich schwerer.

Ein Königreich in Zentralarabien ist etwas anderes als ein Königreich in Europa. Beduinen leisten jedem Gefolgschaft, der ihnen reiche Beute verspricht. Gefolgsleute sind aber noch lange keine Untertanen. Ist der Feldzug beendet und die Beute verteilt, so hört die Fahrentreue auf. Die Wüstensöhne folgen einem andern Führer, der sie vielleicht gegen ihren Häuptling von gestern marschieren läßt. Treue außerhalb des Stammes kennt der Beduine nicht.

Ibn-Saud, der sein junges Reich zunächst gegen den mächtigen Ibn-Raschid zu verteidigen hatte, zeigte seinen Beduinen Mut und Grausamkeit in gleicher Weise. Er warf zwar seine Gegner nicht in siedendes Öl, wie es die Raschids taten, er köpfte sie aber rücksichtslos und konsequent und ließ die abgehauenen Köpfe durch die Oasen tragen. In der Schlacht war er der Mutigste, bei der Verteilung der Beute der Gerechteste. Diese Eigenschaften gewannen ihm neue Anhänger. Bald war er Herr über vier Provinzen des Nedschd. Dies Gebiet war aber von Wahhabiten bewohnt; das bedeutete, daß jeder Mut, jede Grausamkeit in ihren Augen als frevler Übermut erschienen, solange sie nicht mit wahrer Frömmigkeit vereint waren. Diese Frömmigkeit mußte nun der junge Krieger ebenfalls beweisen, ehe er fest auf seinem Thron sitzen konnte. Daher dankte zunächst sein Vater als Imam der Wahhabiten ab; das bedeutete aber noch keineswegs, daß sein Sohn ohne weiteres dieses höchste geistliche Amt antreten konnte. Denn: der religiöse Führer der Wah-

habiten muß von den Ulema, den weisen „Kennern des Korans“, erwählt werden, und diese eigentlichen Herrscher des Landes hatten gegen den jungen Helden arge Bedenken. Zwar rauchte er nicht und trank nicht; er betete regelmäßig und lebte bescheiden, aber den frommen Herren war zu Ohren gekommen, daß er in der lasterhaften Stadt Kuwait ein Grammophon gekauft hatte und daß auch seine Krieger verwerflicher Weise auf ihren Feldzügen Lieder singen durften. Die Frommen, die sich in der Moschee von Er-Riad versammelten, um ihren Imam zu wählen, waren deshalb in großem Zweifel, ob der junge Ibn-Saud, trotz der Schärfe seines Schwertes, den sittlichen Anforderungen der Wahhabilehre genüge.

Er genügte. Er erschien in der Moschee und erwies sich als ebenso guter Redner wie Krieger. Er kannte den Koran nicht weniger als die ältesten Gelehrten, er sprach klug und fromm, und selbst die nörgelnden Zweifler wurden bald überzeugt, daß sie die Lehre Abdul Wahhabs ruhig den jugendlichen Händen Ibn-Sauds anvertrauen konnten.

Durch sein ganzes Leben bewies Ibn-Saud, daß er damals in der Moschee von Er-Riad nicht geheuchelt hatte. Er ist wirklich fromm, und dadurch, daß er diese mohammedanische Frömmigkeit zum Grundpfeiler seiner Politik machte, hat er als einziger mohammedanischer Herrscher der Gegenwart nicht die brutale Gewalt, nicht soziale Probleme, sondern den Gottesglauben zur Grundlage eines imperialen Systems gemacht.

Zehn Jahre lang führte Ibn-Saud ununterbrochen Krieg; er schlug und wurde geschlagen, war grausam und milde, listig oder offen, je nachdem es die Lage erforderte; war Krieger, Richter und Priester; schlief auf nackter Erde, den Kopf auf dem Sattel, das Schwert an der Hand festgebunden, verzweifelte manchmal angesichts der Übermacht der Feinde, oft beim Verrat von Freunden, am häufigsten angesichts des windigen Wesens der Beduinen, die weder Treue noch Gehorsam kennen.

In diesen ersten Jahren des Kampfes bediente sich Ibn-Saud aller möglichen Methoden. Da Beduinen keine Bindungen außerhalb der Verwandtschaft kennen, mußte zum Beispiel Ibn-Saud sich möglichst viel Verwandte anschaffen.

Wie erreichte er das? Er heiratete — nicht einmal, nicht zweimal, nicht viermal, sondern einhundertsechzig Frauen waren von 1900 bis 1925 mit Ibn-Saud verheiratet. Hundertsechzigmal feierte er festliche Beduinenhochzeiten und, obwohl er sich nach gewisser Zeit regelmäßig von jeder Frau scheiden ließ, mußten ihre Angehörigen ihn auch weiterhin als Blutsverwandten betrachten. Das Geld, das er in den Feldzügen erbeutete, wurde für Brautgeld und Hochzeitsgeschenke ausgegeben, aber sein Ziel war erreicht: hundertsechzig vornehme Familien waren mit dem König verwandt und auf deren Treue konnte er sich einigermaßen verlassen.

Nach zehnjährigem Kämpfen, Heiraten, Hinrichtungen und Feldzügen war Ibn-Saud alleiniger Herr des Nedschd und der anerkannte Erneuerer des Wahhabitenglaubens. Ein großer Erfolg für einen armseligen Flüchtling aus Kuwait, sehr wenig für einen Mann, der eine bleibende Spur in seiner Zeit hinterlassen wollte. Nicht nur, weil der Nedschd die wildeste Provinz der islamitischen Welt war, auch die Einheit selbst dieses Nedschd war alles andere als gesichert. Ibn-Saud wußte, daß er auf Sand baute. Dieser Sand waren die Beduinen, die schon einmal seine Vorfahren groß gemacht und sie dann ruhigen Herzens im Stiche gelassen hatten. Kein Herrscher Arabiens kann seiner Macht sicher sein, solange diese auf der Treue von Beduinen ruht. Eine einzige Niederlage, der Tod des Führers oder einfach eine Laune der Nomaden, und das mühselig aufgebaute Reich verschwindet wie eine Düne im Wüstensturm. Ibn-Saud, der fromme Führer der Wahhabiten, fand nur eine Erklärung dieser ewigen Unzuverlässigkeit seiner Sippen — ihre Sündhaftigkeit. Von den Zeiten Mohammeds an hat sich das Wesen des Beduinen nicht verändert. Er ist nicht fromm. Es gibt kein Gebot des Korans, das er nicht leichten Herzens verletzt. Seine ganze Lebensweise und sein Charakter sind durch Raubzüge und Wanderungen bedingt, hindern ihn, sich fest an irgendein Gebot zu halten. Er glaubt zwar in naiver Ehrfurcht an Gott und seinen Propheten, ihre Gebote zu erfüllen vermag er aber nicht. Der Koran verlangt, daß der Fromme sich fünfmal am Tage wasche — und mit Wasser sich zu waschen, ist verdienstlicher als mit

Sand. Der Beduine braucht aber das Wasser, das er auf seinen Wanderungen mit sich führt, zum Trinken und wäscht sich damit auch dann nicht, wenn er es könnte. Der Koran verlangt, daß der Muslim im Monat Ramadan faste, der Beduine hungert aber das ganze Jahr, und wenn er im Monat Ramadan ein Wild erlegt, so denkt er an kein Fasten. Also ist der Beduine nicht fromm. Ibn-Saud sah darin das einzige Hindernis, einen dauerhaften Staat zu gründen. So beschloß er, die Beduinen fromm zu machen. Er packte das Problem von einer ungewöhnlichen Seite an. Der Beduine will sich nicht waschen, weil er kein Wasser hat — also verschaffe man ihm Wasser. Er kann nicht fasten, weil er immer hungert — also verschaffe man ihm Nahrung. Man gebe ihm die Möglichkeit, fromm zu sein und die Gebote des Korans zu erfüllen. Wie? Indem man ihn seßhaft macht.

Während vierzehnhundert Jahren war niemand auf den Gedanken gekommen, Beduinen in Arabien seßhaft zu machen. Ihr Nomadenleben schien naturbedingt, gottgewollt, unüberwindlich. Ibn-Saud dachte anders. Um den Koran zur Geltung zu bringen, mußte er die Beduinen seßhaft machen, um sie seßhaft zu machen, mußte er die Wüste bewässern.

So entstand aus Frömmigkeit Wirtschaftspolitik.

Im Jahre 1909 versammelte er die Frömmsten seines Landes in Er-Riad und erklärte, der „Heilige Krieg“, den Gott den Menschen anbefohlen habe, sei nicht nur gegen die Türken, gegen die Raschids oder gegen Kuwait zu führen, sondern vor allem gegen die Wüste. Für diesen Krieg entwarf Ibn-Saud den Plan einer religiösen Bruderschaft, deren Mitglieder Bauern, Krieger und Mönche zugleich sein sollten. Die Besten unter den Beduinen sollten im Namen Allahs den Kampf mit der Wüste aufnehmen so wie jeden anderen Kampf für Islam und Koran. Jeder Tropfen Wasser, der eine religiöse Waschung ermöglicht, erklärte Ibn-Saud, gewinnt dem Islam eine neue Seele, und wer den Sieg des Glaubens will, muß zuerst über die Mutter allen Unglaubens siegen, über die Wüste. Die Ulemas waren zuerst erstaunt, dann verblüfft und zum Schluß begeistert.

Die Ordensbrüder, die diesen Kampf führen sollten,



nannten sich „Ichwan“, „Brüder“ schlechthin, den „Fratres“ christlicher Orden entsprechend. Ihre Siege sind für die Geschichte Arabiens wichtiger als Kriegserfolge in allen Staaten, die Beduinen gründeten oder zerstörten, ausplünderten oder verrieten.

Allerdings: auch in Arabien ist es einfacher, einen Beschluß zu fassen, als ihn auszuführen. Erst im Jahre 1912 gelang es Ibn-Saud, eine Schar Glaubenseiferer für diesen heroischen Kampf zu finden. Die erste Ichwan-Kolonie, Artawya, erlebte kurz vor dem Weltkriege ihre erste Ernte. Die neuen Kolonisten waren aber weit davon entfernt, sich mit den alltäglichen Lebenszielen eines arabischen Bauern zufriedenzugeben. Sie blieben Brüder eines religiösen Ordens innerhalb der Wahhabiten: Arbeit, Gebet und Krieg blieben ihr Lebensinhalt. Als die Mitglieder des Ordens im Weltkriege ihre Ernten zu hohen Preisen verkaufen konnten, mußte erst eine religiöse Entscheidung ihnen erlauben, das Geld zu behalten, denn der Koran verbietet das Anhäufen von Reichtümern. Der Imam selbst hat auch nie Geld und ist stolz darauf. „Wir haben nie Geld gehabt“, sagte er später. „Die Saudis sind nie reich gewesen. Aber wozu auch ein persönliches Vermögen? Haben die Millionen Abdul Hamids ihm seinen Thron gerettet? Wo sind sie geblieben?“ Wenn erfolgreiche Feldzüge ihm Reichtümer brachten, verteilte Ibn-Saud das Geld an die Armen.

Die Kolonien der Ichwan glichen bewaffneten Klöstern. Dort wurde weder gelacht noch gesungen, weder Karten noch Schach gespielt, weder musiziert noch geflucht, noch getanzt. Es wurde nur gebetet, gearbeitet und exerziert. Dennoch hatten sie Erfolg. Die Beduinen, zuerst einzeln, dann in ganzen Stämmen, meldeten sich beim König und baten, manchmal sogar in Versen, um Aufnahme in die Ichwan. Sie zogen die harte Disziplin des Königs dem Hungerleben in der Wüste vor. Sie gruben Kanäle, pflanzten Bäume, bauten Hütten und beteten. Es war gewiß nicht leicht, die freien Wüstensöhne zur Arbeit zu zwingen. Gewalt, List und Bitten mußten angewandt werden. Vor allem mußte den Beduinen das Gefühl beigebracht werden, daß sie durch den Beitritt zu der Ichwan nicht ihre Würde als freie Krieger verlören, sondern im Gegenteil das Recht er-

würben, auf jeden anderen Mohammedaner von oben herabzublicken.

Dem König gelang sogar noch mehr. Dadurch, daß er Beduinen verschiedener Stämme in einer gemeinsamen Kolonie ansiedelte, überbrückte er die Gegensätze zwischen den Stämmen und schuf so aus dem Sande der Wüste ein steinernes Fundament für den neuen Staat Gottes. Das kühne Experiment glückte. Der Imam der Wahhabitener erzog seine Untertanen zur Frömmigkeit und Treue, den beiden Grundpfeilern seines Staates.

Dieses Experiment, so kühn es auch war, erregte nirgends in der Welt auch nur das geringste Aufsehen. Nicht nur für Europa, auch für Asien war Ibn-Saud bis zum Ende des Weltkrieges bloß einer von zahlreichen Häuptlingen Zentralarabiens, deren Macht kommt und geht wie der Sand der Wüste. Die Bewegung der Ichwan war außerhalb des Nedschd unbekannt, und die wenigen politischen Agenten der Türkei oder Englands, die sich mit diesem Erdenwinkel zu beschäftigen hatten, schenkten den seltsamen Ideen des wahhabitischen Häuptlings keinerlei Beachtung. Dieser Häuptling verstand aber, was nur wenige Herrscher in Europa und Asien konnten: seinem Lande die Leiden des Weltkrieges zu ersparen. Einklemmt zwischen zwei feindlichen Fronten, blieb er neutral. Im Gegensatz zu König Hussein zerriß Ibn-Saud nicht die Einheit des Islams. Er beteiligte sich zwar nicht am Heiligen Krieg des Kalifen, er fiel aber dem Kalifen auch nicht in den Rücken. Als Dschemal Pascha seine Armee zum mißglückten Feldzug gegen Ägypten führte, sandte ihm Ibn-Saud Kamele, um den Feldzug des Islams symbolisch zu unterstützen. Am Ende des Krieges, als alles im Orient zerfiel, war Nedschd eine friedliche Insel im stürmischen Ozean. Kriegerisch, fromm und mächtig, war Ibn-Saud im Jahre 1918 Herr eines wohlgeordneten Staates mit guter Verwaltung und einer fanatisch kriegerischen Bevölkerung.

Dieser Staat konnte dem Scherifen Hussein gefährlich werden. England, das die Familie des Scherifen Millionen von Pfunden und Tausende von Soldaten gekostet hatte, beschloß, diese Gefahr von den Grenzen des Verbündeten zu bannen. Von 1917 bis 1924 zahlte England Ibn-Saud

allmonatlich 5000 Pfund, damit er nichts gegen die Dynastie des Hussein unternahme. Ibn-Saud nahm das Geld, kaufte Waffen, bewaffnete die Ichwan, übte ihre Kriegslust in gelegentlichen Feldzügen gegen die Schammar und andere Beduinen, ließ aber den König Hussein in Ruhe.

Bis der Tag kam, an dem Hussein den Gesandten der Sowjets empfing. Und bis er sich in die Mandatspolitik Englands einzumischen versuchte. An diesem Tage wurde England plötzlich sparsam. Die monatliche Rente an Ibn-Saud blieb aus, und der Imam der Wahhabiten brauchte nicht lange nachzugrübeln, um sich diese Sparsamkeit zu erklären. Er hatte das Geld bekommen, um den Scherifen in Ruhe zu lassen. Da das Geld ausblieb, durfte er ihn angreifen.

Die stets kriegsdurstigen Ichwan ergriffen freudig die Gelegenheit, „gegen die Abtrünnigen zu kämpfen, die schlimmer sind als die Ungläubigen“. Unter Abtrünnigen verstehen die Ichwan alle Mohammedaner, die keine Wahhabiten sind . . . Verschüttete Brunnen, zerstörte Palmenhaine, niedergerissene Häuser kennzeichneten ihren Weg zum Sieg. Der Wüstenschrecken, lange schon ein Märchen für Kinder, wurde grausame Wirklichkeit. Die Herrlichkeit der Scherifiden zerfiel unter den Schlägen der Ichwan.

So wurde der Imam der Wahhabiten Herr der beiden heiligen Städte und damit zur wichtigsten Persönlichkeit der islamitischen Politik. Ein Vertriebener, ein Wüstenräuber, Haudegen und Asket, Herr einer fanatischen, fast unbekanntes Sekte, trat die Erbschaft Mohammeds an, und durch die ganze islamitische Welt ging ein angstvolles Fragen und Flüstern:

„Was wird Ibn-Saud mit dieser Erbschaft beginnen!?“

## DER STAAT GOTTES

Er begann mit etwas sehr Seltsamem: er senkte die Steuern, er erhöhte die Gehälter, er öffnete die Gefängnisse. Dann übernahm er die Königswürde.

In Mekka war er barfuß und geschorenen Hauptes eingezogen und hatte die Zeremonie der Pilgerfahrt erfüllt. In

Dschidda aber ritt er, von einer rot gekleideten Negergarde begleitet, in königlicher Pracht ein, empfing die ausländischen Vertreter und war stolz und unnahbar, wie ein siegreicher König in Arabien sein muß.

Dieser König war nunmehr der einzige islamische Herrscher der Welt, der das reine Wort des Propheten aufrechterhielt und der ihm neue Kraft und neues Leben zu verleihen wußte. Mit seinem ganzen Leben, durch all seine Taten bewies Ibn-Saud, daß es auch andere Wege gibt als die Wege Europas. Er setzte dort an, wo der Prophet endete, und das lebendige Wort des Korans erwies sich mächtig genug, um im zwanzigsten Jahrhundert ein großes Reich zu führen. Inmitten unserer Zeit hatte dieser einfache arabische Häuptling, der nie im Ausland gewesen war, der keine fremde Sprache spricht, einen modernen Staat auf theokratischer Grundlage aufgebaut.

Seine erste Tat nach dem Einzuge in Mekka war die Eröffnung einer Schule und eines Krankenhauses. Seine wilden Ichwan, die eben erst ein Beispiel mittelalterlicher Grausamkeit geliefert hatten, zogen durch das neu eroberte Land und predigten, daß es eine schwere Sünde sei, die Wüste nicht zu befruchten. Mit derselben Inbrunst, mit der sie die Heiden von Taif ausrotteten, zwangen sie jetzt das Volk, die türkischen Bewässerungsanlagen zu erneuern und neue Brunnen zu graben, noch bevor das erste Jahr der Wahhabitenherrschaft um war. Die modernsten Einrichtungen für Pumpen und Bohranlagen wurden aus Europa bestellt. Aber auch Autos, Traktoren, Panzerautos, motorisierte Maschinengewehre und Flugzeuge kamen ins Land, und wenn der fromme Herrscher der Wahhabiten durch die Oasen fuhr, so begleitete ihn eine Karawane von 250 Autos — in ihrer Mitte ein geschlossenes amerikanisches Gefängnisauto: der königliche Harem.

Radio, Telephon und Lautsprecher wurden Instrumente der königlichen Verwaltung. Wenn Pilger in Dschidda landen, um im Büßergewand zu den heiligen Städten zu wallen, so werden sie nicht mehr auf Kamelen, sondern in Autobussen — und wer es bezahlen will, in bequemen Privatautos — die Hadschi vollenden. Nichts hindert den Frommen, die Fahrt zur Kaaba im Flugzeug zu unternehmen.

Also auch hier Europa? Auch hier Sieg der abendländischen Zivilisation in der arabischen Wüste, im heiligsten Land des Islams?

Keineswegs! Die Lehre des frommen Abdul Wahhab kennt vierhundert Todsünden, und jede dieser Sünden ist nach wie vor im Lande des Ibn-Saud ein Verbrechen, das von Staats wegen bestraft wird. Einem Händler, der Ware verkauft, deren Genuß dem Frommen verboten ist, wird ein Tongefäß auf dem Kopf zerschlagen und dann wird er, auf den Scherben knieend, gepeitscht, bis er ohnmächtig zusammenbricht. Im Herzen von Dschidda errichtete der König einen Pfahl mit einem langen Strick daran. An dem Strick werden Ehebrecher angebunden. Die Frau, mit der er sündigte, wird in einen Sack gesteckt, auf seine Schulter geladen und Ichwan hauen mit dicken Stöcken auf die Frau und auf den Mann ein, der im Kreise um den Pfahl laufen muß. Wenn die Frau zu Tode geprügelt ist, wandert der Ehebrecher für sechs Monate ins Gefängnis und erhält jeden Monat vierzig Peitschenhiebe. So verlangt es das Gesetz. Einem Dieb wird die Hand abgehauen, ja, wer auch nur neugierig fremdes Gut betastet, verliert zwei Finger. Rauchen, Singen, Musizieren und Tanzen, ja sogar Schauspiele und Märchenerzählen sind verboten.

Also ist das Land Ibn-Sauds ein fanatischer Staat, voll mittelalterlicher Grausamkeit? Nein! Ibn-Saud ist toleranter als man dachte. In Dschidda leben Juden und Christen unbehelligt, denn — so erklärte Ibn-Saud — sie glauben an Gott, und das genügt. Wer in Dschidda rauchen will, darf es in seinen vier Wänden tun. Er ist dann nur vor Gott verantwortlich, und Gott mag ihn im Jenseits richten. Nur wenn er öffentlich sündigt, so ist er vor dem König verantwortlich, und der König richtet ihn schon im Diesseits. Wer aber zur Auslese des Staates gehören will, zur großen Bruderschaft der Ichwan, muß all die unzähligen Verbote auf sich nehmen, die ihm der Glaube der Wahhabiten auferlegt. Diese Ichwan sind die Grundlage des Staates Gottes. Schon lange sind sie nicht mehr nur zum Ackerbau beurlaubte Soldaten. Sie sind Beduinen, die die Bindungen des Stammes abgeworfen haben, um einer höheren und härteren Bindung willen. Sie bilden im Staat Ibn-Sauds eine Gemein-

schaft fanatischer Asketen, wandernder Prediger und Krieger, die alles niedermetzeln, was dem nüchternen Gesetz der Wüste widerspricht. Einen verdienstvollen Minister Ibn-Sauds, der einmal vor Zeugen rauchte, erschlugen sie. Der König schieg dazu, denn die Ichwan waren im Recht.

Die Folgen dieser harten und wörtlichen Befolgung des Korangesetzes sind erstaunlich. In wenigen Jahren wurde Saudi-Arabien aus dem räuberischsten zu dem sichersten Lande des Orients. Die Zahl der Verbrechen in Saudi-Arabien ist geringer als in Dänemark, und Dänemark steht in Europa an der letzten Stelle der Verbrecherstatistik.

Es war allerdings nicht leicht, den wilden Ichwan die Grundsätze des staatlichen Denkens und europäischer Technik beizubringen. Flugzeuge, Autos, Radio und Telephon flößten ihnen Angst um die Reinheit des Glaubens ein. Der König mußte höchstselbst durch sein Land reisen und den Ichwan erklären: „Wir brauchen geistige Waffen, wie Glauben, Demut und Gehorsam vor Gott; aber auch wirkliche Waffen — Flugzeuge und Autos gegen Feinde.“

Alle Maschinen, die Ibn-Saud einführte, dienen weder der Bequemlichkeit noch dem Luxus, sondern ausschließlich dem „Worte Gottes“, dem Koran und dem Schwert. Die Lastautos befördern Truppen. Die Traktoren ernähren sie. Durch das Radio werden die heiligen Suren des Korans gesandt. Mit Hilfe des Telephons werden die fernen Siedlungen über religiöse Entscheidungen der Ulemas unterrichtet. Kein Untertan Ibn-Sauds darf ein Flugzeug, ein Auto, einen Traktor oder ein Telephon bedienen, bevor er nicht einwandfreie Beweise seiner Frömmigkeit geliefert hat. Denn Ibn-Saud will nicht den Orient geistig europäisieren, sondern ihm lediglich neue mechanische Kraft und neue materielle Stärke zum alten Geist hinzu verleihen. Neben Japan ist sein Land das einzige im Orient, das diesen Weg erfolgreich beschreiten konnte. Ibn-Saud nahm von Europa alles, ohne das geringste vom strengen wahhabitischen Lebensideal herzugeben. Das Ergebnis soll früher oder später ein technokratischer Kirchenstaat sein, der vielleicht bestimmt ist, Mittelpunkt des Nahen Ostens zu werden.

Die Türkei und Persien zahlten für die politische Freiheit mit dem Verzicht auf den Geist des Islams. Um sich gegen

Europäer zu behaupten, nahmen sie den Geist Europas in sich auf. Ibn-Saud aber vereint den Koran des Islams mit dem Schwerte Europas. Seine Autos und Flugzeuge, sein Radio und Telephon sind nur moderne Abarten des uralten Schwertes Mohammeds.

Das Fundament seines Staates blieb der Koran, und dieser Staat ist und bleibt die legitime Fortsetzung des Staates Gottes, den der mekkanische Prophet den Ahnen der heutigen Ichwan vor vierzehnhundert Jahren verkündet hat.

Wie sein Staat, so ist auch der König selbst anders als alle Machthaber des heutigen Orients. Er trägt keinen Frack wie Kemal und keine Orden wie Reza, er führt in seinem Lande keine neue Tracht ein und keine Vergnügungen. Er ißt nur zweimal am Tage, er schläft nur drei bis vier Stunden, denn „das Gebet ist besser als der Schlaf“. Er trägt Kleider aus Kamelhaar. Jeder Beduine darf in seinen Palast kommen, ihn duzen und ihn fragen, was er mit einem kranken Kamel oder mit seinem bösen Nachbar anfangen solle. Dieser demokratischste aller Araber ist trotzdem Autokrat. In seinem Reiche, das nur um ein Drittel kleiner ist als ganz Europa, gibt es weder Wahlen noch Parlament. Die Verfassung des Staates ist der Koran, und der König braucht in seiner Eigenschaft als Imam niemanden um Rat zu fragen — solange er die Gebote des Korans erfüllt.

Der Islam ist aber keine Despotie, sondern theologische Demokratie. Die „Gemeinschaft der Gläubigen“ steht über dem König, und der Spruch der weisen Ulemas genügt, um den König seines Amtes zu entheben. Diese Ulemas, fromme Hüter der reinen Wahhabitenlehre, die Greise von Er-Riad, kennen diese ihre Macht und verstehen, sie zu gebrauchen. Als der König die ersten europäischen Maschinen in sein Land brachte, forderte dieser Senat der Frommen, der König möge, anstatt zweifelhafte und kostspielige Neuerungen einzuführen, seine Waffen in feindliche Gebiete tragen und den Pfad des Heiligen Krieges betreten. Der König erwiderte, der Koran erlaube den Heiligen Krieg nur bei Aussicht auf Erfolg. Die Ulemas und die Ichwan waren mit dieser Antwort keineswegs zufrieden. Der König drohte mit Strafen. Die Ichwan beantworteten diese Drohungen mit Aufständen. Die Ulemas drohten mit Absetzung des Königs.

Da erließ der König einen Aufruf an das Volk, an alle Ulemas, Ichwan, Beduinen und Bauern und lud alle, die mit ihm unzufrieden seien, im November 1928 nach Er-Riad.

Die Zahl der Unzufriedenen scheint gewaltig gewesen zu sein. Vor Er-Riad wurde ein Zeltlager aufgeschlagen, in dem Beduinen, Priester und Ichwan eifrig diskutierten, was zu geschehen habe. Da trat Ibn-Saud vor diese Armee von Gegnern und sprach:

„Ich habe euch nicht aus Furcht vor euch eingeladen. Aber ich habe Furcht vor Gott. Ich fürchte, eitel und anmaßend zu werden. Als ich zu euch gekommen bin, hatte ich euch in Zwietracht gefunden. Ihr habt euch gegenseitig umgebracht. Ihr habt euch gegenseitig ausgeplündert. Alle, die bis dahin über euch herrschten, ob Fremde oder Araber, hatten gegen euch gearbeitet. Als ich zu euch kam, war ich arm und besaß keine Machtmittel. Aber ich habe euch geeinigt und habe ein Volk aus euch gemacht — ein großes Volk. Ich höre, daß einige von euch unzufrieden sind. Mit mir, mit meinen Vizekönigen und Behörden. Ich werde niemals abdanken um eines einzelnen willen, der meine Autorität untergraben möchte. Aber euch biete ich meinen Rücktritt an. Ich will nicht über ein Volk herrschen, das nicht willens ist, mir zu folgen. Sagt, wer über euch herrschen soll.“

Da traten die frommen Ichwan, Priester und Bauern vor ihren König und berichteten einer nach dem andern die Gründe ihrer Unzufriedenheit. Und jedem antwortete der König. Diesem mit einem weisen Spruch, jenem mit einem Vers des Korans. Warf ihm jemand vor, daß er Autobusse für den Pilgerverkehr erlaubt habe, so antwortete er, der Prophet selbst hat befohlen, Wallfahrern ihren Weg zu erleichtern. Deutete einer die Sündhaftigkeit des Flugzeugverkehrs an, so erwiderte der König, es sei Pflicht, den Erfolg eines künftigen Heiligen Krieges vorzubereiten. Auf Vorwürfe, daß der Staat zu reich werde, antwortete der König mit Koranversen, die zur Sparsamkeit mahnten. Klage jemand über seine Armut, so erinnerte ihn der König an die Korangesetze, welche die Armut anbefehlen. Die Volksversammlung verwandelte sich in ein religiöses Tribunal, und bald saß der König inmitten seiner Ulemas, diskutierte und lehrte, bis ein Heer von Feinden sich in eine Legion begeisterter Anhänger verwandelt hatte.



In einem mußte allerdings der König nachgeben. Seit Jahren gab es keinen Krieg, und das allein war beinahe schon Sünde. Der Glaube muß mit dem Schwerte ausgebreitet werden; das ist Pflicht des Imams. Die Ulemas und die Ichwan gaben zu, daß zwar der Hedschas und Nedschd bereits ein „Staat Gottes“ seien, aber ringsum breitete sich noch immer finsterner Unglauben aus. Irak, Jemen, Kuwait, alle Nachbarstaaten verkamen im Kote der Sünde. Der Herrscher des Jemen, Imam Jahya, war der schlimmste: er war Schiite, also beinahe schlimmer als ein Heide, und befaßte sich mit Taswir, der schwarzen Magie! Wenn das Schwert des Islams noch nicht scharf genug war, um die großen Länder des Unglaubens, wie England oder Frankreich, zu bekämpfen, so war es die Pflicht der Wahhabiten, wenigstens die abtrünnigen arabischen Nachbarn zum rechten Glauben zu bekehren.

Man merke den Unterschied der Mentalität: Seit zwei Jahrhunderten war der Islam in der Defensive; alle seine Kriege waren Verteidigungskämpfe. Er wich zurück und war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ; sobald er im Nedschd zum unverfälschten ursprünglichen Wüstengeist zurückkehrte, erwachte sofort der ursprüngliche Eroberungswille. Jahrhunderte des Verfalles schienen vergessen. Die Ichwan stiegen zu Pferd, zogen die Säbel und verlangten vom Führer den Befehl zum Glaubenskrieg. Das Schwert war wieder Träger der Religion geworden. Was Abdul Hamid mißlungen war, was die Jungtürken vergebens versucht hatten, was Reza, Amanullah und Kemal nicht erreichen konnten — es gelang dem einfachen Wüstenaraber des Nedschd. Er versöhnte den Geist Allahs mit dem Geist des Flugzeugs, ohne daß der Glaube dadurch Schaden erlitt. Aus dieser Synthese entstand die neue Macht des kämpferischen Islams.

Im Jahre 1934 erbrachte diese Synthese den ersten Beweis ihrer Lebensfähigkeit.

## ES GEHT AUCH ANDERS

Imam Jahya al Muttawwakil, Herrscher des Jemen, beschäftigte sich in Wirklichkeit wohl weniger mit der schwarzen Kunst des Taswir als mit der schwarzen Diplomatie: Er schloß Verträge mit Italien ab, das ihn als „König“ anerkannte. Mit den Sowjets, die eine Handelsmission in Sanaa unterhielten. Mit England, mit der Türkei. Seit 1904 herrschte er über das Gebiet des glücklichen Arabiens, das Arabia Felix der alten Römer, zuerst als türkischer Vasall, später als selbständiger König.

Dreißig Jahre ununterbrochener Herrschaft über den Jemen waren nur den wenigsten Imams vergönnt gewesen — dank einer merkwürdigen Bestimmung der Staatsreligion Jemens, des Zeidismus (einer schiitischen Sekte), welche die Regierungsform des Landes bestimmt. Der Imam des Jemen kann jeder Zeidi werden, der fünfzehn streng bestimmten Vorbedingungen entspricht, von denen die letzte die wichtigste ist: der Thronanwärter muß das Imamatum mit dem Schwerte erobern. Diese Vorbedingung stößt natürlich alle übrigen um, denn sie legitimiert jede Rebellion. Daher war jedes Regierungsjahr des Imams ein ewiger Kampf gegen Rebellen und Verräter — bis Imam Jahya diese Bestimmung abschaffte und dadurch Regent blieb. In seiner unzugänglichen Gebirgsstadt Sanaa trotzte er während des Weltkriegs den Engländern. 1925 nahm er den Königstitel an, sammelte einen Kriegsschatz und herrschte über seine anderthalb Millionen Untertanen nach allen Regeln orientalischer Despotie.

Diesen Imam wählte Ibn-Saud zum Gegenstand des Krieges, den ihm die Kriegslust der Wahhabiten aufzwang.

Um einen casus belli ist man in Arabien nie verlegen. Ibn-Saud warf Jahya vor, daß dieser dem Idrisi, dem Chef einer kleinen wahhabitenfeindlichen arabischen Dynastie, Obdach gewährt hatte, und Jahya behauptete, Ibn-Saud habe einen Dampfer, auf dem sich 300.000 Taler jemenitischen Geldes, sowie Verwandte des Königs des Jemen befanden, absichtlich im Hafen von Dschidda in Brand stecken lassen.

Der Krieg begann im März 1934. Überraschend war nicht,

daß Ibn-Saud siegte — überraschend war, wie er siegte. 800 Lastautos mit Ichwan-Kriegern überschritten die Grenze des Jemen. Panzerautos, Automaschinengewehre, motorisierte Staffeln, von Beduinen geführt, besetzten in einem Monat das ganze Küstengebiet am Roten Meer. Motorisierte Beduinen! Das übertraf alle Erwartungen des Orients.

Noch wenige Jahre zuvor, als Ibn-Saud Dschidda belagerte, weigerten sich die Ichwan, Schützengräben zu graben. Sie seien Krieger Allahs, meinten sie, Erde schaufeln mögen Sklaven. Dieselben Ichwan saßen jetzt in Panzerautos, obwohl dies allen Regeln des freien Wüstenkrieges widersprach. War aber eine Stadt erobert, so verwandelten sich diese modernen Soldaten wieder in wilde Wahhabiten. Häuser wurden verbrannt, Bäume umgeworfen und schiitische und tabakrauchende Ketzer erschlagen. Erst die hohen Gebirge des Jemen brachten den Siegeszug der Ichwan zum Stillstand. Schon im Juni 1934, also vier Monate nach Beginn des Krieges, mußte Imam Jahya um Frieden bitten. Ibn-Saud gewährte dem Besiegten die Souveränität über das eigentliche Jemen, nämlich das fruchtbare Gebirgsland. Dafür mußte der Imam eine Art Protektorat Ibn-Sauds über den Jemen anerkennen und das Küstenland abtreten.

Als die Armee der Ichwan in die Heimat zurückkehrte, war Ibn-Saud Herrscher über vier Fünftel der arabischen Halbinsel. Koran und Schwert hatten sich endgültig durchgesetzt.

Sie bestimmen auch heute noch das ganze öffentliche und private Leben im Königreich Saudya, wie die unter Ibn-Saud vereinten arabischen Länder nunmehr heißen. Alle technischen Neuerungen Ibn-Sauds dienen, wie schon gesagt, dem Gesetz des Korans oder der Armee. Wenn jetzt ein Ehebrecher oder ein Trinker nach den strengen Regeln Abdul Wahhabs bestraft wird, so erscheint ein Beamter des Königs, der mit modernsten Photo- und Filmapparaten bewaffnet ist. In aller Gemütlichkeit filmt er die Qualen des Delinquenten, wodurch die Kamera und der Film in die Dienste des Korans einbezogen werden. Die Filme des saudischen Strafvollzuges werden in ganz Arabien als abschreckendes Beispiel gezeigt, behauptet Dunkan in seiner Monographie

über Ibn-Saud. Sie werden mit frommen Erörterungen über die Sündhaftigkeit des Verbrechers versehen und dienen zur Aufrechterhaltung des rechten Glaubens.

Ibn-Sauds welthistorisches Verdienst besteht darin, als erster gezeigt zu haben, daß es auch anders geht — anders nämlich als in Europa und in Amerika. Daß es möglich ist, einen wehrhaften modernen Staat aufzubauen, ohne die Schattenseiten der abendländischen Zivilisation, ohne Nachtlokale, Theater, Weinschenken, ohne Cocktails, Frauenprobleme, Gassenhauer und Tänze.

Also ein Land, in dem man sich langweilt?

Vielleicht! Aber Menschen, die nie im Theater waren, werden dies schwerlich vermissen, und Menschen, die nie an einer Cocktailparty teilnahmen, wissen nicht, was ihnen dabei entgangen ist. Ein Vergnügen wird erst dann ersehnt, wenn es andern zugänglich ist. Eine Flasche Wein ist aber in ganz Arabien nur den christlichen Gesandtschaften oder Konsulaten in Dschidda gestattet, denen es aber verboten ist, sich den heiligen Stätten zu nähern und die deshalb von niemandem beneidet werden. Im frommen Nedschd gilt sogar Dschidda wegen seiner Konsulate als Lasterhöhle, als modernes Babel.

Ibn-Saud erkannte die Vorteile der europäischen Technik und die Gefahren der europäischen Zivilisation. Deshalb erlaubt er seinen Untertanen nur zweierlei: Beten und Exerzieren, wobei das Gebet auch Exerzieren ist und das Exerzieren Gebet.

Ein Europäer kann schwer verstehen, daß Beten und Exerzieren genügen, um ein Leben auszufüllen. Ein Ichwan kann aber ebenso schwer begreifen, daß man auch etwas anderes braucht. Der Begriff „Vergnügen“ ist ihm fremd, und er kann sich darunter nicht das geringste vorstellen.

Als wir einmal einen vornehmen Wahhabiten fragten, welche Vergnügen im Königreiche Saudya erlaubt seien, dachte der Edle lange nach und antwortete: „Du kannst Freunde einladen, sie bewirten und mit ihnen ein weises Gespräch führen.“ Als wir nach weiteren Vergnügungen forschten, mußte der Wahhabite lange überlegen, ehe er sagte: „Nun, du kannst mit deinen Freunden in eine Oase fahren, saure Milch mitnehmen, dir den Sonnenuntergang

anschauen und dabei Gespräche führen... das ist sehr hübsch.“

„Ein unglückliches Land“, wird ein Europäer oder ein Amerikaner sagen. Vielleicht — aber es ist zugleich auch ein sehr glückliches Land, das einzige in der Welt, dessen Einwohner, um leben zu können, keiner Ablenkung vom Leben bedürfen — keines Rausches, keines Spiels, keiner Kunst. Das Vergnügen, also eine Ablenkung, die im modernen Leben beinahe eine soziale Pflicht ist, braucht nur, wer die übrige Zeit nicht „vergnügt“, also unzufrieden ist. Ibn-Saud weiß dies. Er gibt seinen Untertanen mehr als europäische Vergnügen — den seelischen Frieden.

Der Wahhabite preist das Lebenswerk seines Imams in naiven, aber begeisterten Worten.

„Wir alle sind Brüder, wir kennen keinen Unterschied zwischen Adeligen und Armen, zwischen Weißen und Schwarzen, zwischen Sklaven und Königen. In unserem Lande ist alles sicher. Wenn du irgendwo eine Schnur verlierst und nach einem Monat wiederkommst, so findest du die Schnur, wo du sie verloren hast. Nichts wird geraubt. Der Beduine ist seiner Natur nach räuberisch und wild. Aber wo er unter starker Herrschaft lebt, da wird er sanft wie ein Lamm. Ibn-Saud ist der richtige Fürst für ihn. Er züchtigt heute, aber morgen beschenkt er freigebig. Ibn-Saud behandelt jeden armen Araber, jeden schwarzen Sklaven, wie seinen eigenen Sohn. Deshalb liebt ihn alles. Das ganze Volk ist sein Heer. Jeder erhält von ihm ein Gewehr, Munition und Kleidung. Alles liebt ihn.“

Eine seltsame Staatsform: Demokratie, Theokratie und Diktatur zugleich.

Eine andere Welt, eine sonderbare Welt, die, gut oder schlecht, ihre Eigenart bewahren will.

Diese Welt hat den Mut, nach ihrem eigenen Gesetz das Leben einzurichten: nach dem uralten Wüstengesetz Mohammeds.

Der Dichterspruch: „Ost ist Ost und West ist West, und beide kommen nie zusammen“ — dieser Satz, der 1918 seine Gültigkeit beinahe verloren hätte, ist plötzlich durch Ibn-Saud in altem Umfang bestätigt worden. Angefangen von den Kleinigkeiten des Alltags bis zu den höchsten Problemen der Unendlichkeit weht in Arabien ein anderer Geist. Die Wogen Europas zerbrachen an den heiligen Mauern von Mekka, und der Islam, überall geschlagen, kehrte zum Ge-

burtsland des Propheten zurück, um in der grauen Öde des ewigen Sandes neue Kraft und neues Leben zu erhalten.

In liebenswürdigster Form schildert der türkische Dichter Achmed Hikmet die kleinen alltäglichen Unterschiede, die Ost und West voneinander trennen. In seiner Novelle „Der Neffe“ sagt ein alter Türke zu seinem europäisierten Neffen:

„Mein Kind, hast du noch immer nicht begriffen, daß Orient und Okzident nie übereinkommen können? Hör' zu: Es gilt bei uns als Ehrenbezeugung, das Haupt nicht vor Fremden zu entblößen, jedoch ziehen wir die Fußbekleidung aus; bei den Europäern gilt es als höflich, sich nicht barfuß vor Fremden zu zeigen, aber das Haupt zu entblößen. Die Teppiche, die sie unter ihren Füßen ausbreiten, hängen wir über unseren Köpfen auf. Bei uns wird es als Anstand betrachtet, beim Essen wenig zu sprechen und schnell zu essen. Bei ihnen dagegen ist es üblich, viel zu reden, Geschichten zu erzählen und den Kaffee am Tisch zu trinken. Bei uns gilt es als Anstandslosigkeit, wenn sich Junge in die Rede der Alten einmischen. Bei ihnen dagegen ist das ein Zeichen von Scharfsinn. Wir halten blaue Augen für Zeichen von Ränkesucht und bösem Blick und unheilvoll. Für sie aber sind blaue Augen gesegnet, so gesegnet, daß sie sogar Engel für blauäugig halten. Wir beginnen die Schrift von rechts, sie von links. In den abendländischen Sprachen werden überflüssige Buchstaben geschrieben, aber nicht gelesen, bei uns jedoch werden sie nicht geschrieben, jedoch gelesen. Uns gilt Genügsamkeit als Tugend, sie halten sie für Erniedrigung.“

Der alte Türke konnte seine Rede nicht fortsetzen. Sein europäisierter Neffe schlief ein. Die Fortsetzung übernahm Ibn-Saud, und als die zahlreichen europäisierten Neffen im ganzen Orient neben den Worten Ibn-Sauds auch die Mündungen seiner Gewehre und den Parademarsch seiner Ichwans sahen, erwachten auch sie aus dem europäischen Schlaf zur orientalischen Tat. Die Vereinigung der arabischen Wüstenstaaten, der Ausbau des einzigen schöpferischen, rein islamitischen Reiches der Gegenwart, die Erhebung des Korans und des Schwertes zu Staatssymbolen war das Werk einer 35jährigen Arbeit.

Jahrelang blieb diese Tat, wie einst die Mohammeds, von den Völkern des Orients übersehen, verachtet und belächelt. Die geistige Macht Europas schien so überlegen, daß niemand an einen Erfolg des saudischen Experiments glauben wollte. Nun aber, wo der alte Wüstenruf „Allah ist groß“

in ganz Arabien ertönt, wo Ägypten, Palästina, Irak und Persien das Königreich Saudya zum Nachbarn bekamen, wo europäische Großmächte mit dem arabischen Bismarck Freundschaftsverträge schließen, gewinnt dieses Werk weltgeschichtliche Bedeutung.

Der Islam kennt keine natürlichen Grenzen. Seine Grenzen sind die Welt. Das Königreich Saudya, das heute Protagonist des Islams wurde, ist nicht damit zufrieden, in Ruhe gelassen zu werden. Es will sich mit dem Schicksal der anderen mohammedanischen Länder befassen. Es will sie führen. Die Mittel, deren er sich dazu bedient, sind nicht immer nur Schwert und Koran, ein Drittes kommt hinzu, das Ibn-Saud Siassa nennt. Siassa heißt Politik; Ibn-Saud übersetzt es als „Mission“. Der ganze Mann ist in dieser Übersetzung enthalten, denn Politik ist für Ibn-Saud in erster Linie Mission, das heißt die Verbreitung der Idee vom Staate Gottes.

Schon beim Einzug in Mekka erließ der König einen Aufruf an die islamitische Welt, in dem er die führenden Mohammedaner aller Länder aufforderte, nach Mekka zu kommen, um mit ihm über die Verwaltung des Heiligen Landes zu beraten. Es dauerte zwei Jahre, bis sich die Mohammedaner entschlossen, die Hand zu ergreifen, die ihnen der neue König des Hedschas bot. Der „Kongreß aller islamitischen Völker“, der am 6. Juni 1926 in Mekka eröffnet wurde, verlief stürmisch und wirr. Vor allem die Inder und Ägypter verlangten die Internationalisierung des Hedschas. Als die Wahhabiten dieses Verlangen ablehnten, fehlte es nicht an versteckten Andeutungen, daß die Wahhabiten im Grunde Häretiker seien und deshalb nicht im Besitz des Heiligen Landes belassen werden dürften.

Ibn-Saud bestieg daraufhin selbst die Tribüne des Kongresses und rief empört:

„Als wir hierherkamen, fanden wir überall Verehrung der Gräber. Die Menschen pilgerten zu den Gräbern, um Heilung von ihren Leiden zu finden, um Erfolge für ihre Angelegenheiten zu erbitten. Die Hüter der Gräber versprachen alles, Gesundheit, Nachkommenschaft und Erfolg, damit die Frommen manchmal ungeheure Summen bezahlen. Ich frage euch, ob sich das mit den heiligen Büchern verträgt? Es sind Leute in der Heiligen Stadt gesehen worden, die be-

trunken waren. Man hat sogar nahe bei dem heiligen schwarzen Stein gänzlich Betrunkene aufgelesen. Als unsere Truppen in Mekka einzogen, wollten sie nicht glauben, daß dieses moralisch verkommene Land die wahre Heimat des Islams sein sollte.“

Dem Kongreß blieb nichts anderes übrig, als zuzugeben, daß unter der Herrschaft der Ichwan diese Zustände aufgehört hätten und daß das Heilige Land tatsächlich gemäß dem Worte des Propheten regiert werde.

Diese halb erzwungene Anerkennung des Kongresses wurde zum Grundstein der neuen Politik des Königs. Die Resolution, daß die Ichwan wahre Mohammedaner seien, drang bis in die entferntesten Gegenden der islamitischen Welt und übte überall die Wirkung aus, die Ibn-Saud von ihr erwartete.

War die islamitische Welt bis dahin immer noch im Zweifel, wie sie sich zu dem Siegeszug der Ichwan stellen sollte, so waren jetzt die letzten Bedenken verschwunden. Die Idee Ibn-Sauds wurde zur geistigen Zufluchtsstätte all derjenigen, die sich die Zukunft des Orients anders vorstellen als einen bedingungslosen Anschluß an Europa. Zuerst in den Ländern der arabischen Sprache, dann aber auch in dem gesamten Orient, bildeten und bilden sich halb geheime Bruderschaften, die sich, gleich den Kriegern Ibn-Sauds, Ichwan nennen und immer größeren Einfluß auf die Politik und das Geistesleben ihrer Länder gewinnen. Die Ideen Abdul Hamids und des Sayd Dschemal-Eddin finden damit ihre modernste und derzeit endgültige Verkörperung. Denn gleich Abdul Hamid strebt auch die internationale Bruderschaft der Ichwan nach nichts anderem als nach der Macht über den Islam. Presse und Pilgerfahrten, Politik und Kultur werden jetzt in den Dienst dieser neuen Formulierung der panislamitischen Idee gestellt. Während die weltlich eingestellten, zum Teil religionsfeindlichen Politiker der islamitischen Nationen Stein für Stein den Bau der politischen Selbständigkeit ihrer Einzelstaaten auftürmen, wird von Mekka aus unaufhörlich an der geistigen Verschmelzung eben dieser Nationen und an der Überwindung ihrer nationalistischen Staatsgedanken gearbeitet. Der Staat Gottes soll übernational die mohammedanischen Völker durchdringen — das ist der Gedanke Ibn-Sauds, den hunderte begeisterte Missionare in



den Ländern des Mittelmeerbeckens und des Roten Meeres verkünden. Dieser Staat Gottes heißt heute noch Panarabische Union, sein Ideal ist, Irak, Palästina, Transjordanien, Syrien zu vereinen und gemeinsam mit dem Königreich Saudya und vielleicht auch dem Jemen zu einer mohammedanischen Föderation unter der politischen Führung Ibn-Sauds zu erheben.

Morgen schon wird der Ruf nach Aufnahme des ebenfalls arabisch sprechenden Ägypten in diese Föderation erfolgen — und ein mohammedanischer Großstaat von etwa 25 Millionen Menschen wird beiderseits des Suezkanals und des Roten Meeres sich zwischen Europa und Indien lagern. Und übermorgen . . . ?

Europa, uneinig und seit dem Weltkrieg krank von Haß und Neid und Angst, sieht uninteressiert dieser Entwicklung zu. Es ist vielleicht heute noch in der Lage, dieser neuen geistigen Kraft, die so unerwartet im Mittelmeerbecken auftaucht, erfolgreich andere geistige Kräfte entgegenzustellen — aber: wie lange noch? Die Haltung Großbritanniens in Ägypten und Palästina, die Frankreichs in Syrien und Algerien, die Mobilisierung marokkanischer Freischärler zum Kampf gegen die Regierung von Madrid durch spanische Nationalisten zeigen, wie wenig diese Staaten die Analogie mit der Zeit des Sieges Mohammeds verstehen. Der technisch und zahlenmäßig überlegenen, aber politisch zerrissenen Welt Europas steht eine noch schwache, aber innerlich junge mohammedanische Macht gegenüber, die nur auf die Gelegenheit wartet, aus der Wüste wieder gegen die alten Kulturländer des Westens zum Angriff vorzustoßen.

## ALLAH IST GROSS

Wir haben die politische und geistige Entwicklung der aktiv gewordenen Länder des Islams\*) in der Vor- und Nachkriegszeit als Spiel der Kräfte von Ost und West kennengelernt. Europäische Expansion und orientalischer

---

\*) Also unter Auslassung von Indien, den Malaienstaaten usw.

Wille zur Selbstbehauptung stießen gegeneinander. Auf dem Wege zu seiner politischen Konzentration hat der Orient zunächst nicht nur die Technik, sondern auch den Geist des materialistischen, entgöttlichten Europas übernommen. Dies bedeutete nicht nur eine Revolution gegen die europäischen Großmächte, sondern auch eine kulturelle Revolution gegen dreizehnhundert Jahre mohammedanischer Vergangenheit. Folge dieser Revolution war die staatliche Selbständigkeit der Türkei, Persiens, Afghanistans, Saudya-Arabiens, Ägyptens, des Irak und Syriens. Die Unruhen, die heute Palästina, Algerien, Marokko und andere noch nicht unabhängige Länder des Islams erschüttern, sind ebenfalls Folgen der Entwicklung, die mit der Schlacht an der Sakaria begonnen hat. Diese gewaltige Bewegung trägt aber zwei Gesichter: in der Türkei Kemal Paschas, im Persien Reza Schahs, ist sie im wesentlichen vom Bild der europäischen Kultur fasziniert. In Arabien aber ist die politische Revolution mit einer geistigen „Reaktion“ vereint; dieses Beispiel Ibn-Sauds blieb nicht ohne Folgen. Die Zahl der Orientalen, die, wie der persische Publizist Kesrevi „die Trennung des Orients von der verirrtten Karawane Europas und die Rückkehr auf den natürlichen Weg des Islams“ fordern, wird immer bedeutender.

Der große Vorteil dieses neuen Orients ist, daß er, zum Unterschied von Europa, eine geistige Einheit bildet, der sich früher oder später auch die Laienstaaten Türkei und Persien anschließen werden müssen. Diese Einheit ist der Islam in seiner aktuellsten Form, der Islam, der, aller mittelalterlichen scholastischen Vorurteile und seiner späteren genußsüchtigen Trägheit beraubt, wieder die Religion des Starken, die Religion des Schwertes wird.

Diese geistige Stärke wird allerdings durch die vorläufige materielle und technische Schwäche teilweise lahmgelegt. In einem Kampf einer europäischen Großmacht gegen den Orient würde jeder orientalische Staat auch heute noch unterliegen, aber nur dann, wenn Europa bereit wäre, diesen Kampf mit aller Ausnutzung seiner technischen Überlegenheit und unter Anspannung aller seiner Kräfte zu führen.

Wird Europa dies tun oder wird es jenen verhängnisvollen

Fehler wiederholen, den Kaiser Heraklios beging, der den jungen Islam nicht beachtete und ihm dadurch den Weg freiließ, um Meere und Kontinente zu bezwingen? Die Antwort auf diese Frage wird auch die Entscheidung über die Zukunft Europas enthalten. Denn das uralte und mächtige Reservoir der orientalischen Menschen und Ideen — die Halbinsel Arabien, deren Söhne einst Babylon und Bagdad, Damaskus und Jerusalem begründet haben, ist wieder einmal bereit, sich über den Westen zu ergießen. „Wir sind“, sagte einmal Ibn-Saud, „wie unsere großen Flüsse, die während eines Jahrhunderts nur ein oder zweimal Wasser in ihren Betten führen, aber dann alles fortreißen, alles vor sich her-treiben, alles von den Ufern wegwischen, was die Fremden errichtet haben.“

Noch ist die Gefahr einer solchen kataklistischen Lösung der orientalisches-europäischen Beziehungen nicht allzu groß. Je länger aber die Zerrissenheit Europas währt, je mehr Zeit die Völker des Islams zur politischen und geistigen Konzentration haben, desto schwieriger wird es später sein, die jetzt begangenen Fehler wieder gutzumachen. Der Niedergang der europäischen Vormachtstellung im Orient ist keineswegs die Folge der technischen, sondern ausschließlich der seelischen Schwäche Europas, der eine unvergleichliche seelische Erstarkung des Islams gegenübersteht. Der islamitische Staatenblock, die Türkei, Persien und Afghanistan, kann sich schon morgen mit einer panarabischen Föderation unter Führung Ibn-Sauds vereinen — damit würde der Islam eine Großmachtstellung gewinnen, wie er sie seit der Belagerung Wiens nicht mehr besessen hat.

Die strategische, wirtschaftliche und geopolitische Bedeutung dieser Entwicklung ist kaum abzusehen.

Sie kann für Europa verhängnisvoll werden.

Die Gefahr für Europa ist eine dreifache: zunächst der Verlust des europäischen Kolonialreiches am Mittelmeer, also der arabisch sprechenden Länder, wo teilweise die Europäer heute jene Machtpositionen einbüßen, die sie fast seit den Tagen der Kreuzritter besessen haben. Sodann in zweiter Linie: die Machteinbuße in der Levante muß notwendig zum Verlust europäischer Kolonialreiche in Asien führen, zu denen die Brücke (zu Wasser, zu Land und in

der Luft) über mohammedanische Staaten Vorderasiens führt. Dieser Zusammenbruch des europäischen Kolonialsystems wird aber zwangsläufig zu einem allgemeinen Niedergang der materiellen und geistigen Kultur Europas führen.

Die dritte Gefahr scheint uns aber die größte, obwohl sie noch fern am Horizont steht: es ist die Gefahr eines Bündnisses des Islams mit der gelben und der braunen Rasse.

Man darf nicht vergessen, daß die mohammedanischen Völker Asiens über kaum vorstellbare Reichtümer an Petroleum und Bodenschätzen, an Rohstoffen und Raum verfügen. Kommt es erst einmal in Vorder- und Mittelasien zu einer industriellen Entwicklung, wie sie Kemal Pascha und Reza Schah erträumen, dann werden diese Riesengebiete eine Machtstellung erhalten, die die Japans in Ostasien noch übertreffen kann. Islamitische Staaten beherrschen die Kreuzungspunkte der größten Handelswege der Welt. Mohammedanische Völker stellen hier die anspruchlosesten Bauern und Arbeiter, dort die tapfersten Krieger der Erde. Die 250 Millionen Mohammedaner breiten sich aus zwischen Europas Nationen und den 800 Millionen gelber und brauner Völker Asiens.

Diese Zwischenstellung wird die politische Haltung des Islams im nächsten Menschenalter bestimmen müssen — und davon wird Europas Schicksal abhängen.

Mit mitleidsloser Klarheit steht diese Entwicklung vor dem geistigen Auge eines jeden — ob Mohammedaner, ob Europäer — der die Zusammenarbeit zwischen panasiatischen Losungen und panislamitischen Ideen Tag für Tag sieht. Es nützt nichts, davor die Augen zu verschließen. Diese Probleme sind viel gewaltiger, diese Gefahren für Europa sind viel größer als alle innereuropäischen Zwistigkeiten.

Unsere Aufgabe war es, an der Entwicklung der letzten vierzig Jahre die Tendenzen der kommenden Jahrzehnte aufzuzeigen. Nicht unsere Aufgabe ist es, im Rahmen dieses Buches auch die Wege der Rettung für Europa zu weisen. Nur zwei Sätze seien ausgesprochen, die dem Kundigen als selbstverständlich erscheinen werden. Es gibt zwei Wege für Europa. Der eine — es muß die Herrschaft in Asien mit jenen Methoden behaupten, mit denen es sie gewonnen hat. Schonungslos und ohne Schwäche und vor allem: ohne jenes

schlechte Gewissen, das nichts ist als Merkmal der Müdigkeit.

Aber — diesen Weg wird Europa nicht mehr gehen, nicht mehr gehen wollen.

Und deshalb bleibt nur der andere Weg übrig: die Interessengemeinschaft mit dem Islam, indem dessen überschüssige Energien, dessen jugendlicher Betätigungsdrang mit Hilfe Europas gegen Osten gelenkt wird. Mißlingt dies — dann wehe Europa!

Der Reiter Mohammeds pocht wieder, wie vor dreizehn Jahrhunderten, an der Pforte Europas. Mit einer seltenen Energie, die Schwäche des Gegners meisterhaft ausnutzend, verstand er es, auf den Trümmern des Osmanischen Reiches eine neue Welt aufzurichten, die, der Welt Europas abgekehrt — ihre eigenen panasiatischen Wege gehen will.

Das Wahrzeichen dieser neuen Welt sind und bleiben der Wüstenreiter, die ferne Stadt Mekka, das Gesetz des Korans, das Wort des Propheten und der magische, allumfassende Ruf:

Allahu Akbar — Allah ist groß!

## VERZEICHNIS DER WICHTIGEREN QUELLEN

- Abd el-Krim: Memoiren. Dresden 1927.
- Abdul Ghani: A Revue of the Political Situation in Asia. Lahore.
- Abdullah Amir Tahmasb: Tewarih-i-Risa Schah Pahlavi. Teheran 1926.
- Aghabekoff, G. S.: G. P. U. Berlin 1930 (russ.).
- Aischin, Mohammed: Die Freiheitsbewegung in der Türkei. Berlin 1909.
- Aly Shamsy: An Egyptian Opinion. Genf 1918.
- Amer Ali Syed: The Spirit of Islam. London 1922.
- Armstrong, Captain H. C.: Lord of Arabia. London 1929.
- The grey Wolf. London 1932.
- Arnold, T. W.: The Caliphate. Oxford 1924.
- Atrpet: Das Imamats. Alexandropol 1909 (russ.).
- Axelrod, M.: Das heutige Jemen. Moskau 1928 (russ.).
- Balfour: Recent Happenings in Persia. London 1922.
- Barthold, Prof. W.: Iran 1926. / Islam 1918 (russ.).
- Becker, Prof. C. H.: Islamstudien. Leipzig 1924.
- Berard, Viktor: Le Sultan et l'Islam. Paris.
- Bertrand, Luis: Le Mirage Oriental. Paris 1924.
- Bouron, N.: Les Druzes. Paris 1930.
- Bremond, General Ed.: Le Hedjaz dans la Guerre Mondiale. Paris 1931.
- Le Sultan, l'Islam et les Puissances.
- Brockelmann, Prof. C.: Geschichte d. arabischen Literatur. Leipzig 1921.
- Broucke, Jeanne: L'Empire arabe d'Ibn-Saud. Paris 1928.
- Bury, G.: Pan-Islam. London 1930.
- Cahiers Perses, ed. Messages d'Orient. Alexandrie.
- Carra de Vaux: Penseur de l'Islam.
- Carthill: Verlorene Herrschaft. Berlin 1924.
- Castaghne, Joseph: Le Bolchevisme et l'Islam. Paris 1920.
- Chair ed-Din Pascha: Reformes Nécessaires... Paris 1875.
- Cheesman, Major E.: In Unknown Arabia. London 1926.
- Chirol, Sir Valentine: Indian Unrest. London 1910.
- The egyptian Problem. London 1921.
- The Occident and the Orient. Chikago 1924.
- Dibelius, Wilhelm: England. Stuttgart 1923.
- Donkan, Rupert: Die Auferstehung Arabiens. Leipzig 1935.
- Dschemal-Pascha, General: La vérité sur la Question syrienne. 1918.
- Denkwürdigkeiten. Berlin 1922.
- Dubeux, Luis: La Perse. Paris 1881.
- Enzyklopädie des Islam 1913—1933.
- Essad-Bey: Mohammed. Berlin 1932. / Flüssiges Gold. Berlin 1933.
- Reza Schah. Wien 1935.
- Esslemont: Baha l'Llah and the new earl. New York 1927.
- Frankini: Denkwürdigkeiten über die persische Armee. Petersburg 1883.

- Galahad, Sir: Byzanz. Wien 1936.
- Gaulis, George B.: La Question Arabe. Paris 1925.
- La Ruine d'un Empire. Paris 1913.
- Le Nationalisme Turc. Paris 1921.
- Gauthier, Prof. E. F.: Moeurs et Coutumes des Musulmans. Paris 1931.
- Gibbons, Herbert Adam: The New Map of Asia. New York 1919.
- Goldzieher, Prof. Ignaz: Islamische Studien. Berlin 1888.
- Vorlesungen über den Islam. Heidelberg 1910.
- Graves, Robert: Lawrence et les Arabes. Paris 1933.
- Grusset, R.: Le Reveil de l'Asie. Paris 1924.
- Hadow, R. H.: Report on the Trade and Industry of Persia. London 1925.
- Hagemann, Walter: Das erwachende Asien. Berlin 1926.
- Haldane, Sir Aylmer: The Insurrection in Mesopotamia. London 1929.
- Halide Edib: Memoirs. London 1917.
- Der Neue Turan. Istanbul 1910 (türk.).
- Halil Halid: The Crescent Versus the Cross. London 1907.
- Hamid el Alaili: The future of Egypt. Paris 1910.
- Hamilton, Angus: Afghanistan. London 1906.
- Hammer-Purgstall: Geschichte des Osmanischen Reiches. Wien 1835.
- Hartmann, Prof. Martin: Fünf Vorträge über den Islam. Leipzig 1912.
- Der Islam. Berlin 1909.
- Hell: Die Kultur der Araber. Leipzig 1909.
- Hesse, Fritz: Persien. Berlin 1932. / Die Mossulfrage. Berlin 1927.
- Horn, Prof. Paul: Geschichte der persischen Literatur. Leipzig 1901.
- Horovitz, Prof. J.: Der Islam. Leipzig 1917.
- Huart, Cl.: Histoire des Arabes. Paris 1912.
- Hughes: Dictionary of Islam and Wahhabis.
- Hurgronje, Snouk: Mekka. Haag 1888.
- Indian Statutory Commission, Report of (Simon-Report). London 1930.
- Iranust: Das Neue Regime in Persien. Moskau 1926 (russ.).
- Persien. Moskau 1925 (russ.).
- Ismail Hamet: Les Musulmans français du Nord de l'Afrique. Paris.
- Jäger, Th.: Persien und die persische Frage. Weimar 1916.
- Jung, Eugène: La Révolte Arabe. Paris 1906.
- La Révolte Arabe de Juin 1916 à nos jours. Paris 1925.
- L'Islam et l'Asie devant l'Imperialisme. Paris 1928.
- L'Islam se défend. Paris 1934.
- Jusefowitsch: Die Verträge Rußlands mit dem Orient. Petersburg 1869.
- Kohn, Hans: Geschichte d. nationalen Bewegung im Orient. Berlin 1928.
- Imperialismus und Nationalismus im Nahen Orient. Berlin 1931.
- Krahmer: Die Beziehungen Rußlands zu Persien. Leipzig 1903.
- Krause, P. R.: Die Türkei. Leipzig 1918.
- Kremer, Prof.: Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen.
- Lajpat Rai: Unhappy India. Calcutta 1928.

- Lane-Poole, S.: The Mohammedan Dynasties.
- Lawrence, E. T.: Die sieben Säulen der Weisheit. Leipzig 1936.
- Le Bon, Gustave: La Civilisation des Arabes.
- Legendre, A. F.: Tours d'Horizon mondial. Paris 1920.
- Lingeman, E.: Economic conditions in Persia. London 1930.
- Litten: Persien. Von der Pénétration Pacifique... Berlin 1920.
- Lothrop, Stoddard: The New World of Islam. London 1921.
- Mandelstam, A.: Le sort de l'Empire Ottoman. Paris 1917.
- Manzoni, R.: El Yemen. Rom.
- Margoliouth, D. S.: Mohammed and the Rise of Islam. London 1923.
- Marriott, J. A. R.: The Eastern Question. London 1933.
- Matthias, Leo: Griff in den Orient. Leipzig 1931.
- Melia, Jean: Visages Royaux d'Orient. Paris 1930.
- Mez: Die Renaissance des Islam.
- Mikusch, Dagobert v.: Ghasi Mustafa Kemal. Leipzig 1929.
- Milspaugh: The american task in Persia.
- Mirsa Mohammed Kermani: Die persische Revolution (pers.).
- Mittwoch, Prof. E.: Aus dem Yemen.
- Mott, J. R.: The Moslem World Today.
- Moustafa Sabry: La Révolution Egyptienne. Paris 1919.
- Müller, Prof. August: Der Islam im Morgen- und Abendlande. Berlin.  
— Geschichte des Islam.
- Murray, Harris: Egypt under the Egyptians. London 1925.
- Musil, A.: Zur Zeitgeschichte von Arabien. Leipzig 1918.
- Mustafa Kemal Pascha: Der Weg der neuen Türkei. Memoiren.
- Mustafa Khan Faten: The Economic of Persia. London 1926.
- Nasir Chosrou: Sefir Name (pers.).
- Ninet, John: Arabi-Pascha. Bern 1884.
- Nofal: Das Islamische Recht. Petersburg 1866.
- Oberhummer, Prof. C.: Die Türken u. d. Osmanische Reich. Lpz. 1917.
- Oppenheim, Frhr. Max: Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. Berlin.
- Palmieri, Aurelio: La Politika Asiatika dei Bolscevichi. Bologna 1924.
- Passarge, S.: Ägypten und der arabische Orient. Berlin 1931.
- Philby, H. St. John: Arabia of the Wahhabis.  
— The Heart of Arabia. London 1922.
- Piljnjak, B.: Tadschikistan. Moskau 1931 (russ.).
- Polak: Persien, das Land und seine Bewohner. Leipzig 1865.
- Powel, E. A.: The Struggle for Power in Moslem Asia. New York 1923.
- Reisner, A.: Afghanistan. Moskau 1929 (russ.).
- Richter, Julius: Der Islam als Religion. Berlin 1927.
- Ristelhueber, R.: Les Traditions françaises au Liban. Paris 1925.
- Ronaldshay, Graf v.: Indien aus der Vogelschau. Leipzig 1925.
- Rosen, Prof.: Persien in Wort und Bild. Berlin 1926.
- Ross, Dennison: The Persians. London 1931.



- Rossi, G. B.: El Yemen, Arabia Felix o regio Aromatum.
- Sanhoury, A.: Le Califat. Son évolution vers une société des nations orientales. Paris 1926.
- Sargidschan, Amir: Poslednjaja Buchara. Samarkand 1932.
- Sarron, A.: La Jeune Turquie et la Révolution. Paris 1912.
- Sayd Olim Khan: Die Stimme der unterdrückten Buchara. 1928.
- Schomerus, Hilko Wiardo: Indien und das Christentum. Halle 1932.
- Schremmer: Der Islam der Vergangenheit u. Gegenwart. Berlin 1927.
- Schwarte, Gen. Max: Geschichte des Weltkrieges. Berlin 1932.
- Sekaly, Achille: Les deux congrès musulmans de 1926. Paris 1928.
- Servier, André: Islam and the Psychology of the Musulman. 1924.
- Shaikh Ali Abd el-Rasek: El Islam we usulu l'Hukm. Bahtun fil Chali-fati we-l Hukumati fi-l Islam. Kairo 1925 (arab.).
- Shaikh Mushir Hosain Kidwai: Panislamism. London 1908.
- Sheean, Vincent: The New Persia. London 1927.
- Shuster: The strangling of Persia. London 1912.
- Sia Kök Alp: Gedichte. Istanbul 1910 (türk.).
- Springett, Bernard: Secret Sects of Syria. London 1922.
- Stein: Die Handelsverträge der Sowjetunion. Moskau 1923 (russ.).
- Stenin: Der Orient. Petersburg 1892 (russ.).
- Stuermer, H.: Zwei Kriegsjahre in Konstantinopel. Lausanne 1917.
- Stuhlmann, F.: Der Kampf um Arabien zwischen der Türkei und England. 1916.
- Sultan-Sade: Englischer Imperialismus in Persien und die sozialökono-mische Struktur der Monarchie Resa-Schah Pehlewis. Moskau 1928.
- Sykes, Sir Percy: A History of Persia. 1921.
- Taha Hussein: Fi-l-Schiri-l-dschahili. Kairo 1926 (arab.).
- Topf, Erich: Die Staatenbildung in den arabischen Teilen der Türkei seit dem Weltkriege. Hamburg 1929.
- Toynbee, A. J.: The Islamic World since the Peace Settlement. 1927.
- Turnauw, E.: Das moslemische Recht. Petersburg 1855.
- Valvi, Felix: Spiritual and political revolutions in Islam. London.
- Vambery, A.: Western Culture in Eastern Lands. London 1906.
- La Turquie d'aujourd'hui et d'avant quarante ans. Paris 1898.
- Voyage d'un faux derviche en Asie Centrale. Paris 1864.
- Weil: Geschichte der Kalifen. Berlin 1864.
- Weisl, Wolfgang v.: Kampf ums Heilige Land. Berlin 1925.
- Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer. Leipzig 1928.
- Williams, Kenneth: Ibn-Saud. London 1933.
- Wilson, Cash: Persia Old and New. London 1930.
- Yahia Siddik: Réveil des Peuples Islamiques. Cairo 1907.
- Youssof, Fehmi: La Révolution Ottomane. Paris 1911.
- Ziemke, Kurt: Die Neue Türkei. Stuttgart 1929.

## INHALT

Prolog	Seite
Der Reiter in der Wüste . . . . .	7
Der Islam reitet . . . . .	16
Im goldenen Käfig . . . . .	23
Türken treten in die Weltgeschichte ein . . . . .	28
Erstes Buch	
Der Mantel des Propheten . . . . .	37
Der Schatten Gottes auf Erden . . . . .	41
Der kranke Mann am Bosphorus . . . . .	46
Ein alter Mann mit einem Wanderstab . . . . .	53
Junge Türken auf alten Wegen . . . . .	63
Drei Paschas ohne Gottesfurcht . . . . .	73
Die grüne Fahne des Heiligen Krieges . . . . .	83
Ein gefährlicher Beruf . . . . .	92
An der Hauptfront des Heiligen Krieges . . . . .	96
Der Traum vom Suezkanal . . . . .	99
Des Groß-Senussi letzter Krieg . . . . .	103
Der unheilige Herrscher der heiligen Städte . . . . .	112
Der Aufstand in der Wüste . . . . .	120
Ein Gespenst bittet um Beachtung . . . . .	131
Zweites Buch	
Der Orient in Flammen . . . . .	143
Ein General in Anatolien . . . . .	151
Groß-Griechenlands letzter Asienzug . . . . .	159
Das Wunder an der Sakaria . . . . .	170
Mustafa Kemal trennt sich von Asien . . . . .	181
Allah ist groß — Öl ist größer . . . . .	193
Internationale Lenins gegen Internationale Allahs . . . . .	200
Enver Paschas Reitertod . . . . .	207
Das Reich des Silbernen Löwen . . . . .	217
Das Ende der Kadscharen . . . . .	222
Reza Khan . . . . .	231
Das Dach der Welt . . . . . Afghanistan . . . . .	244
Seine Majestät Amanullah, der Chefredakteur . . . . .	251
Und Indien? . . . . .	257
Das Kalifat der Berberküste . . . . .	259
Abd el-Krim, der Fürst der Berge . . . . .	267

	Seite
Frankreichs Kampf um die Levante . . . . .	271
Der Aufstand der Drusen . . . . .	275
Der Irak und seine Minoritäten . . . . .	284
Palästina-Schnittpunkt dreier Weltteile . . . . .	290
Der Halbmond im Spiegel des Suezkanals . . . . .	297

## E p i l o g

Allahs Mühlen mahlen rasch . . . . .	307
Ein Gelehrter aus der Wüste Nedschd . . . . .	313
Bauern, Mönche, Soldaten . . . . .	320
Der Staat Gottes . . . . .	328
Es geht auch anders . . . . .	335
Allah ist groß . . . . .	342
Quellenverzeichnis . . . . .	347

## ÜBERSICHT NACH DEN DARGESTELLTEN LÄNDERN

	Seiten
Die Türkei bis 1920 . . . . .	37—139
Die neue Türkei . . . . .	143—193
Islamitische Provinzen Rußlands . . . . .	200—217
Iran (Persien) . . . . .	217—244
Afghanistan . . . . .	244—256
Indien . . . . .	257—258
Marokko, Tunis, Algier . . . . .	259—271
Syrien . . . . .	271—284
Irak . . . . .	284—289
Palästina . . . . .	290—296
Ägypten . . . . .	297—304
Arabien . . . . .	307—346

## KARTEN

	Seite
Die größte Ausbreitung des Islams . . . . .	6
Der Orient 1906 vor der jungtürkischen Revolution . . . . .	36
Der Orient 1936 . . . . .	142